Graf Mirabeau.

Von

Theodor Mundt.

Vierter Band.

Berlin, 1858.

Verlag von Otto Janke.

Theodor Schmidt

Das

Siebentes Buch.

Die National-Verſammlung.

I.

Der fünfte Mai.

Am Morgen des 5. Mai 1789 sollte im Schlosse zu Versailles die feierliche Eröffnungssitzung der Generalstände von Frankreich abgehalten werden.

Mirabeau, der bei einem Bürger von Versailles eine kleine und gegen seine sonstigen Gewohnheiten ziemlich anspruchslose Wohnung für die Dauer der Sitzungen gemiethet hatte, stand mit seinem Wirth, einem politisch sehr aufgeregten Färber, schon in früher Morgenstunde in dem kleinen Garten am Hause, wo er das Frühstück eingenommen. Der Färber hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen vornehmen Gast, der ihm zugleich in der Glorie des Volksvertreters erschien, selbst auf das Beeifertste zu bedienen, wobei er freilich zugleich den Vortheil ge-

sucht, in der Unterhaltung mit Mirabeau zu bleiben und von demselben über die Fragen des Tages manches gewichtige Wort zu erlauschen.

Mirabeau aber hatte im Grunde wenig Geduld bewiesen, um über Alles, was der wißbegierige Bourgeois so genau von ihm wissen wollte, Auskunft zu geben. Er sah zum Oeftern nach der Uhr, um zu sehen, ob die bedeutungsvolle Stunde noch nicht herangerückt, die ihn nach dem Schlosse rufen würde. Es war erst sechs Uhr, und eine halbe Stunde später hatte Mirabeau seinen Wagen bestellt, um nach dem Schlosse von Versailles zu fahren.

Ueber Freiheit und Gleichheit, Menschenrechte und Volkssouverainetät habt Ihr mich nun genug ausgefragt, Meister Camille, sagte Mirabeau zu seinem Wirth. Betrachten wir nun auch ein wenig Euere Rosen, die Ihr in der That meisterlich aufzuziehen versteht, und die heut aus diesem frischen Thau schon ihre herrlichste Morgentoilette bestritten haben.

Nein, Herr Graf von Mirabeau, ich habe jetzt etwas Anderes im Kopf, als meine dummen Rosen, entgegnete der Bürger, der in unruhiger Beweglichkeit vor Mirabeau auf- und abging, und dann wieder im tiefsten Nachdenken, den Finger an die Nase

gelehnt, vor ihm stehen blieb. Alle Welt spricht jetzt von der Volkssouverainetät, manche Leute hört man sogar von der Revolution reden, ein seltsames Wort, das plötzlich, und ohne daß man weiß wie, in den Gebrauch zu kommen anfängt. Neulich war ich drüben in Paris, und nahm meine Demie-Tasse in einem Café in der Rue Saint Nicaise ein, wo die Diligence nach Versailles abgeht. Da waren eine Menge Leute, die so gelehrt waren, daß ich mich schämen mußte. Der Eine sprach vom Contrat social, und sah dabei so feierlich aus, wie der Priester, der das Sacrament austheilt, so daß ich mich scheu in die Ecke drückte, und wir Alle mit einer wahren Andacht zuhörten. Ein Anderer las einige Stellen aus einem Flugblatt vor, dessen Titel uns schon mit einer brüllenden Freude erfüllte, denn danach war das Blatt in Paris bei der Wittwe Freiheit gedruckt worden und im Laden zur Revolution für Jedermann zu haben. Nun sagt mir, Herr Graf, was ist eigentlich die Revolution, und welcher Art ist das Geschäft, das sie in ihrem Magazin betreibt?

Ihr seid ein Färber und zugleich ein guter Blumenzüchter, Meister Camille, entgegnete Mirabeau lächelnd. Wenn die Farbe eines Stoffes gänzlich verschossen ist, und der Stoff ist noch gut und halt-

bar, werdet Ihr da verzweifeln, ihm eine andere Farbe zu geben? Nein, Meister Camille, Ihr werdet frisch Hand anlegen. Ihr wascht das ganze Stück erst vollkommen aus, klopft und reibt es und lockert es nach Herzenslust, und dann taucht Ihr es plötzlich in die neue Farbe, die es dann wie ein neues Leben umfließt. Ihr habt eine Revolution gemacht, Meister Camille, denn Ihr habt aus Grau Schwarz, aus Gelb Grün, aus Weiß Roth, und was weiß ich Alles, gemacht. Und noch schöpferischer verfahrt Ihr mit Euren Rosen hier. Ihr belebt den erstorbenen Keim der einen Gattung, durch die frische Lebenskraft der andern, oder Ihr mischt mit ebenso geschickter als gewaltsamer Hand die verschiedenen Gattungen mit ihrem Samen durcheinander, und erzeugt daraus ein ganz neues herrliches Gewächs, wie Ihr es vordem noch nie gesehen habt. Da habt Ihr schon wieder eine Revolution gemacht, Meister Camille! Und so, wie Ihr mit Euren Rosen, werden wir auch mit den verschiedenen Klassen und Ständen der Gesellschaft verfahren müssen. Aus allen diesen, Freund, müssen wir jetzt eine neue und einheitliche Mischung herstellen, und vielleicht kommt diese Sache heute noch, spätestens morgen, zur Sprache. Denn Hof und Ministerium irren sich, wenn sie glauben, daß wir

hier in Versailles nach Ständen tagen, nach Ständen berathen und beschließen werden. Die drei Stände sollen schon in dieser Versammlung zu einer untheilbaren Nation zusammenfließen, und dafür werden die Gemeinen, dafür wird Mirabeau sorgen. Sollte man es selbst eine Revolution nennen, wie ich Euere Rosenzüchterei eine Revolution nenne!

Camille klatschte sich vor Freuden über diese Auseinandersetzung in die Hände, während Mirabeau, der immer ungeduldiger zu werden anfing, mit heftigen Schritten den kleinen Garten durchmaaß, und dann seinen Diener aussandte, um das Heranfahren des Wagens beschleunigen zu lassen.

Wenn ich so ungeduldig zu einer Sache bin, pflegt sie mir gewöhnlich irgend eine Unannehmlichkeit zu bereiten, sagte Mirabeau vor sich hin. Ich hätte die Nehra und den kleinen Coco mit herübernehmen sollen. Das sind Gesichter, die mich immer zum Frieden stimmen, und in schöner, friedlicher Stimmung hat man auch viel bessere Erlebnisse. Nun, es ist ein großer Tag heut, und wir werden sehen, was er uns bringen wird, wie wir mit ihm werden bestehen können! —

Der Wagen erschien endlich.

Den Ständen war eine so frühe Zeit ihres Er-

scheinens in Versailles angesetzt worden, um die ceremoniellen Formen, mit denen es das Ministerium sehr genau zu nehmen dachte, in recht reichlicher Ausführlichkeit zur Erledigung bringen zu können. Zugleich sollte aber diese Gelegenheit benutzt werden, um den Abgeordneten des dritten Standes von vornherein eine empfindliche Demüthigung zu bereiten.

In der Avenue des Schlosses von Versailles war ein großer und schöner Saal als der geeignetste Raum, um die zwölfhundert Abgeordneten Frankreichs und außerdem eine zahlreiche Zuhörerschaft aufnehmen zu können, aufgefunden und hergerichtet worden. Louis XVI. selbst, der gern baute und Baupläne machte, hatte sich mit den Einrichtungen und Verzierungen dieses Saales auf das Eifrigste beschäftigt.

Es war dem König längere Zeit hindurch eine besondere Angelegenheit gewesen, diesen Raum, in welchem er die Vertreter der Nation sich gegenüber erblicken wollte, auf das Würdigste und Glänzendste für einen solchen Act der Verständigung und Einigung auszuschmücken. Er hatte selbst die Tapeten und die Vorhänge ausgesucht, durch welche die zu große Helle des Tageslichts gedämpft in den Saal hereinfallen sollte.

Als Mirabeau hier angelangt war, sah er mit

der größten Verwunderung, daß er sich nicht auf demselben Wege in den Saal begeben durfte, wie die gleichzeitig mit ihm angekommenen Herren, welche als Vertreter des Adels oder der Geistlichkeit erschienen. Während für diese letzteren der Eingang durch die große Hauptthür des Saals bestimmt war, ließ man die Abgeordneten der Gemeinen zuerst durch eine in einer Wagenremise befindliche Hinterthür in einen finstern und engen Corridor eintreten, in dem sie, zusammengepfercht und sich aneinander drängend, auf ihren Einlaß warten mußten.

Dies ist ein sehr würdiges Vorzimmer für die Abgeordneten der Nation! sagte Mirabeau zu seinem Nachbar, dem Abbé Sièyes, mit dem er sich erst erkannt hatte, nachdem Beide in der Dunkelheit auf das Heftigste zusammengestoßen waren. Das Gouvernement wünscht, daß wir uns erst einander die Köpfe einrennen, oder die Zähne wackelig stoßen, ehe wir ihnen gegenübertreten. Auf die Frage: „was ist der dritte Stand?“ hat unser Sièyes in seiner herrlichen Schrift geantwortet: „Alles!“ Das Ministerium aber antwortet heut und sagt: der dritte Stand ist ein gewisses Etwas, das durch eine Hinterthür in einen Wagenschoppen hereingelassen wird, dort in einer wahrhaft ägyptischen Finsterniß an die ewige

Dunkelheit seiner Existenz sich erinnert sieht, und sich an seiner eigenen Masse so abarbeitet und zu Schanden stößt, daß, wenn man es nachher bei Licht zu besehen hofft, nichts mehr an ihm ist. Aber nein, meine Herren, wir werden den Kopf steif halten, und durch die würdige und stolze Schlachtordnung in der wir nachher aufmarschiren, unsere Gegner beschämen!

Oder wir werden wie die kleinen Kinder gehalten, sagte Abbé Siéyes, die man erst im Dunkeln einsperrt, ehe man ihnen die zugedachten Geschenke bescheert. Es geht daraus hervor, daß man besser thut, sich nichts schenken zu lassen. Denn die geschenkte Freiheit ist auch nur so eine Hinterthür, durch die man in ein dunkles Loch gebracht wird. Ich schlage also vor, meine Herren, daß wir in dem Saal, in den man uns doch nun hoffentlich bald einlassen wird, uns nichts bescheeren lassen, sondern uns nur Alles nehmen wollen, was uns zukommt. Jedes Recht muß zugleich ein offener Sieg über das Unrecht sein, sonst hat man es nicht und kann es nicht brauchen.

Oder, meine Herren, man könnte auch denken, daß das Gouvernement mit dem dritten Stande Versteck spielen will! rief eine lebhafte, kreischende Stimme, die einem jungen Advokaten aus Arras, Namens

Maximilian Robespierre, angehörte. Er hofft uns dann in dem elenden Winkel zu finden, in den es uns selbst hineingesteckt hat, aber das ist kein Spiel, meine Herren. Aber wir werden ja bald überall sein, nicht blos da, wo uns das Ministerium zu finden glaubt. Das Ministerium glaubt eine Maus versteckt zu haben, und wenn die Thüren aufgehen, wird es einen Löwen dafür finden, oder meinetwegen auch einen Tiger, mit wohlgewetztem Zahn.

Keineswegs aber soll es Kaufleute an uns finden, mit denen man feilschen und mäkeln kann um die Rechte der Nation, sagte Mirabeau. Denn am meisten kommt es mir hier eigentlich vor, wie auf einem Flur der Börse, wo man sich zusammendrängt, um auf die Eröffnung des Geschäfts zu warten.*) Heut, wo Alles Agiotage ist und Procent-Schwindel, meint das Ministerium vielleicht nur eine vortheilhafte Anleihe an uns herausschlagen zu können. Aber jeder neue Franc, meine Herren, soll der Regierung theuer zu stehen kommen. Soviel Francs für Euren Beutel, soviel Rechte für die Nation, soll es fortan heißen.

Unter solchen und ähnlichen Unterhaltungen suchten sich die Deputirten die Zeit zu kürzen. Es währte

---

*) **Mirabeau, Journal des états-généraux. Nr. 2.**

aber fast zwei Stunden, ehe sie aus dieser dunkeln Haft, in welcher sie in der unbequemsten Lage hatten verweilen müssen, durch das Zeichen, das der Ober-Ceremonienmeister Marquis de Brézé gegeben, erlöst und in den großen Saal eingelassen wurden.

Mirabeau wurde zuerst durch den Anblick des glänzenden Raumes gefesselt, der sich ihren Augen darbot. Der Salle des Menus, welcher für die Aufnahme der Reichsstände eingerichtet worden, bot in seinem Innern zwei Reihen von Säulen ionischer Ordnung dar, die dem großen Saal eine ungewöhnliche Würde und Feierlichkeit verliehen. Der Saal empfing sein Hauptlicht von oben aus dem Oval eines durchbrochenen Plafonds, an dem zugleich ein Zelt von weißem Taffet zur Milderung der Sonnenstrahlen ausgespannt war. Es herrschte dadurch ein eigenthümliches sanftes Dämmerlicht, welches überall eine gleichmäßige Helle verbreitete, und jeden einzelnen Punkt in dem großen Raum mit gleicher Bestimmtheit und Deutlichkeit erkennen ließ. Im Grunde des Saals erblickte man auf einer prächtig geschmückten Estrade und unter einem mit Goldfranzen gezierten Baldachin den Thron, den für die Königin bestimmten Fauteuil und die Tabourets der Prinzessinnen, nebst den für den übrigen Theil der Königlichen Fa-

milie bestimmten Sesseln. Unterhalb dieser Estrade stand die den Ministern und Staatssecretairen angewiesene Bank. Zur rechten Seite des Thrones hatte man die Bänke für den geistlichen Stand, zur linken die für den Adel aufgestellt, während gerade gegenüber dem Thron die sechshundert Plätze der Abgeordneten des dritten Standes sich erhoben.

Der Marquis de Brézé begann jetzt mit zwei ihm beigegebenen Ceremoniemeistern den Abgeordneten nach der Reihe ihrer Wahlbezirke ihre Plätze anzuweisen. Als der Herzog von Orléans in der Mitte der übrigen Deputirten von Cresply heranschritt, erhob sich zuerst von den amphitheatralisch aufgerichteten Zuschauer-Tribünen her ein lebhaftes Beifallsklatschen, welches sich mächtiger wiederholte und jetzt auch von vielen Abgeordneten unterstützt wurde, als man bemerkte, wie der Herzog einen Geistlichen, der in der Deputation dieses Wahlkreises bisher hinter ihm gegangen war, zu dem Vortritt nöthigte und nicht eher abließ, bis der kugelrunde geistliche Herr in der That vor ihm herschritt. Inzwischen hatte sich auch die Bank der Minister zu füllen angefangen. Die Minister waren sämmtlich in reich vergoldeten Staatsuniformen erschienen, nur einen einzigen Herrn unter ihnen erblickte man in einer einfachen, bürgerlichen

Kleidung, und in einer so natürlichen Haltung, als wenn es sich um ein Staatsgeschäft oder eine Salon-Unterhaltung, aber keineswegs um eine außerordentliche Feierlichkeit handelte. Sobald man ihn wahrgenommen, erhob sich auf allen Seiten, sowohl in der Versammlung wie auf den Tribünen, eine freudige Bewegung, die endlich in einem allgemeinen Händeklatschen sich entlud. Necker gab nur durch ein sinniges Lächeln, das flüchtig auf seinem ernsten, von Gedanken durchfurchten Gesicht emporstieg, zu erkennen, daß er wußte, wem der Kranz einer so großen Popularität in diesem Augenblick gereicht wurde.

Jetzt schritt die Deputation der Provence heran, aus deren Mitte Graf Mirabeau in seiner aufrechten stolzen Haltung sich erhob, um sich auf seinen ihm bestimmten Platz zu begeben. Schon rührten sich leise einige Hände in der Ferne des Saals, um auch für ihn, den in Frankreich schon so vielgenannten, das Ungewöhnlichste von sich reden machenden Mann, mit einem Zeichen des Beifalls anzuschlagen. Mirabeau hob schon sein Haupt freudiger und selbstbewußter empor. Alle Träume seiner Jugend schienen ihn in diesem Augenblick herrlich grüßen zu wollen. Aber kaum hatte er sein Ohr in diese anschwellenden

Laute, die sich aus der Versammlung zu ihm heran-drängen wollten, zu versenken begonnen, als er leise in sich zusammenfuhr, denn das waren keine Beifalls-laute mehr, welche sich seiner Person zuwandten, son-dern das war ein unwilliges Geflüster und Gemurmel, das zuerst entstanden schien, um die Beifall spen-denden Hände zur Ruhe zu verweisen, bald aber, obwohl nur verstohlen grollend und heimlich zischend, wie eine drohende Wetterwolke sich über dem Haupte Mirabeau's zu entladen drohte.

Mirabeau aber fühlte sich dadurch jetzt nur zu dem wahren Bewußtsein seiner Kraft erhoben. Mit übereinandergeschlagenen Armen, den Kopf mächtig in die Höhe gerichtet, schleuderte er einen einzigen gewaltigen Blitz seiner Augen, nach der Seite hin, woher der Ausdruck des Unwillens sich am meisten gegen ihn zu richten schien. Dann ließ er sich, in-dem plötzlich eine tiefe Stille eintrat, mit einer ge-bieterischen fast drohenden Würde auf dem ihm ange-wiesenen Platz nieder.*)

Bald darauf erschien der König, gefolgt von der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen. Bei seinem Eintreten erhob sich die ganze Versammlung und

---

*) Madame de Staël Considérations sur la Révolution française I. 172. Montigny VI. 35.

brach in einen lauten enthusiastischen Zuruf des Beifalls und der Freude aus. Auch der dritte Stand hatte sich, wozu Mirabeau das Signal gegeben, rasch und in eifriger Huldigung erhoben, war aber in dieser aufrecht stehenden Haltung verblieben, ohne das Knie zu beugen, wie es noch das letzte Mal, als die Reichsstände Frankreichs versammelt gewesen, als unerläßliche Pflicht geübt worden war. Heut würde es kaum der vorher getroffenen Verabredung bedurft haben, denn die ganze Situation war bereits von der Art, daß es ins Lächerliche gefallen wäre, wenn der dritte Stand sich in diesem Augenblick vor dem König auf die Kniee geworfen hätte.

Ludwig XVI. erschien mit dem großen königlichen Hermelin bekleidet, und trug auf seinem Haupte einen Federhut, dessen Schleife von großen Diamanten strahlte, während der Pitt mit seinem weithin schimmernden Glanz den Knopf desselben bildete. Der König schien zuerst von dem Empfang, der ihm zu Theil geworden war, innig bewegt und erfreut. Ein Lächeln der Rührung durchflog sein Gesicht. Dann aber, nachdem Alles um ihn her wieder still und bewegungslos geworden, und der König die ernsten und mannhaft strengen Gesichter der Abgeordneten der Gemeinen

sich gerade gegenüber erblickte, verwirrte sich seine Haltung und er schien einen Augenblick zu zittern.

Mirabeau bemerkte dies, und er sagte, auf den in den Krondiamanten so glanzvoll strahlenden König hindeutend, mit einer Stimme, die vielleicht nicht blos von seinem Nachbar vernommen wurde: „Seht da, das Schlachtopfer!“ *)

Sein Nachbar war Barnave, ein junger Gutsbesitzer, den die Dauphiné in die Versammlung entsendet hatte, und in dessen Wesen sich eine große Schärfe aussprach, die namentlich beim Erscheinen des Hofes sich in seinen feindselig blitzenden Augen bemerklich machte.

Barnave erwiederte: Bisher war das Volk das Schlachtopfer, und konnte sich dabei nicht so prächtig schmücken. Das Opfer im Hermelin wird Gott wohlgefälliger sein, als das Opfer im Sklavenkittel! Aber seht, die Königin hat dafür eine um so einfachere Toilette gemacht. Man hat sie noch kaum so schmucklos und in einem so bescheidenen Gewande gesehn, wie heut. Sie wird auch einst geschmückt werden müssen, Graf Mirabeau, wenn der Tag der gekrönten

---

*) „voilà la victime!“ Weber (Mémoires I. 335.), welcher der Sitzung beiwohnte, berichtete diese Aeußerung Mirabeau's als Augenzeuge.

Opfer kommt. Aber seht, Marie Antoinette ist schon bleich wie der Tod, sie zittert!

Sie sieht in dieser stillen, einfachen Toilette schöner wie jemals aus! sagte Mirabeau leiser, sich in den Anblick der Königin vertiefend, die auf dem ihr bestimmten Fauteuil neben dem Thron, wodurch sie niedriger als der König saß, Platz genommen hatte.

Jetzt begann der König, nachdem er seinen Federhut abgenommen, seine wohleinstudirte Rede, mit der er die Versammlung seiner Reichsstände eröffnen wollte. Sein Organ klang heut wohltönender und reiner, als man es sonst von dem König, wenn er sich in einer innern Bewegung befand, zu hören gewohnt war. Seine einfache, ungeschminkte Manier, die ihn auch in diesem Augenblick nicht verließ, mußte für jeden unbefangenen Zuhörer etwas Einnehmendes haben. Doch schien es die Stimmung der Versammlung eher aufzureizen als zu beruhigen, daß der König sogleich die Staatsschuld und die Finanzfrage an die Spitze seiner Rede stellte und die Mitwirkung der Repräsentanten der Nation zu nichts Anderem als zur Schließung dieser klaffenden finanziellen Wunden des Staats in Anspruch nehmen zu wollen schien. Zuletzt nannte er sich noch den ersten Freund seines

Volkes, und sprach von seiner großen Liebe für Frankreich.

Nachdem der König seine Rede beendet, der ein langes und anhaltendes Beifallklatschen gefolgt war, bedeckte er sich wieder das Haupt, und ließ sich auf seinem Thronsessel nieder. In diesem Augenblick sah man alle Herren vom Adel, welche sich in der Versammlung befanden, ihre Kopfbedeckungen aufsetzen. Sofort setzte auch Mirabeau seinen Hut auf, und mehrere seiner Nachbaren folgten seinem Beispiel, während man sich demselben von anderer Seite her widersetzen wollte. Bald entstand ein lauter Lärmen und die widerstreitenden Rufe: „setzt die Hüte auf! laßt die Hüte herunter!“ durchliefen die Reihen des dritten Standes. Kaum hatte das aufmerksame Ohr des Königs diese unheimlich durcheinanderschwirrenden Laute vernommen, als er selbst mit einer eiligen Bewegung seinen Hut abnahm, welchem Beispiel nunmehr die ganze Versammlung folgte.*)

Diese Rede des Königs, sagte Mirabeau zu seinem Nachbar auf der rechten Seite, dem Abbé Siéyes, klang mir so weich, wie das Liebesgedicht eines elegischen Poeten, in die Ohren. Und der

*) Buchez Histoire de l'assemblée constituante p. 262.

König liebt ganz gewiß die Nation, wie ein Bräutigam seine Braut nur lieben kann. Nur verletzt es in einem Liebesgedicht sehr, wenn der Liebende seinem Gegenstande sogleich erzählt, daß er mehr Schulden wie Haare auf dem Kopfe hat, und daß er eigentlich nur auf eine Geldheirath mit der Angebeteten spekulirt. Er hätte uns doch in der Illusion erhalten können, daß es auf die politische Freiheit der Nation, und nicht blos auf ihre Taschen abgesehen ist.

Dazu sind die Reichsstände, um der Liebe des Königs zur Nation auf den Grund zu fühlen, entgegnete Siéyes in seiner strengen Manier. Ich sehe aber noch den Siegelbewahrer Herrn von Barentin und den Herrn Necker. Die werden das Königliche Liebesgedicht uns sogleich in trockene Zahlen umsetzen!

Der Siegelbewahrer begann jetzt seine Rede mit einem schwachen, kaum verständlichen Organ, obwohl seine Auseinandersetzungen mit einem gewaltigen Schwung anhoben und die große Behauptung an die Spitze stellten, daß der König das allgemeine Glück der Nation auf der heiligen Basis der öffentlichen Freiheit herstellen wolle. Dann wurden zwar die Finanzen, die Steuern und Abgaben erwähnt, aber in einem so geschickten Zusammenhang mit den politischen Reformen der Nation, daß diese Rede, wenn

sie vernehmbarer und weniger geistreich gewesen wäre, einen sehr bedeutenden Eindruck nicht verfehlt haben würde.

Dann erhob sich Necker, um die Situation der Finanzen auseinanderzusetzen. Als er aufstand, zeigte sich in der Versammlung die gespannteste Aufmerksamkeit. Ein tiefes, fast athemloses Schweigen herrschte rings um ihn her. Man hoffte die Ankündigung der Wiedergeburt Frankreichs in großen Zügen und in bestimmten, sichern Einzelnheiten zu vernehmen. Necker begann auch mit dem würdigsten Ernst und in einer edeln, ausdrucksvollen Sprache, aber wie erstaunte man, als statt der Ideen, auf deren kühne und weitgreifende Darstellung man gespannt war, nur dürre, klappernde Zahlen, nur trockene, und offenbar in ein künstliches Licht gerückte Rechnungen, an das Ohr der Versammlung schlugen.

Necker secirte jetzt die große Riesenschlange des französischen Deficits mit der Selbstbewußtheit und Kaltblütigkeit eines Chirurgen. Nur auf sechsundfunfzig Millionen wollte er dies Deficit sich belaufen lassen. Die Gefahr eines bevorstehenden Staatsbanquerotts lehnte er vollständig ab, und zählte zur Beruhigung der Gemüther alle die unermeßlichen Hülfsquellen auf, aus denen der Staat nur nach

einem verbesserten Plan zu schöpfen brauche, um sich finanziell gänzlich wiederherzustellen und zu verjüngen. Man fühlte, daß er damit sagen wollte, und er sagte es fast: daß der König, wenn er gewollt hätte, sich dieser Zusammenberufung der Repräsentanten der Nation ganz hätte entschlagen können! Denn wenn man den General-Director der Finanzen heut hörte, so war es nur eine Kleinigkeit, deren er sich vermaß, indem er das Gleichgewicht der Finanzen schon in kurzer Zeit wiederherzustellen versprach, und zwar so, daß dann alle Zahlungen mit der größten Leichtigkeit geleistet, die Anleihen gänzlich abgeschafft, der Zinsfuß herabgesetzt und unermeßliche Capitalien, die bisher nur hinter Mauern und Riegeln versteckt gelegen, herbeigeströmt sein würden, um den Nationalreichthum in vollen Wogen anschwellen zu lassen!

Dann berührte Necker mit derselben künstlichen Ruhe und scheinbaren Gleichgültigkeit eine andere Frage, welche noch als der eigentliche revolutionnaire Zündstoff im Schooße der Versammlung schlummerte. Die Versammlung war von Adel, Geistlichkeit und Volk nach Ständen gewählt worden, sie war heut nach Ständen zusammengetreten. Es schwebte aber ganz wie von selbst die Voraussetzung über ihr, daß sie bei ihren Berathungen nicht in dieser Trennung

der Stände verharren, sondern sich sofort beim Beginn ihres Werkes vereinigen und zu einem einzigen und untheilbaren Nationalkörper zusammenbegeben werde.

Der Hof und das Ministerium hatten es bisher sichtlich vermieden, diese Frage zu irgend einer grundsätzlichen Entscheidung zu rufen. Und Necker trat jetzt mit der ebenso versöhnlichen als arglistigen Floskel hervor, daß es Fälle geben würde, in denen man der getrennten Berathung nach Ständen ohne Zweifel werde den Vorzug geben müssen, wie sich vielleicht auch andere Fälle finden möchten, wo es am dienlichsten sein würde, in der Gesammtheit aller drei Stände nach Köpfen zu berathen und zu beschließen. Zugleich sah man jedoch den zaghaften Griff der Hände, womit Necker diese feurige Kohle anfaßte, indem er, unvermögend sie selbst halten zu können, sie erst recht in die Mitte der Versammlung hinabwarf. Diese Kohle geschickt aufzuheben und unschädlich zu machen, schien er namentlich dem Takt oder auch der Großmuth der beiden übrigen privilegirten Stände zu überlassen. Darum fielen auch gewichtige Lobsprüche für Adel und Geistlichkeit aus dem Munde des General-Directors der Finanzen. —

Nachdem Necker fast zwei Stunden hindurch ge-

sprochen, ging die Versammlung auseinander. Die größte Aufregung und eine sichtliche Mißstimmung herrschten auf allen Seiten.

Man drängte sich beim Hinausgehen stürmisch durcheinander. Auch den Aristokraten entschlüpften Aeußerungen, die keineswegs günstig für das Ministerium klangen. Denn diese Herren ärgerten sich hier zu sein, weil ihnen Necker soeben gesagt, daß das Geldbedürfniß des Staats es keineswegs unumgänglich nothwendig gemacht, die Reichsstände zu berufen. Da er sich anheischig gemacht, den Zustand der Finanzen Frankreichs schon in spätestens acht Monaten wieder herzustellen, so fragte man sich erstaunt und gereizt, warum er dem Adel erst diese fatale Unbequemlichkeit auferlegt, und warum der ganze Skandal einer solchen Versammlung nicht lieber vermieden worden sei?

Mirabeau war beim Ausgange aus dem Saal mit Lafayette zusammengetroffen, der ihn in diesem Augenblick mit größerer Freundlichkeit begrüßte, als es sonst in ihrem gegenseitigen Verhältniß lag.

Nun, Graf Mirabeau, fragte Lafayette, indem er ihm in seiner herzlichen Weise die Hand darreichte, wie hat es sich auf den Bänken des dritten Standes gesessen?

Sehr gut, entgegnete Mirabeau, denn man saß da wenigstens trocken, indem man nicht nöthig hatte, sich mit den Lobsprüchen eines Necker den Kopf beregnen zu lassen. Und Ihr, amerikanischer Freiheitsheld, den der Adel zu seinem Vertreter in dieser Versammlung erkoren?

Wir sind dort auch nicht gerade naß geworden von dem Lobe Necker's, versetzte Lafayette, denn der ganze Adel schüttelte den Kopf und es fiel dadurch Alles wieder von ihm ab, was von der Dachtraufe der Necker'schen Rede herunterrieseln wollte.

Es war eine nichtswürdige, gleißnerische, mit nichts als mit einer Mausefalle zu vergleichende Rede, rief Mirabeau mit dem heftigsten Zorn. Wenn er blos von den Finanzen sprechen wollte, so hätte er doch auch von dem heiligen und unveräußerlichen Recht dieser National-Versammlung sprechen müssen, nämlich von dem, die Abgaben zu bewilligen, um so mehr, da der König schon seit länger als einem Jahre dies Recht seinem Volke feierlich zuerkannt hat! Das Steuerbewilligungsrecht müssen wir als die erste Stufe unserer Freiheit festhalten, sonst stolpern wir gleich zu Anfang. Und von einer Constitution für Frankreich kein Wort! Dafür ein armseliges Coquettiren mit den Privilegirten. Und während er der

Vereinigung der drei Stände zu einem einzigen nationalen Körper den ganz natürlichen Lauf hätte lassen sollen, der gar nicht aufgehalten und abgeändert werden kann, reibt er der Versammlung den innern Zwiespalt ihrer Theile recht geflissentlich unter die Nase, wie eine Prise Spaniol. Wenn sie dann so niesst, wie der Hof es zu hören wünscht, will Necker ihr ein gnädiges Prosit zurufen, indem er ihr auf die Schulter klopft und sie seine liebe Provinzialversammlung nennt, die auch fein säuberlich nach Ständen gesondert geblieben. Dieser Necker ist ein kluger Mann, und er sollte nicht einsehen können, daß die alten Künste sämmtlich verbraucht sind, daß mit Kabalen und Intriguen kein Volk mehr zu regieren ist, und daß der Minister ertrinken muß, der heut noch dem Strom der öffentlichen Meinung entgegen schwimmen will? *)

Die klügsten Leute sind oft zu dumm, um es zu bemerken, daß sie plötzlich in einer andern Zeit leben, sagte Lafayette. Lebt wohl, Graf Mirabeau. Ich

*) Mirabeau Journal des États-généraux Nr. 13., mit welcher Nummer das Journal den Titel Lettres du Comte de Mirabeau à ses commettans annahm, weil ihm die Censur-Behörde die Erlaubniß zur Herausgabe eines Journals streitig machen wollte.

sehe, Ihr denkt immer noch zu gut von einem Minister des Hofes. Ich aber, obwohl ich zufällig auf den Bänken des Adels sitze, denke sehr schlimm von dem, was werden wird und werden muß. Es ist aber einmal so gekommen, daß das Schlimmste das Beste sein wird. Nun, wir werden sehen, wie es morgen geht. Morgen wird es sich darum handeln, die Vollmachten der Wahlen zu prüfen, und es wird sich nun zeigen, ob die Privilegirten einstimmen werden, dies erste Geschäft in einer gemeinschaftlichen Sitzung aller Stände vorzunehmen, oder ob dabei sogleich die Sonderung nach Ständen eintreten wird. Das Loos kann also morgen schon geworfen werden, Graf Mirabeau! —

Sie trennten sich, und Mirabeau, den plötzlich eine große Traurigkeit zu beschleichen anfing, eilte, jede andere Begrüßung mit seinen Bekannten vermeidend, vor die Thür hinaus, um seinen Wagen zu besteigen. Draußen aber sah sich Mirabeau plötzlich von einigen Freunden umgeben, die er zum Theil seit längerer Zeit nicht gesehen, und die ihn hier erwartet zu haben schienen. Sie umringten ihn mit freudigen Willkommensgrüßen, und an ihren lachenden, übermüthigen Gesichtern, die seinen eigenen Empfindungen in diesem Augenblick sehr widersprachen,

erkannte Mirabeau mit Erstaunen, daß diese Freunde seine schmerzliche und ärgerliche Stimmung keineswegs zu theilen schienen.

Willkommen, Etienne Clavière! sagte Mirabeau. Willkommen, Dumont und Duroverai! Ich habe das Kleeblatt der Genfer schon im Sitzungssaal auf der Zuschauertribüne gesehen. Aber sagt mir, warum Ihr mich Alle so lachend angrinset? Habe ich etwas an mir, weshalb Ihr mich auslacht, oder hat Euch diese Eröffnung unserer Versammlung einen so unglaublichen Spaß bereitet? Vielleicht hat es Euch auch amüsirt, daß ich beim Eintritt in den Saal fast wieder hinausgeworfen worden wäre? Ihr habt doch bemerkt, daß ich zum Empfang ausgezischt worden bin?

Auch das trug zur Komik dieser jämmerlichen Versammlung bei, sagte Clavière, noch unaufhörlich lachend. War es denn aber nicht ein Spaß, Freund, ein ungeheurer Spaß zum Lachen, eine Versammlung von Raben zu sehen, die sich mit so vieler Grandezza auf dem schon erkaltenden Körper der Monarchie niederlassen, und die, während sie schon gleich zu fressen anfangen könnten, erst noch lange von ihren Rabenvätern, König, Hofleuten und Ministern, die

doch zugleich zu ihrem Fraß bestimmt sind, sich herumcomplimentiren lassen? Und unter diesen Raben Du, Mirabeau, der einzige Löwe, den das Gesindel auszischt, weil er nicht Ihresgleichen ist! Nun, Mirabeau, wie riecht Dir denn die Monarchie zu, seitdem Du Reichsstand Seiner allerchristlichsten Majestät, des Königs von Frankreich, geworden bist?

Du weißt, Clavière, entgegnete Mirabeau mit vieler Ruhe, daß unsere Bahnen sich etwas geschieden haben, seitdem die Bewegung in Frankreich losgebrochen ist! Du steuerst mit Deinem wilden Fahrzeug der Republik entgegen, und suchst die Sturmnacht heraufzuführen, während ich zu dem Stern der freien Monarchie bete. Dein Gewölk und mein Stern, das kann und darf sich nie berühren. Aber ich liebe Dich und die andern Genfer darum nicht weniger, und möchte nimmer Euere Freundschaft missen. —

Man schlug ihm vor, einen Spaziergang nach Trianon zu unternehmen, da die Stunde zum Diner noch nicht herangerückt war, und eine gemeinsame Wanderung durch den dortigen Park am besten Gelegenheit zu einer vertrauten Aussprache geben konnte, die besonders den Genfer Freunden sehr am Herzen zu liegen schien.

Der außerordentlich schöne Maitag, frisch und sonnig zugleich, der draußen wehte, unterstützte diese Absichten. Mirabeau schickte seinen Wagen nach dem Hôtel Charost, wo die Genfer wohnten, und wo er dann mit ihnen diniren wollte.

II.

Spaziergang nach Trianon.

Der Weg nach Trianon wurde durch den dunkelschattigen Park von Versailles angetreten, der heut durch eine große Anzahl von Spaziergängern ungewöhnlich belebt war. Das Volk durchwogte in großen Schaaren die Gänge und Bosquets des Gartens, betrachtete die umherstehenden Marmorgruppen und Statuen, und schweifte mit Bemerkungen aller Art, die nicht mehr so friedlich und bewunderungsvoll wie sonst klangen, an den Bassins der Wasserkünste und an allen den Göttern, Tritonen, Delphinen und Wallfischen, die heut zur Verherrlichung der Reichsstände ihr Wasser spieen, vorüber. Man erblickte darunter auch viele Abgeordnete, namentlich des dritten Standes, mit dem naiven Ausdruck der provinziellen

Neugier, die sich an den weltberühmten Herrlichkeiten von Versailles zu ersättigen suchte, und nicht müde wurde, jede Einzelnheit dieser Merkwürdigkeiten und Wunder auf das Sorgfältigste zu studiren.

Mirabeau war mit seinen Freunden von der großen Allée abgebogen, um stiller und ungestörter zu gehen, da das Menschengewühl seiner gereizten und trübe gewordenen Stimmung nicht behagen wollte.

Ihr macht Euch über unsere heutige Eröffnungssitzung lustig, und habt doch Unrecht, wenn Ihr die Sache zu gering anschlagt! begann Mirabeau nach einer Pause, in welcher die Freunde stumm nebeneinander hergegangen waren. Wißt Ihr, welchen merkwürdigen Einfluß schon diese erste Sitzung der National-Versammlung bei mir geübt hat? Sie hat den auf mich geübt, daß mir in diesem Augenblick bereits Park und Schloß von Versailles, und Alles was hier darum und daran hängt, als etwas durchaus Altmodisches vorkommt. Wie ist mir? Ist die neue Zeit wirklich schon emporgegangen? Ja, wahrhaftig, ich glaube es! Und dann sind alle diese alten Herrlichkeiten hier, diese Götter- und Muschel-Bassins, diese Amphitheater von Rasensitzen mit den prächtigen Vasen und Girandolen, diese Entführungen Proserpina's

durch Pluto, dieser Apollo und diese Venus, diese Cleopatra, dieser Cäsar und dieser höchst edelmüthige Marc Aurel, der gleichwohl so schöne, üppige Lenden hat, sie sind alle nichts mehr als veralteter Trödel, als die zerfallende Garderobe der alten französischen Monarchie. Es giebt von heute an ein Ancien Regime in Frankreich, ich fühle es unter jedem Schritt, den wir jetzt durch den Park von Versailles zurücklegen. Diese alten Steine vergilben und bemoosen sich schon vor meinen Augen, die geschnittenen Laubwände wollen sich ausdehnen zu einem neuen und freien Wachsthum, und die Krone Frankreichs überblüht mit neuer Lebenskraft den ganzen prächtigen Plunder von Versailles!

Ihr seid und bleibt ein liebenswürdiger Schwärmer, Graf Mirabeau, sagte Einer der Genfer Freunde, der bisher am wenigsten gesprochen, Etienne Dumont. Wir praktischen Genfer können da freilich nicht ganz mit, denn wir sind zu industriell geboren und erzogen, um uns so leicht über die richtigen Schrauben und Griffe, auf die es ankommt, zu täuschen. Eine Monarchie ist nie zu verjüngen, am allerwenigsten durch eine Ständeversammlung. Wir sind auf die Bewegungen Euerer Versammlung mit allen unsern Fibern gespannt, denn nur um deswillen denken wir uns jetzt

einige Monate hier in Versailles aufzuhalten. Aber wir hoffen, daß die Frucht Euerer Verhandlungen nicht eine neue Zeit für die Monarchie, sondern eine neue Zeit der Volksherrschaft für ganz Europa sein wird!

Dumont war ein Mann in mittleren Jahren, von einer unscheinbaren, einfachen Gestalt, in der sich aber bei näherem Betrachten die größte Entschiedenheit und Energie ausprägte. Er war früher Prediger in Genf gewesen, und hatte in Folge der politischen Unruhen des Jahres 1782, in denen die Regierung von Genf ausschließlich in die Hände der aristokratischen Partei gefallen war, als eines der eifrigsten Mitglieder der unterdrückten Volkspartei seine Heimath verlassen. Er hatte darauf längere Zeit in sehr bedeutenden Verbindungen in London gelebt, und sich vor einigen Jahren lediglich in der Absicht nach Paris begeben, um die Bekanntschaft Mirabeau's zu machen, dessen Name im Kreise der Genfer Flüchtlinge in London einen großen Klang gewonnen.

Daß mein sanfter Dumont ein so fürchterlicher Republikaner ist! sagte Mirabeau, indem er seinen Arm lebhaft in den des Freundes legte. Wenn man Euch sieht, Dumont, sollte man Euch noch immer für den stillen und friedsamen Prediger Euerer Ge-

meinde in Genf halten, denn das Predigerhafte an Euch, das ebenso unveräußerlich ist, wie es mir die französische Monarchie zu sein scheint, färbt selbst noch die Ausbrüche Eures wüthenden Republicanismus! Aber dennoch möchte ich einmal an Euerer milden Brust beichten, wie mir zu Muthe ist, und ich glaube, dies würde uns Beiden wohlthun. Denn es will mir nicht recht in den Kopf, lieben Freunde, daß gerade jetzt die Wege so mancher eng verbundenen Freunde sich scheiden sollen! Auch mit Chamfort geht es mir so. Er ist zwar kein Genfer, aber er ist mir seit einigen Wochen so fürchterlich aufgeregt geworden, daß er nur noch den dämonischen Feuerwein der Republik auf seinen Lippen schlürft, und mein monarchisches Prinzip wie unschuldige Buttermilch dagegen erscheint. Kinder, ich möchte mit Euch kämpfen und ringen, wie ein Gladiator, um Euch anderer Meinung zu machen.

Der dritte der Genfer Freunde, Duroveray, der sich bisher im Verfolgen des Weges stillschweigend damit belustigt hatte, mit seinem Spazierstock gegen die ihnen unterwegs begegnenden mythologischen Statuen zu klopfen, schlug in diesem Augenblick so stark gegen eine nach einer Antike geformte Jupiter-

Statue, daß aus der davon erklingenden Bildsäule fast ein wehklagender Ton hervorzudringen schien.

Der alte Jupiter schreit auch, wenn die modernen Stöcke ihn berühren! sagte Duroveray, ein großer, hochemporgewachsener Mann, den eine sehr stattliche und vornehme Persönlichkeit auszeichnete. Er war ehemals General-Procurator der Republik Genf gewesen, und hatte ebenfalls auf Veranlassung der dortigen Revolution von 1782 mit seinen andern politischen Freunden Genf verlassen. Mirabeau hatte ihn schon bei seinem Aufenthalt in London kennen gelernt und sich zu dem Mann, der mit seinem ernsten und getragenen Wesen zugleich eine flammende Thätigkeit und Beweglichkeit für die Interessen der Zeit verband, mit einer ächten Zuneigung hingezogen gefühlt.

Dem alten olympischen Jupiter glaubt Ihr mit Eurem Spazierstock zu Leibe gehen zu können, Duroveray? fragte Mirabeau, indem er ihm gutmüthig zulächelte.

Ja, entgegnete Duroveray mit einem kühnen Blitzen seiner Augen, man braucht jetzt nur noch einen Spazierstock dazu, um den ganzen mythologischen Trödel der Vergangenheit zu zerklopfen. Die alten Götter werden von ihren Postamenten stürzen, Etienne

Clavière wird Finanzminister von Frankreich werden, und den Grafen Riquetti von Mirabeau machen wir zum Minister des Auswärtigen, oder wir schicken ihn als Diplomaten nach Constantinopel, wo er sich mit einem türkischen Harem umgiebt, um mit seinen monarchischen Gliedern das ächte Sultanat zu studiren!

Woher kennt Ihr meinen Lieblingswunsch, Duroveray? fragte Mirabeau, aus vollem Halse lachend. Wahrhaftig, ein Gesandtschaftsposten in Constantinopel ist das beste Ziel, das ich mir noch zu erreichen wünsche. Ich erlaube Euch, Duroveray, das weiter auszuplaudern, denn wenn mir Einer diesen beneidenswerthen Posten an den Hals hängen will, lasse ich noch heut National-Versammlung, Versailles, Jupiter Stator und Ludwig XVI., Venus und Marie Antoinette im Stich.

Aber ich muß doch bitten, mein künftiges Finanzministerium noch etwas zu beschweigen, sagte Etienne Clavière, indem er mit einer drolligen Gebärde den Finger über den Mund legte. Denn der jetzige Inhaber dieses Postens, Herr Necker, könnte davon Wind bekommen, und wir brauchen ihn noch sehr für die Sache Genfs, die wir in diesem Augenblick bei ihm bearbeiten! Dumont und Duroveray haben jetzt fast täglich Audienz bei Herrn Necker gehabt, und

wir verdanken ihre jetzige Anwesenheit in Frankreich vorzugsweise dieser politischen Operation.

Was kann man denn an einem Necker noch für Operationen machen? fragte Mirabeau mit einer verächtlichen Handbewegung.

Du weißt, entgegnete Clavière eifrig, indem sie einen Augenblick stillstanden, daß in diesem gesegneten Jahre 1789, wo bei Euch alle Glocken zu läuten angefangen, auch unser schönes Genf eine neue Revolution gemacht hat. Aber keine vollständige und genügende, sondern eine sehr übereilte. Die Volkspartei hat sich damit begnügt, in einen Theil der Rechte zurückzukehren, die es 1782 verloren, aber die Aristokraten haben zu viel behalten, um nicht bald wieder Alles zu haben. Auch kann die Republik Genf nur dann wieder zu ihrer völligen Freiheit aufblühn, wenn es von der Kette wieder losgewunden wird, mit der es Frankreich und die andern garantirenden Mächte umwickelt haben, denn nur mit Billigung und Uebereinstimmung dieser Mächte darf es sich ja neue Verfassungsgesetze geben. Unsere Genfer Freunde denken dies mit Hülfe Necker's jetzt durchzusetzen, und es wird sich nun zeigen, ob Euer Necker wirklich die Säule des Volkes ist, wofür ihn seine Anhänger ausschreien. Dumont hat ein ganz neues

Verfassungsgesetz für Genf ausgearbeitet, welches aus den Berathungen aller Genfer Flüchtlinge in England hervorgegangen ist. Du siehst, Mirabeau, die Uhrmacher-Republik will von Euch Franzosen profitiren. Aber die Genfer werden Euch auch nützen und rathen können in Eurer glorreichen Revolution, denn wenn Männer, wie Dumont und Duroveray, auch nur als Zuschauer hier bleiben, und diese sogenannten Reichsstände beobachten, so wird das schon ein Gewinn für uns Alle sein.*) —

Die Freunde begaben sich weiter, und hatten sich rasch dem Ende des Parks von Versailles genähert, wo sie bereits in einiger Entfernung das schöne Schloß Groß-Trianon, welches Louis XIV. einst für Frau von Maintenon erbauen ließ, mit seiner Säulenhalle von grünem und rothem Marmor vor sich liegen sahen.

Man bemerkte, daß Mirabeau sehr traurig und ernst aussah, wie man ihn sonst nicht leicht zu finden gewohnt war.

Ihr seid uns noch Euere Bekenntnisse schuldig geblieben, Graf Mirabeau, sagte Dumont, indem er ihm in seiner herzlichen Manier die Hand auf die

---

*) Etienne Dumont (de Genève) Souvenirs sur Mirabeau (Paris 1832) p. 3. 4.

Schulter legte. Wie mir scheint, seid Ihr im Grunde sehr unserer Meinung, daß die Versammlung keine guten Elemente in sich trägt, und es selbst Eurem mächtigen Genius schwer werden wird, in einer solchen Gesellschaft Wurzel zu schlagen?

Ihr meint, weil sie mich bei meinem Eintritt ausgezischt haben? fragte Mirabeau, indem Zorn und Schmerz in seinem Gesicht aufstiegen. Das kann freilich nur von einigen elenden Wichten ausgegangen sein, die meine Kraft zu fürchten haben, und mir darum schon jetzt den Boden unter den Füßen zu lockern suchen. Mir ist nicht bange, denn sobald ich erst das Wort in der Versammlung genommen habe, werde ich sie zwingen, meinen Fußtapfen zu folgen. Aber in dieser Versammlung herrschen bereits Neid und Eifersucht gegen Alles, was sich in ihr auszeichnen und hervorthun könnte, und das ist es, was mich traurig macht und verstimmt. Es ist der Ostracismus gegen das Talent, der mir heut schon diese jämmerlich zischenden Stimmen auf den Hals geworfen hat. Denn was will man eigentlich von mir? Meine Feinde unter dem Adel geben sich den Anschein, mich meiner Vergangenheit wegen anstößig zu finden! Daß ich mit meinem eigenen Vater um meine Freiheit und Ehre habe kämpfen müssen, daß ich ei-

nige Frauen entführt, viele, allerdings sehr viele Schulden gemacht, in allen möglichen Gefängnissen Frankreichs gesessen, und hier und da auch einigen Skandal gehabt habe, wie man ihn hat, wenn man überhaupt lebt, damit denken diese Herren Privilegirten ihren Haß gegen mich zu bewaffnen. Sind diese Leute denn etwa sittlicher als ich? Der Unterschied zwischen uns ist ja blos der, daß sie mit ihren parfümirten Lastern zugleich hoffähig geblieben, während ich stets eine Art von Naturbursche meiner Laster war, und ohne mir viel Schlimmes dabei zu denken, hineingerathen bin, wie man in einen Wald geht, um sich Erdbeeren zu pflücken. Jetzt möchten sie mich ausstoßen aus einer Versammlung, in die sie selbst nur widerwillig getreten, und der sie weder durch ihren Namen noch durch ihre Sitten Ehre machen können, während meine Ehre mit der Nationalehre zusammenfallen soll, und mit derselben zu einem Glanz emporleuchtet, wie ihn dieser verrottete Adel nie an sich gekannt hat! Man denkt sogar die auf mich gefallenen Wahlen von Aix und Marseille anzugreifen, und will dieselben als nichtig darstellen, weil ich mit unerlaubten Kunstgriffen auf die dortige Bevölkerung gewirkt hätte. O die Narren und Thoren, sie sind in ihrer altprivilegirten Eigensucht so verhärtet, daß sie es nicht be-

greifen, wie man dem Volke hingegeben sein kann um des Volkes willen! —

Sein Ton verrieth bei diesen Worten die tiefste und schmerzlichste Bewegung. Und als ihn die Freunde mit der innigsten Theilnahme umringten, bemerkten sie, daß in seinem gerötheten Auge eine Thräne schimmerte.*)

Ich begreife nicht, wie Ihr davon so überrascht und ergriffen sein könnt, Mirabeau, nahm Dumont jetzt in seiner einfachen und zum Herzen sprechenden Weise das Wort. Wer so, wie Ihr, in aller Rücksichtslosigkeit des freien Genius aufgetreten, und, wo er es für recht oder bequem hielt, alle Welt verletzt hat, wie kann der auf ein Entgegenkommen namentlich bei seinen offenen Feinden rechnen? Glaubt Ihr denn, daß Euer „Journal der Reichsstände", welches Ihr seit einigen Tagen herausgebt und worin Ihr die schärfste Censur über die Versammlung und alle ihre Mitglieder angekündigt, dazu geeignet ist, Euch die Gemüther dieser Herren vom Adel zuzuwenden? In die Wunden, die Ihr ihnen sonst schon geschlagen, streut Ihr jetzt noch den Pfeffer Euerer Publizistik, und seid dann erstaunt, daß sie denselben nicht als

---

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau. p. 48.

reinen Balsam für ihre Haut empfinden? Nein, Mirabeau, seid stolz und böse, aber nicht weich und geärgert! Wenn Ihr, wie ich, in einer Republik gelebt hättet, würdet Ihr geneigter sein, zu Anfang jede Partei mit Ruhe gewähren und ihre Springfedern sich aufziehen zu lassen, wie es ihr gefällt. Nachher kommt dann um so sicherer der Moment, wo man sich gegenseitig den Hals brechen kann, weil man sich erst alle seine Geheimnisse abgelernt hat. Habt doch nur Geduld, Mirabeau! Alle diese Halb-Talente und Halb-Sittlichkeiten, die Euch jetzt noch in dieser buntscheckigen Versammlung entgegen stehen, werden vor Euch in den Schatten und Staub kriechen, sobald Ihr erst das ganze Gewicht Eueres Talents, gleich dem Riesenflügel eines urweltlichen Vogels, über die Versammlung gebreitet haben werdet. Aber zugleich müßt Ihr eingedenk sein, daß Ihr Euch nur durch die Versammlung emporheben und nur auf ihren Schultern den Flug beschreiben könnt, der Euch gebührt. Die Sonnenbahn Eueres eigentlichen Ruhmes könnt Ihr nur von dieser Versammlung aus betreten, das ist schon gewiß, Mirabeau! Mirabeau steht jetzt auf dem größten Theater der Welt, in seinen Mund ist das Wort gelegt, das ihn zum Herrn der Situation machen muß, aber es ist nöthig, daß

er sich sogleich in das richtige Licht stellt, um richtig gesehen zu werden. Was haben denn die kleinen Nadelstiche von heut zu sagen gegen eine einzige Stunde des hinreißenden und himmelstürmenden Erfolges, der für einen Mirabeau nicht ausbleiben kann? Aber wir sind der Meinung, daß Ihr nach einem neuen Plane arbeiten müßt! Vor allen Dingen dürft Ihr Euch nicht zu sehr übereilen, in der Versammlung das Wort zu ergreifen, sondern Ihr müßt dafür eine ganz besondere und wichtige Gelegenheit abwarten, in der nur Ihr, mit Euerem Talent, das Richtige und Entscheidende sagen, bei der Ihr Alle unabweisbar mit Euch fortreißen könnt! Dann müßt Ihr auch den allzu bittern Ton in Eurem Journal meiden und Euch dazu verstehen, sogar einigen Deputirten Lobsprüche zu spenden und die Versammlung selbst unter einem möglichst würdigen Gesichtspunkt darzustellen. Das sind die republikanischen Genfer, die Euch das rathen. Wenn Ihr so handelt, Mirabeau, arbeitet Ihr für uns Alle, und Gottes Lohn komme auf Euer unsterbliches Haupt!*)

Vortrefflich! Vortrefflich! rief Clavière, während Mirabeau und Dumont sich in diesem Augenblick in

*) Dumont Souvenirs. p. 49.

die Arme fielen und ihre Uebereinstimmung herzlich bekräftigten. Unser Freund Dumont hat wahr und herrlich gesprochen, nur schlug ihm zuletzt wieder, wie immer, der Prediger in den Nacken, indem er noch Gottes Lohn auf den Vorkämpfer der Freiheit herab=rufen muß! Aber ich kann mich nicht enthalten, noch meinerseits Amen dazu zu rufen!

Mirabeau richtete sich mit einem sichtlich erheiterten und beruhigten Ausdruck aus den Armen Dumont's wieder empor und sagte dann: Ich mag sehr wenig Tugenden an mir haben, aber daß ich ein Herz habe, welches für die Freundschaft gebaut ist, wird man mir nicht absprechen können. Eure Worte, Dumont, sind wie erquickender Morgenthau in mich eingedrungen, und Ihr dürft überzeugt sein, daß die Saat danach aufgehen wird, wie Ihr es gewünscht habt. Ich liebe Euch, und darum folge ich Euch.

Wollen wir jetzt Groß=Trianon oder Klein=Trianon besuchen? fragte Clavière, indem sie auf dem Punkt standen, wo die beiden berühmten Lustschlösser in geringer Entfernung von einander vor ihnen lagen.

Ich denke, das Ziel unserer Wanderung ist Klein=Trianon gewesen, sagte Mirabeau, indem er seine Schritte rasch zu dem zierlichen Pavillon hinüberlenkte, wohin ihm die Uebrigen folgten.

Ach, sagte Clavière höhnend, unsern Freund treibt die Sehnsucht, sich in den idyllischen Aufenthalt der liebreizenden Königin zu verlieren. Ja, Mirabeau, wir haben es bemerkt, wie Eure Augen während der Sitzung heut eigentlich nur auf Marie Antoinette gerichtet waren, die Euch gerade gegenüber wie eine blasse Magdalene unter dem goldenen Thronhimmel saß. Was soll daraus werden, Freund? Wenn Ihr Euch in allem Ernst noch in die Königin verlieben solltet, so kann die Revolution Euch nachpfeifen, und Mirabeau wird Rinald im Zaubergarten der Armide.

Der Zaubergarten der Armide, sagte Mirabeau, indem er lächelnd auf den vor ihnen liegenden Garten von Klein-Trianon hindeutete, ist, wie Ihr seht, ein schöner Garten im englischen Stil, den Marie Antoinette nach ihrem eigenen Plan hat anlegen lassen, und der nur einen liebenswürdigen, natürlichen Geist, aber durchaus keine mysteriöse Romantik verräth. Ich habe schon bemerkt, daß ihr Genfer sehr stark eingenommen seid gegen Marie Antoinette, und daß Ihr überall gegen sie zu wirken und aufzuregen sucht. Es kann doch unmöglich zu Euerer politischen Parole gehören, gegen die schönste Frau der Welt den ersten Angriff zu unternehmen?*)

*) Soulavie VI. 17.

Mirabeau, Mirabeau, entgegnete Clavière, indem er drohend seinen Finger erhob, man sieht, daß der Zaubergarten der Armide auch im englischen Stil Dich bereits berückt hat! Du wunderst Dich heut plötzlich, warum wir vorzugsweise gegen die Königin aufzuregen suchen? Die schöne Frau ist der eigentlich verwundbare Punkt der französischen Monarchie. Und man muß eine Festung da angreifen, wo sie am leichtesten einzunehmen ist. Marie Antoinette hat sich vor den Thron Frankreichs gestellt und dem Volke Gesichter geschnitten. Was sie trifft, erschüttert den Thron, es kann gar nicht anders sein. Und wie ist es möglich, daß Du die Königin wirklich so schön findest? Was soll man mit einem Gesicht anfangen, in welchem römische Nase und österreichische Lippe um die Oberherrschaft miteinander streiten? Dazu hat sie beständig feuchte Augen, und der Eindruck ihres ganzen Wesens ist der einer unläugbaren Fadheit und Seichtigkeit, die gar keinen geistigen Gehalt kennt. Nur der Teint ist schön. Aber kann man Teint lieben?

Du bist, wie immer, ein bösartiger Spötter, Clavière, erwiederte Mirabeau mit sichtlichem Unmuth. Ihr wollt mich mit Euerem republikanischen Wesen auch noch darin kreuzen, daß Ihr die Schönheit da,

wo sie sich findet, nicht mehr anzuerkennen vermögt. Geht, wenn Ihr Euch dafür von der englischen Regierung Pensionen bezahlen lasset, um gegen die Schönheit einer Frau zu Felde zu ziehen, so könnten sich unsere Wege leicht scheiden!*)

Mirabeau wird im Ernst böse! lachte Clavière, indem er sich zu Dumont und Duroveray wandte, die ihn Jeder am Arm ergriffen und mit freundschaftlichen Scherzworten wieder zu begütigen suchten.

Man begab sich jetzt zu dem Schlosse hinüber und betrachtete den mit seinen korinthischen Säulen und Pilastern sich anmuthig darstellenden, obwohl etwas unregelmäßig erbauten Pavillon, den die Genfer Freunde zum ersten Mal in genaueren Augenschein nahmen. Mirabeau lud ein, den Garten zu betreten, zu welchem der Zugang am heutigen Tage, wo die Königin zum Diner in Versailles zurückgeblieben, dem Publikum verstattet war.

Mirabeau begegnete auch in den Gängen des Gartens, welche sie durchschritten, einer nicht geringen

---

*) Es war sehr allgemein verbreitet, daß Clavière, Dumont und Duroveray als Agenten Englands mit bedeutenden Summen bezahlt wurden, um den Thron in Frankreich umstürzen zu helfen und damit die Rache Englands wegen der Parteinahme Frankreichs im amerikanischen Krieg zu vollführen. Soulavie V. 296.

Anzahl von Abgeordneten der Nationalversammlung, die sich hier ebenfalls zum Betrachten der Merkwürdigkeiten eingefunden hatten. Die Berührung mit diesen Herren, die erstaunt und wißbegierig überall umherschweiften, war nicht ganz zu vermeiden, und ihre unaufhörlichen Fragen, mit denen sie sich namentlich an Mirabeau drängten, hatten um so mehr einigen Anspruch auf Berücksichtigung, als die Frager den entfernteren Provinzen Frankreichs angehörten und zum Theil die wunderlichsten und übertriebensten Vorstellungen über Alles, was sie erblickten, zu erkennen gaben.

Es befanden sich darunter der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, Bernard Valentin, und der Ackerbauer Choisy aus Châlons-sur-Marne, die sich, wie die meisten Abgeordneten des dritten Standes, bei kleinen Bürgern in Versailles in Quartier begeben und von ihren Wirthsleuten die abenteuerlichsten Dinge über den Hof, die königliche Familie und die in den Schlössern von Versailles und Trianon enthaltenen unerhörten Geheimnisse, eingesogen zu haben schienen.

Wo mögen denn die berüchtigten petits appartements sein, Herr Graf von Mirabeau? fragte Bernard Valentin, indem er mit unheimlich blitzenden Augen nach dem Schlosse zurücksah. Ist es wohl

wahr, daß man darin noch Spuren von den schauderhaften Lustgelagen findet, welche Louis XV. darin abhalten ließ? Giebt es wirklich ein Cabinet darin, wo auf dem Getäfel des Fußbodens noch Spuren von Blut sind, die man niemals wieder hat abwaschen können? Louis XV. soll nämlich dort mit seinen Maitressen in eine solche Lust hineingerathen sein, daß sie sich vor Raserei einander geschlagen haben und die Maitressen dabei ihr Blut verloren.

Und die Königin Marie Antoinette, Herr Graf von Mirabeau, treibt sie denn wirklich so fürchterliche Dinge, wenn sie hier in Trianon ist? fragte der Ackerbauer Choisy mit nicht minder stürmischem Eifer, indem er seine Augen weit aufriß und sich ängstlich umhersah. Man sagt, daß sie hier noch in demselben Bett schläft, in dem die Dubarry, ich meine die Maitresse des vorigen Königs, hier geschlafen, was sich doch für eine wirkliche und anständige Königin nicht schicken dürfte?*)

Und ist es wahr, begann Bernard Valentin wieder, indem auf seinem breiten Gesicht sich die tiefste Besorgniß malte, ist es wahr, daß sie des Nachts sich hier auf der Terrasse von Trianon umhertreibt, wäh-

*) Campan I. 110.

rend ihr Mann wie ein guter Hausvater sich Punkt elf Uhr auf's Ohr legt und von seiner umherschwärmenden Gemahlin nichts mehr weiß? Sie soll dann ganz ungenirt mit allen möglichen Leuten aus dem Publikum verkehren und neulich mit einem jungen Kaufmannsdiener die halbe Nacht hindurch auf einer Bank unter einem Baum gesessen haben. Ist das wahr, Herr Graf von Mirabeau?

Ist das wahr, Herr Graf von Mirabeau, sagte dann wieder der Ackerbauer Choisy, daß die Königin ein so verschwenderisches Leben führt, daß sie durchaus keine gute Wirthin ist, wie man doch auch von einer regierenden Königin verlangen kann, und daß sie Brillantknöpfe von unermeßlichem Werth sogar an ihren Nachthemden trägt? Ist es da zu verwundern, daß es mit den Finanzen Frankreichs so schlecht steht, und werden wir nicht schon in einer der nächsten Sitzungen unserer Versammlung darauf zu sprechen kommen müssen?

Ist es wahr, Herr Graf von Mirabeau, sagte dann der Bürger und Weinhändler aus Bordeaux, ist es wahr, daß man dies Trianon jetzt auch Klein-Wien oder Klein-Schönbrunn nennt, und daß man damit auf die geheime österreichische Kanzlei anspielt, die in einem Keller des Schlosses verborgen sein soll,

und die nur darauf hinarbeitet, Frankreich einst mit Haut und Haaren an das Haus Habsburg zu verkaufen?

Clavière und seine beiden Freunde rieben sich vor Vergnügen die Hände, während Mirabeau einen Augenblick lang mit ernstem und mißbilligendem Kopfschütteln dastand. Dann sagte er zu den beiden Herren: Meine lieben Collegen! Was uns unsere Wirthsleute in Versailles erzählen, müssen wir uns vor allen Dingen hüten, in die Politik zu übertragen, denn dazu hat uns das Volk ja zu seinen Vertretern erwählt, damit wir überall einen freien und ungetrübten Blick beweisen sollen! So wohne ich bei einem sonst höchst ehrenwerthen Färber in Versailles, der mich gestern alles Ernstes versichern wollte, daß unser guter König ein Trunkenbold sei und alle Tage eine unmäßige Menge von Wein verbrauche.*) Nun ist aber der König, wie Jedermann weiß, der nüchternste Mann in der ganzen Monarchie, und wenn Ihr lauter so mäßige Kunden in Euerem Geschäft in Bordeaux hättet, Herr Bernard Valentin, würdet Ihr bald Euren Laden schließen müssen. Gerade so verhält es sich mit den Verdächtigungen, welche man

---

*) Campan II. 4.

gegen die Königin richtet. Sieht dies hübsche, jetzt so unschuldige Trianon, seitdem Marie Antoinette es bewohnt, wohl so aus, wie der Sitz ägyptischer Geheimnisse und Bacchanalien? Diesen reizenden englischen Garten, der durchsichtig und offen wie eine schöne Seele daliegt, hat sie sich nach ihrem Lieblingsgeschmack anlegen lassen. Hier geht sie oft ganz einfach, nur im Schmuck ihrer Mutterliebe strahlend, mit ihren Kindern an der Hand spazieren, oder sie sitzt auf einer Rasenbank und näht oder stickt, wie eine Euerer Hausfrauen, auf das Kunstfertigste mit der Nadel. Das sanfte, gemüthliche Leben der Königin in Trianon kann Euch gerade beweisen, daß Marie Antoinette den Sinn für die rauschenden und verschwenderischen Sitten von Versailles verloren, und die ländlichen Feste und Freuden, die hier nur spielen können, allem Glanz des Hofes vorzieht. Kann man reiner und unschuldiger leben, als die Königin hier mit dem König lebt, mit dem sie als Bauer und Bäuerin sich neckt, nur den Uebermuth ihrer Herzensgüte sich verstattend? Oh, und daß sie nicht nur wunderbar schön ist, diese Königin, sondern auch himmlisch gut und mild, das, meine Freunde und Collegen, können Euch jene zwölf Hütten dort beweisen, die hinter dem Park auf jenen Anhöhen so

malerisch verstreut sind. Die Königin ließ sie vor einigen Jahren erbauen, um darin arme und unglückliche Familien aufzunehmen, die ihren vollständigen Lebensunterhalt darin finden. So ist dies Trianon zugleich ein Asyl des Unglücks und ein Tempel der Barmherzigkeit geworden, und man will es zum Theater der ausschweifendsten Scenen machen, die kaum möglich zu denken sind, geschweige daß sie in der Wirklichkeit hätten ausgeführt werden können. Es ist möglich, daß die Königin Marie Antoinette kein bedeutender Geist ist, und daß an ihrer höheren Bildung Manches vernachlässigt worden. Außer einigen schlechten Romanen, mag sie vielleicht nicht viel von der Literatur gelesen haben. Aber sie ist das ächte, naturvolle, herrliche Weib, und wenn wir nur den Thron erst verbessert haben, meine Herren, was doch wesentlich eine Aufgabe unserer Versammlung ist, so werdet Ihr auch die Königin erst recht in ihrem wahren Glanze auf demselben erkennen!

Die beiden Abgeordneten des dritten Standes schüttelten dem Grafen Mirabeau jetzt vergnügt die Hände und bedankten sich für die zufriedenstellende Auskunft, die er ihnen ertheilt, worauf sie ihre forschende Wanderung durch den Park fortsetzten.

Mirabeau schlug seinen Freunden vor, den Rückweg

anzutreten, da noch eine neue Gruppe von Collegen des dritten Standes sich heranzubewegen schien, und ihnen außerdem die Stunde für das Diner im Hôtel Charost herangekommen dünkte.

Du hast Deine Collegen aus der Nationalversammlung sehr gut beschieden, Mirabeau, sagte Clavière, als sie den nächsten Weg, der nach Versailles zurückführte, eingeschlagen hatten. Aber was soll aus Louis XVI. werden, wenn Du Deine begeisterte Liebe für die Königin, die plötzlich wieder in so hellen Flammen steht, mit der Zeit allen Abgeordneten des dritten Standes einblasen wirst? Der König soll neuerdings etwas stark zur Eifersucht neigen, und würde es dann bereuen, den dritten Stand noch verdoppelt zu haben, wenn nun in demselben plötzlich sechshundert Liebhaber der schönen Königin erstehen. Das könnte die gefährlichste Seite unserer Revolution werden, und der König würde Euch lieber zum Teufel jagen, um aus freien Stücken eine Verfassung oder einen Fetzen englischer Charte, wie Ihr constitutionell Verliebten es doch so gern haben möchtet, zu geben!

Höre mich an, Clavière! sagte Mirabeau mit nachdrücklichem Ernst. Ich werde Deine großen Verdienste nie verkennen, welche Du Dir mit Deinen Freunden um den Ausbruch dieser Bewegung in

Frankreich erworben hast. Dein Landhaus in Surêne, wo wir so bedeutende Stunden verlebt, wird immer die Wiege dieser neuen Bewegung genannt werden müssen. Die doppelte Vertretung des dritten Standes, die Wahlen, die Berathung nach Köpfen, nicht nach Ständen, die Abschaffung der Privilegien, alles dies ist auf Deiner Villa in Surêne gründlich vorbesprochen und von dort aus in das Volk und in die entscheidenden Kreise mächtig hineingeworfen worden.*) Die Comités bei Clavière und die bei dem edlen Herzog von Rochefoucauld haben im Stillen und Geheimen so viel angeregt, daß die Geschichte undankbar sein wird, wenn sie dies nicht einst in ihre Gedenktafeln eingräbt. Die Zusammenkünfte bei Dir werden mir auch noch darum unvergeßlich sein, weil ich in diesem Kreise unsern unvergeßlichen Holbach zum letzten Male vor seinem Tode gesehen.**) Du hast das große Talent geübt, alle diese Männer in Einem Gedanken zusammenbringen zu können. Und nun werde ich Dir am Ende noch abspringen, Clavière? Laß uns dabei die Bedingung feststellen, daß wir als Freunde uns lieb behalten wollen, wenn wir uns auch einst aus entgegengesetzten Himmelsgegenden grüßen

*) Dumont Souvenirs p. 32.

**) Holbach starb am 21. Januar 1789.

müssen. Denn danach sieht es aus, Clavière! Ich muß meine eigene Aufgabe festhalten, die ich mir selbstständig und unabänderlich vorgezeichnet habe. Ich will die Demokratie, aber im Rahmen der Monarchie! Ich fürchte, ihr lieben Genfer, dies trennt uns bald. Ihr habt Euch in den Club des enragés im Palais Royal aufnehmen lassen, und da kann ich natürlich nicht mit. Ich werde auch wild werden, verlaßt Euch darauf, und wenn ich die Nationalversammlung mir erst als willfähriges Roß zugeritten habe, werde ich es besteigen und es als Flügelroß der Revolution gebrauchen. Aber ich weiß schon, wo ich anlangen werde und anlangen muß. Ihr aber wißt es nicht. Und das ist der Unterschied zwischen uns. Reichen wir uns aber über diesen Unterschied hinweg die Hände.

Unser Freund Mirabeau ist einmal heut sentimental! rief Etienne Clavière. Kommt, wir wollen ihn in unsern Armen streicheln und liebkosen, damit er an unserer eisernen Republikaner-Brust wieder erstarke zu seinem alten göttlichen Trotz!

Man drängte sich scherzend und lachend um ihn.

Das ist ein Mann, dem kann man schon um den Bart gehen! sagte Clavière drollig. Schon seinem Körperbau nach hat ihn das Schicksal zum Herkules

der Revolution bestimmt. Jeder Athemzug an ihm ist eine Flamme, die einen Weltbrand entlodern zu lassen vermag. Auf seinem breiten Rücken kann er einen ganzen Staat forttragen, sobald er ihn nur aufgepackt hat. Mirabeau, ohne Dich gehen wir keinen Schritt vorwärts, sondern wir klammern uns an Deine Heldenferse an, es mag nun daraus werden, was da will! —

Unter diesen bewegten Gesprächen hatten die Freunde Versailles bald wieder erreicht. Als sie vor dem Hôtel Charost angelangt waren, sah Mirabeau einen Reisewagen vor der Thür des Hôtels halten, aus welchem in demselben Augenblick eine große schlanke Dame ausstieg, um sich, gefolgt von einer Kammerfrau und einem Bedienten, in das Haus zu begeben.

Mirabeau hatte ihr erschrocken und mit dem tiefsten Erstaunen nachgeblickt. Zwar hatte er nur ihren wohlbekannten, ihn deutlich gemahnenden Gang vorüberschweben sehen, ohne ihr ins Gesicht blicken zu können, aber mit Blitzesschnelle hatten seine Augen ihre ganze Gestalt erfaßt, und er war gewiß, seine Frau erkannt zu haben.

Er stand einen Augenblick rathlos still, während seine Freunde ihn verwundert betrachteten. Aber

ebenso rasch hatte Mirabeau seinen Entschluß gewonnen. Fest überzeugt, daß es seine geschiedene Frau gewesen, die an ihm vorübergeeilt war, wurden ihm zugleich die Zwecke klar, aus denen sich die Gräfin von Mirabeau nach Versailles begeben haben konnte. Er erinnerte sich auch, daß seine Schwester, die Marquise von Saillant, von der er vor einigen Tagen einen Brief aus Aix empfangen, ihm dies Vorhaben hinlänglich angedeutet hatte, welches in nichts Anderem zu bestehen schien, als rückhaltlos und mit offenen Armen zu ihm zu eilen und, wenn auch die Wiedervereinigung mit ihm unmöglich sein sollte, doch die große Rolle, die Mirabeau auf dem Schauplatz des Tages zu spielen im Begriff stand, in der Nähe zu bewundern und zu verfolgen.

Aus Unlust, sich überhaupt mit diesen Gedanken zu beschäftigen, hatte Mirabeau nicht wieder daran gedacht, aber er sah jetzt, mit welchem Ernst und ganz gegen ihre sonstige Weise, die nichts weniger als aufdringlich und sehr entgegenkommend war, es sich Emilie angelegen sein lassen wollte, die zwischen ihnen bestehende Trennung aufzuheben.

Du scheinst mir in eigenthümliche Zweifel über unser Diner gerathen zu sein, Mirabeau! sagte Clavière, indem er, wie um ihn wach zu schütteln, seinen

Arm ſtark berührte. Man ißt im Hôtel Charoſt ganz gut und Du brauchſt gar kein Bedenken zu haben, hier mit uns zu diniren. Es ſind die beſten Diners in Verſailles, und wir haben uns wohlweislich gerade deshalb hier einquartirt.

In der That, ſagte Mirabeau, ich kämpfe mich eben mit mir herum, ob ich Hôtel Charoſt betreten darf oder nicht? Die Ausſicht auf Eure Geſellſchaft hatte mich verlockt, ganz und gar eine Abrede zu vergeſſen, die ich mit meinem ehrſamen Wirth, dem Färbermeiſter auf der Avenue von Saint-Cloud, ſchon geſtern getroffen habe. Ich werde bei ihm heut zu Mittag ſpeiſen, und ich glaube, er hat einen ganzen Ochſen geſchlachtet, um mich und noch einige andere Abgeordnete aus der Provinz, die ſeine Vettern ſind, recht prächtig zu bewirthen. Solchen Einladungen muß man heut zu Tage Ehre machen, das liegt ja auch in Euerem Princip. Entſchuldigt mich alſo für heut und laßt es Euch in Hôtel Charoſt ſchmecken. Adieu! —

Nach dieſen Worten entfernte ſich Mirabeau mit der größten Eile, indem er, unter verwundertem Nachblicken ſeiner Freunde, ſogleich um die nächſte Straßenecke einbog und ſich mit einer an Flucht gränzenden Geſchwindigkeit zu entfernen ſchien.

III.

Der Marquis Victor Riquetti von Mirabeau.

Einige Lieues von Paris liegt das anmuthige Argenteuil, mit seinen reizenden Landhäusern, die im Sommer stets ein gesuchter Aufenthalt der Pariser waren und auch von vielen vornehmen Fremden bewohnt zu werden pflegten.

In einem dieser Landhäuser hatte sich seit Kurzem der alte, bereits im hohen Greisenalter stehende Marquis von Mirabeau niedergelassen, welchen die letzten Ereignisse des Tages aus der Abgeschiedenheit seiner Güter, in der er seit langer Zeit fast ausschließlich gelebt, wieder hervorgelockt hatten. Gebeugt von Alter und Kränklichkeit, hatte er sich jedoch zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt selbst, unter den gefahrdrohenden Unruhen, die dort seit Eröffnung der

Reichsstände von Tag zu Tag nur gestiegen waren, nicht entschließen können. Aber die friedliche Villa in Argenteuil, die auf einer heitern Anhöhe unweit der nach Paris führenden Landstraße gelegen war, gewährte ihm den doppelten Vortheil, alle Nachrichten und Zeitungen der so nahen Hauptstadt schnell und unmittelbar zu empfangen, und zugleich in dem ländlichen Stillleben seine tief erschütterte Gesundheit pflegen zu können.

Der Marquis saß an dem geöffneten Fenster, welches ihm einen weiten Ausblick über die Landstraße verstattete, und an welchem er, in seinem Lehnstuhl liegend, den Tag über am liebsten zu verweilen pflegte. Seine Blicke schienen dann oft mit einer gewissen Unruhe und Sehnsucht auf die von Paris herführende Straße gerichtet. Es komte nicht blos der Zeitungsbote sein, dem er mit neuen Blättern und Flugschriften aus der ereignißreichen, immer wilder aufschäumenden Hauptstadt entgegensah. Dieser Bote kam regelmäßig mit einer vollen Mappe von Zeitungen und Schriften an, aber der Marquis von Mirabeau, nachdem er sich von seiner schönen Enkelin, der Marquise d'Arragon, Alles hatte genau und wiederholt vorlesen lassen, saß dann immer wieder ausblickend und wie erwartungsvoll am Fenster, und schien von

der Landstraße her einer bestimmten Person, die er aber niemals nannte, entgenzusehen.

Die junge Helene von Arragon, die älteste Tochter der Marquise von Saillant, war von jeher der Liebling des alten Marquis von Mirabeau gewesen, der sie bewogen hatte, nach dem frühzeitigen Tode ihres Gatten, des Marquis von Arragon, dem sie schon in ihrem sechszehnten Jahre vermählt worden, sein Haus zu ihrem Aufenthalt zu nehmen. Es war dies zwar sehr wenig in Uebereinstimmung mit der Frau von Pailly geschehn, die das Haus des Marquis seit seiner feindlichen Trennung von seiner Gemahlin beherrschte, und durch ihre einstige Schönheit und Leidenschaftlichkeit die eigentliche Ursache des Mißverhältnisses der beiden Gatten geworden war. Die kindliche Liebenswürdigkeit und Anmuth der Marquise war jedoch so groß, daß sich selbst die mürrische Eifersucht der alternden Frau von Pailly davon bezwungen fühlte, und die häuslichen Umgebungen des Marquis von Mirabeau hatten einen um so glücklicheren Charakter gewonnen, als es beide Frauen bald verstanden hatten, sich auf eine sehr taktvolle Weise in die Sorgen um seine Person zu theilen.

Der Frau von Pailly war die Bemühung mit dem Leidenden und Kranken zugefallen, und sie war

darin der fortdauernden Werthschätzung ihrer Dienste gewiß, da der alte Marquis, der vor einigen Tagen bereits sein zweiundsiebzigstes Jahr erreicht hatte, von der Gicht hart betroffen war, und außerdem seit Kurzem ein heftiger Lungen-Katarrh sich bei ihm gebildet hatte, der ihn von Zeit zu Zeit völlig niederwarf und seinen Gesundheitszustand auf das Bedenklichste erschütterte. Die hohe, einst so mächtige Gestalt des Marquis erschien täglich mehr gebeugt und in sich zusammengedrückt, und war aus der stolzen und strengen Grandezza, die sonst sein Wesen charakterisirte, fast ganz herausgefallen, um der kümmerlichen Hinfälligkeit des Greises zu weichen. Dagegen trug sein bleiches, ernstes Gesicht, dessen geistreiche Züge den unermüdlichen Denker und Schriftsteller verriethen, auch noch bedeutende Spuren der eigenthümlichen Schönheit an sich, die dem Marquis von Mirabeau in seinem blühenden Mannesalter zu eigen gewesen war.

Der lieblichen, heitern Helene war dagegen die Aufgabe zugefallen, die geistigen Beschäftigungen des Großvaters zu theilen, und die Gefährtin seiner Gedanken und Betrachtungen, mit denen er sich jetzt namentlich den Zeitereignissen zugewandt hatte, zu sein. Sie war ihm dabei mit ihren gesunden, treffenden

Einfällen, ihrem glücklichen Humor, und auch mit ihrer Kunst, seine trüben Blicke in die Zukunft zu erheitern, schon so unentbehrlich geworden, daß er nichts mehr ohne sie vorzunehmen und zu beschließen pflegte, und er sich kaum noch über eine Ansicht oder ein Urtheil einigen konnte, wenn sie ihm nicht auf ihrem kleinen Tabouret gegenüber saß, oder neben seinem Lehnstuhl stand, um ihm in den Zeitungen eine vornehmlich wichtige Stelle, die sie eben vorgelesen hatte, noch mit einem Daraufdeuten der kleinen weißen Hand besonders bemerklich zu machen, und seinen eigenen Augen vorzuführen.

Während der Marquis seiner Enkelin Alles, was er nur irgend auf dem Herzen hatte, anvertraute und ihre für ihn entscheidend gewordene Meinung darüber begehrte, schwieg er jedoch hartnäckig über die Person, welche er auf der Straße von Paris nach Argenteuil zu sehen erwartete, und nach der er, wie sich die scharfsichtige Helene fest überzeugt hielt, seit einiger Zeit jeden Tag und jede Stunde hinausschaute.

Kommt Er immer noch nicht, Großvater? fragte Helene heut, nachdem sie die Hauptartikel einiger Pariser Zeitungen vorgelesen, und dieselben als wenig befriedigend auf den in der Mitte des Salons stehenden Tisch geworfen hatte.

Wessen Ankunft erwarten wir denn, mein Kind? fragte der Graf, erschrocken zusammenfahrend, und seinen Kopf aus dem Fenster zurückziehend, zu dem er ihn in diesem Augenblick weiter als gewöhnlich hinausgebogen hatte.

Ich meine den Augenblick, wo es sich zwischen den beiden Parteien in Paris entscheiden wird, erwiederte Helene, indem sie mit einem schalkhaften Lächeln vor sich niederblickte. Kommt er immer noch nicht, dieser Augenblick, mein lieber Großpapa?

Es fragt sich, ob eine plötzliche Entscheidung zwischen den kämpfenden Parteien überhaupt wünschenswerth ist, entgegnete der Marquis, indem ein tiefes Nachdenken sich auf seiner Stirn auszubreiten begann. Die heutigen Zeitungen beweisen, daß der bedeutende Streit, in dem König und National-Versammlung sich seit Beginn der Sitzungen gegenüberstehen, durchaus nicht von der Stelle rücken will. Die drei Stände berathen weder getrennt, noch vereinigen sie sich zu einer ganzen Versammlung, und es scheint, daß Hof und Ministerium diese hinzögernde Unthätigkeit nur gern sehen und unterstützen, um so bald als möglich mit einem einzigen Griff das ganze Gespinnst wieder zu zerreißen, welches ihnen diese Versammlung um den Kopf gesponnen hat.

Das wäre doch aber höchst abscheulich, nicht wahr, lieber Großpapa? versetzte Helene eifrig. Wir Beide nehmen ja jetzt das größte Interesse an der National-Versammlung. Ihr habt zwei Söhne in derselben sitzen, was für mich zwei Oheime ausmacht. Und wie die Frauen einmal Alles persönlich auffassen, so heißt die aristokratische Partei für mich nicht anders als Onkel Boniface, und die Nationalpartei, wie man sie wohl jetzt nennen muß, heißt Onkel Gabriel. Die Partei Boniface hält aber gewiß noch immer Euer ganzes Herz gefangen? Und darum ist es gewiß der Vicomte von Mirabeau, den Ihr alle Tage dort über die Landstraße heranreiten zu sehen hofft? Er ist freilich auch seit mehreren Wochen nicht hier gewesen, der gute Vicomte.

Nein, den Vicomte erwarte ich nicht, erwiederte der Marquis von Mirabeau mit einer plötzlichen auffahrenden Heftigkeit. Du weißt, er schickte mir neulich eine Rede, welche er in der National-Versammlung halten wollte, und ich schickte sie ihm mit einer Randbemerkung wieder, welche den eitlen Jungen gewiß verdrossen hat. Denn er hat sich seitdem nicht wieder in Argenteuil blicken lassen. Und ich gestehe, daß ich nichts danach frage, ihn bald wiederzusehen. In jener Rede, er wollte gegen die Vereini-

gung der drei Stände zu Einer Versammlung sprechen, waren große Albernheiten enthalten, wie sie sich für einen denkenden Aristokraten heutzutage nicht mehr schicken.

Ja, ich erinnere mich, Euere Randbemerkung war gerade nicht sehr gnädig, Großpapa! rief Helene mit fröhlichem Lachen. Ihr schriebt ganz lakonisch unter die Rede: „Wenn man einen solchen Bruder bei den Generalständen hat, wie Du, und wenn man Du ist, so läßt man seinen Bruder sprechen, und hält selbst den Mund. *)

Habe ich das wirklich so geschrieben, Helene? fragte der Marquis, indem sich ein Zug von Verdrießlichkeit auf seinem strengen Gesicht einstellte. Du wiederholst mir diese Worte zu sehr mit einem parteiischen Accent, liebe Helene. Danach sähe es fast aus, als wenn ich plötzlich eine närrische Vorliebe für meinen ältern Sohn, den Grafen Gabriel von Mirabeau, gefaßt hätte. Aber das ist ganz und gar nicht der Fall, obwohl ich ihm allerdings Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wünsche. Und gerecht bin ich doch wohl immer gegen ihn gewesen, wenn auch in früherer Zeit diese Gerechtigkeit eine sehr harte Hand gegen ihn führen mußte.

*) Montigny VIII. 85.

O nein, Großväterchen, erwiederte Helene, mit der kecken Zuversicht, bei ihm Alles wagen zu dürfen. Nach Allem, was in unserer Familie und in ganz Frankreich erzählt worden, bist Du immer höchst ungerecht gegen Deinen Sohn Gabriel gewesen. Ich war leider damals noch ein ganz kleines Kind, vielleicht sechs Jahre alt, als Du ihn zuerst auf dem Schlosse If einsperren ließest. Sonst wollte ich Dir schon den Kopf zurecht gesetzt haben, wie man einen so außerordentlichen Sohn, ein Genie von solchem Glanz und solcher Größe, behandeln muß, wenn man nicht für einen Rabenvater oder einen wahren Familien-Attila gelten will.

Der Marquis zuckte bei diesen Worten heftig zusammen. Aber statt des Zornes begann sich plötzlich ein weicherer, fast schwermüthiger Ausdruck über seinem Gesicht auszubreiten. Er stützte das ehrwürdige Haupt nachsinnend in die Hand, und blieb einige Minuten lang still und schweigend seiner Enkelin gegenüber sitzen. Dann richtete er wieder, mit einem aufblitzenden Zug heiterer Erwartung, seine Blicke in die Ferne der Landstraße hinaus, auf der ein emporwirbelnder Staub das Herankommen eines Reiters anzuzeigen schien.

Er ist es nicht! rief Helene mit einem halb necken-

den halb traurigen Ton, nachdem sie ebenfalls an's Fenster getreten war.

Wer soll es denn schon wieder sein? entgegnete der Marquis auffahrend.

Ich weiß es nicht, Großväterchen, versetzte sie mit einer koketten Gleichgültigkeit, indem sie hinter seinem Stuhl stehen blieb und ihre Hände über seine Schulter legte. Aber wenn ich vorher gewagt habe, den Herrn Marquis von Mirabeau einen Rabenvater und noch etwas Schlimmeres zu nennen, so betraf dies ja nur die Vergangenheit. Alle Welt bricht aber jetzt mit der Vergangenheit, wie es täglich in unsern Zeitungen zu lesen steht, und alle Tage hallt die Trübne davon wieder. So ist auch auf Deiner Stirn ein neuer Sonnenglanz für Den angebrochen, welchen Du nie geliebt zu haben schienst, und der es doch so sehr verdient. Laß mich diesen Sonnenglanz auf Deiner Stirn küssen, denn er schmeckt gar zu lieblich.

Sie beugte sich bei diesen Worten mit einem langen herzlichen Kuß über ihn, den er sich mit sichtlicher Freude gefallen ließ. Dann aber sagte er, sich wieder in seine hochmüthige Würde zurückwerfend: Womit willst Du beweisen, daß ich meine Gesinnungen gegen Gabriel geändert habe?

Ah, mein Väterchen, rief Helene, indem sie mit

frohlockenden Schritten durch das Zimmer hüpfte, einen ganzen Kranz von solchen Beweisen will ich Dir um Dein Haupt winden. Ich erinnere Dich nur daran, als im vorigen Monat, es war am vierundzwanzigsten Juni, ja ja, gerade einen Tag nach der berüchtigten Königssitzung, welche in Versailles mit der National-Versammlung abgehalten wurde, der Secretair des Grafen Mirabeau, Herr de Comps, hier mit einem Bericht anlangte, welchen Dir Dein Sohn über diese Sitzung abstattete. Nachdem ich Dir diesen Bericht laut vorgelesen, und einige Stellen sogar zwei und drei Mal, mein Väterchen, und der junge Comps dann wieder eintrat, um nach Deinen Aufträgen für den Grafen Mirabeau zu fragen, da konntest Du Dich nicht länger halten, und die Thränen stürzten Dir aus den Augen. Junger Mann, riefst Du, seinen Arm ergreifend, sage Deinem Herrn: „Das sei Ruhm! Das sei wahrer Ruhm!“ Und dann winktest Du ihm zur Thür hinaus, denn Du konntest vor Bewegung und neuen Thränen nicht weiter sprechen.*)

Oh, sagte der Marquis, indem er jetzt seinen Kopf stolz in die Höhe hob, diese Worte bezogen sich keineswegs auf meinen Sohn Gabriel, obwohl ich gar

*) Montigny IV. 130.

nicht leugnen will, daß mir sein heldenhaftes und großartiges Auftreten in der Nationalversammlung eine wirkliche Freude gemacht hat. Ich bin immer unparteiisch gegen ihn gewesen, und werde es auch ferner sein. Schon gleich nach Eröffnung der Sitzungen zeigte er sich als den wahren Mann der Nation in dieser Versammlung, welche durch die Standesinteressen und durch ein zweideutiges Ministerium so jämmerlich hinundhergezerrt wird. Ich möchte wohl seine donnernde Stimme gehört haben, mit der er zu Anfang sich dafür erhob, daß schon bei der Prüfung der Wahlen nicht jeder Stand getrennt für sich verfahren solle, sondern daß dabei sogleich mit der Vereinigung aller Stände zu Einer Versammlung begonnen werde. Es war dies ein sehr richtiger Gedanke, denn er schlug sogleich den zweideutigen Sinn dieser Frage aus dem Felde und sagte diesem schleicherischen Ministerium Necker: va banque! Dieser Necker glaubt das Königreich durch eine Prise Spaniol reformiren zu können, und der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau läßt ihn zuerst eine Prise seiner Art nehmen, um ihm zu zeigen, daß es noch andern Nießwurz giebt, der Mark und Bein erschüttern kann. Dann ist es mein Sohn, der mit seiner Löwenkraft dafür wirkt, daß der dritte Stand, von dem Adel

und Clerus sich fortdauernd fern halten, sich als die eigentliche Versammlung der National-Repräsentanten Frankreichs constituire. Zwar hat der verteufelt kluge Abbé Siéyes, vor dem ich allen Respect habe, diesen Vorschlag zuerst eingebracht, aber meinem Sohn wird man es doch zu verdanken haben, daß er zur Ausführung gebracht wurde. Mein Sohn schlägt auch für die Versammlung den Namen der Repräsentanten des französischen Volkes vor und sagt mit seiner alle Hinterhalte durchbrechenden Kühnheit: daß die Zusammenberufung der Versammlung nur den Zweck einer Erneuerung der ganzen Nation haben könne! Der dritte Stand nimmt endlich in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 16. Juni den Titel der Nationalversammlung an, und ganz Frankreich jauchzt dieser Constituirung des dritten Standes zur Nation entgegen. Schon will es meinem Sohn durch seine unermüdliche Thätigkeit gelingen, auch die Majorität des Clerus zu dem dritten Stande hinüberzuziehen, als Louis XVI., gedrängt von den Intriguanten seines Hofes und Cabinets, jene unglückliche Königssitzung abhält, in der er zu befehlen wagt, daß die Versammlung getrennt nach Ständen tagen solle, aber nicht als ein ununterscheidbares Ganzes, in dem die Nation das Bild ihrer innersten Einigung anschauen

könne. Indeß schon am Tage vorher haben sich auf den unwiderstehlichen Betrieb meines Sohnes die Abgeordneten des dritten Standes in dem Ballsaale versammelt und schwören einander den feierlichen Eid zu, sich nicht eher wieder zu trennen, als bis sie für Frankreich die neue Constitution vollendet haben: ein Eid, der am andern Tage in der Kirche Saint-Louis vor dem Altar erneuert wird. Aber nachdem der verblendete Monarch in seiner Königssitzung jene tyrannische Erklärung abgegeben, nachdem er, gefolgt von seinem Adel und einem Theil des Clerus, den Saal verlassen, bleiben die Uebrigen als ein fester gesammelter Körper zurück. Und hat man jemals schönere und größere Worte sprechen hören, als die mein Sohn, der Graf Honoré-Gabriel de Mirabeau, dem Marquis de Brézé entgegenschleuderte, der von den Ministern abgeschickt wurde, um an die Befehle des Königs zu erinnern und zum Auseinandergehen aufzufordern? Lies mir doch diese Worte noch einmal aus dem Briefe meines Sohnes vor, Helene. Ich habe diese unsterblichen Worte in den Zeitungen sehr verschiedenartig angegeben gefunden, und selbst der Moniteur giebt sie nur mit einer Auslassung wieder. Hole den Brief, Helene, und lies. So etwas kann man nicht oft genug hören!

Helene hatte ihm mit freudestrahlenden Augen zugehört und stand noch, ohne gleich seiner Aufforderung zu folgen, wie in einen glücklichen Traum vertieft, indem sie mit Entzücken sah, wie der Marquis von Mirabeau, ohne daß er es ihr zugestanden haben würde, sich ganz und gar in die Verherrlichung der Thaten seines Sohnes verloren hatte. Dann aber eilte sie an den Schreibtisch, um den Brief Mirabeau's zu holen, mit dem sie fröhlich zu dem Großvater zurückkehrte.

Da ist er, sagte sie, denn dieser Brief liegt immer obenauf. Und folgendes waren die Worte, die der Graf von Mirabeau mit ruhigem und majestätischem Ton zu dem vor ihm zusammenschreckenden Marquis de Brézé sprach: „Die Communen Frankreichs haben beschlossen zu tagen. Wir haben die Absichten vernommen, die man dem König eingeflüstert hat, und Sie, mein Herr, der Sie nicht einmal sein Organ bei der Nationalversammlung sein könnten, da Sie hier weder Sitz noch Stimme, noch ein Recht zu sprechen haben, Sie sind nicht dazu geeignet, um uns die Rede des Königs hier in Erinnerung zu rufen. Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes, und daß man

uns nur durch die Gewalt der Bajonnette entfernen wird!“

Vortrefflich! Vortrefflich! rief der Marquis, indem er sich vergnügt die Hände rieb und auf seinem bleichen kranken Gesicht ein lebhaftes Roth hervortrat. Ja, er war immer ein merkwürdiger Mensch! Häßlich, wie ein Sohn des Satans, als er geboren wurde, so daß wir uns Alle vor ihm entsetzten, kündigte er zugleich schon als Säugling eine ungeheure Lebenskraft an, wie man dergleichen noch nie gesehen hatte. Er prügelte sich im eigentlichsten Sinne des Wortes mit seiner Amme herum, an deren Brust er lag, denn er schlug sie, und da sie selbst eine sehr hitzige Person war, so vergalt sie es ihm reichlich, und es kam zuweilen zu einem förmlichen Handgemenge zwischen Amme und Säugling, um so mehr, da er mit zwei schon vollständig ausgebildeten Backzähnen geboren war und damit um sich biß.*)

Der Marquis gerieth bei diesen ihm plötzlich auftauchenden Erinnerungen in ein so starkes und anhaltendes Lachen hinein, daß die Marquise von Arragon jetzt darüber unruhig zu werden begann und ihre Befürchtungen sich auch bald bestätigten, indem er jetzt mit großer Heftigkeit zu husten begann.

*) Montigny I. 238.

Nachdem er sich erholt hatte, sagte Helene, das Gespräch wieder aufnehmend, mit dem schmeichelnden Ton ihrer Stimme zu ihm: Wenn er als Kind so lächerlich garstig war, so brauchtest Du ihn doch aber darum als Jüngling und Mann nicht so sehr zu hassen. Dein anderer Sohn, der Onkel Boniface, soll früher so schön gewesen sein, daß er Alle bezauberte, und jetzt ist er so dick und ungeschlacht, daß er sich kaum noch mit einigem Anstand bewegen kann, und man ihm allgemein den Beinamen Mirabeau-tonneau gegeben hat. Auch ist er etwas dem Trunk ergeben, und in der Nationalversammlung sitzt er unter den schlimmsten Gegnern seines Bruders. Du siehst nun, was aus Deinem Liebling von ehemals geworden ist, während aus Deinem Sohn des Satans, wie Du ihn nanntest, der Stolz Frankreichs wurde und der Name Mirabeau durch ihn den Glanz fortpflanzt, den er von Dir empfangen.

Ich bin dennoch immer nur gerecht gegen ihn gewesen! rief der Marquis mit einer strengen und heftigen Stimme. Es fehlte ihm alle und jede Ehrfurcht vor der Autorität, und das brachte uns schon frühe auseinander. Ein Mann, wie ich, der bis zu seinem vierundfunfzigsten Jahre keinen Abend zu Bett gegangen war, ohne vorher vor seiner alten Mutter nieder-

zukniеen und um ihren Segen zu bitten, konnte mit einem so wilden und gesetzlosen Schwarmgeist sich erst nach langen Kämpfen befreunden. Ich mußte freilich eine harte Geißel über ihn schwingen, aber was wäre aus ihm geworden, wenn ihn nicht mein strafender Arm zugleich über den Abgründen, in die er beständig hineintaumelte, festgehalten hätte. Die Gefängnisse, in die ich ihn einsperren ließ, bewahrten ihn nur vor weit größerer Schmach und einem schimpflichen Ende. Aber jetzt hat er sich eine Wirksamkeit gesetzt, die ich ehren und anerkennen muß, ich will es nicht leugnen. Wenn ich sein ganzes Beginnen recht verstehe, will er nur den Mißständen in Staat und Gesellschaft abgeholfen wissen, und diese haben seit langer Zeit fürchterlich genug gewuchert. Die Männer der verschiedensten Ansichten müssen sich darüber einig bekennen. Die Zustände Frankreichs waren faul geworden, und der Boden muß von Sumpf und Steinen gereinigt werden, ehe eine neue Aussaat von Menschenglück darauf zu bestellen ist. Zu dieser Reinigung gehört aber gerade eine so starke und herkulische Natur, wie sie Gabriel von Mirabeau besitzt. Mit all seiner Kraft und Leidenschaft aber tritt er zugleich mäßig auf, und wie gewaltig und Alles überfluthend auch seine Worte auf der Tribune emporschäumen, so deutet

er doch selbst immer das gesetzliche Geleise an, in dem auch die Freiheit der Nation eingeschlossen und geordnet werden müsse. Der kühne Mensch, er hat die Bewegung entfesselt, aber er zeigt sich jetzt auch ebenso weise als kühn, denn er will die Bewegung der Nation zugleich auch wieder in den Schooß der Autorität hinüberleiten. Er ist Volkstribun geworden, es ist wahr, aber ein Volkstribun, der ebenso sehr auch für das Königthum kämpft und die Spitze des Staatsdaches doch in dem königlichen Willen wölben will. Er ist also zur Erkenntniß der Autorität zurückgekehrt, die er in seiner Jugend mit Füßen getreten, und die ich ihm einschärfen wollte, selbst auf die Gefahr hin, als Despot an ihm zu handeln. Und sollte ich ihn denn jetzt nicht lieben, Helene?

Du sollst ihn lieben, und Du liebst ihn! rief Helene triumphirend aus, indem sie den Greis mit ihren Armen umschlang. Und da Du nun endlich eingestehst, was ich schon so lange von Dir zu hören hoffte, so will ich Dir nun auch ganz genau sagen, auf wen Du wartest, wenn Du hier so sehnsüchtig harrend an Deinem Fenster sitzest. Es ist der Graf Honoré-Gabriel Riquetti de Mirabeau, auf dessen Erscheinen Du täglich hoffst, denn Dir ist es so, als müsse er doch einmal wiederkommen und sich an Dein

Herz stürzen. Du hast ihn ja jetzt so lieb, und da begreifst Du nicht, daß er nicht zu Dir herkommen will.

Und warum will er nicht kommen? fragte der Marquis mit einem traurigen Ton. Er schreibt mir wohl zuweilen, aber er vermeidet es, mich zu sehen.

Er wird kommen! rief Helene lächelnd und zuversichtlich. Sie näherte sich wieder dem Fenster und schaute lange und weit über die Landstraße hinaus. Dann rief sie plötzlich, sich zu dem Marquis zurückwendend: Dort unten an der Straße wirbelt ein Staub wie von einem heransprengenden Reiter auf. Sollte es der Graf von Mirabeau sein?

Bald ließen sich die eilenden Hufschläge eines Pferdes in größerer Nähe vernehmen. Er ist es! rief Helene, die Hände zusammenschlagend. Der alte Marquis schloß hastig das Fenster, als begehre er für sich noch einen Augenblick Aufschub, um sich für diese Begegnung mit dem Sohn, dem er so lange nicht gegenüber gestanden, zu sammeln.

Der Reiter aber war in den Hof gesprengt, und nach einigen Minuten stand er schon oben. Helene war ihm in lauter Freude entgegengeeilt und nahm ihn bei der Hand, um ihn zu dem noch in seinem

Lehnstuhl sitzen gebliebenen, vor Ueberraschung und Aufregung zitternden Marquis hinzuführen.

Du bist doch nicht sehr krank, mein Vater? rief Mirabeau, indem er in großer Bewegung zu seinem Vater hinstürzte, um ihn zu umarmen.

Der Marquis hatte sich aber jetzt rasch in die Höhe gerichtet und sah seinen Sohn mit einem unbeschreiblichen Blick an, der diesem eine Thräne in die Augen trieb. Mit Gefühlen der wunderbarsten Art sah Mirabeau die hohe, noch immer schöne und ehrfurchtgebietende Gestalt seines Vaters vor sich. Aber indem er mit überwallender Empfindung in seine Arme sank, fühlte er in demselben Augenblick zugleich die ganze Bangigkeit und Furcht seiner Jugend vor diesem Vater zurückkehren. Von seiner Brust sich aufrichtend und ihm noch einmal ins Gesicht blickend, suchte er nach dem harten und erbarmungslosen Sinn, der einst das Verdammungsurtheil über einen großen Theil seines Lebens gesprochen. Aber er begegnete jetzt dem Auge seines Vaters, in dem ein leiser Funken von Liebe ihm entgegenleuchtete, wie er ihn in demselben früher niemals für sich wahrgenommen hatte. Er nahm die Hand des Greises und drückte sie zärtlich und wiederholt an seine Lippen.

Du siehst recht leidend aus, mein Vater! nahm

Mirabeau wieder das Wort. Ich hörte, daß Du krank seiest, und eilte gerade recht, um Dich noch heut zu sehen, weil in Paris große Unruhen vor der Thür sind, die vielleicht jeden Augenblick hindern können, daß man die Stadt verläßt. Aber man meldete mir nicht recht, worin neuerdings Deine Leiden bestehen.

Mirabeau traf sich bei diesen Worten mit den schönen Augen der Marquise von Arragon, die ihm mit ihrem ganzen beweglichen Ausdruck hinter dem Rücken des Großvaters zu erkennen zu geben schienen, daß er den Brief, welchen sie heimlich an ihn geschrieben, nicht verrathen möchte.

Du findest mich allerdings in keinem sehr würdigen Zustande mehr, mein Sohn! sagte der Marquis, indem er sich mit einem unwillkürlichen Seufzer wieder in seinen Lehnstuhl zurückfallen ließ und Mirabeau auf einen Sessel ihm gegenüber hinwinkte. Wem die Gicht in den Beinen und der Husten in der Brust tobt, der ist wahrlich schlimmer daran, als das von der Revolution heimgesuchte Frankreich. Denn wenn Ihr wackern Herren vom dritten Stande jetzt in allen Gliedern Frankreichs wühlt, so verbürgt ihm das nur seine künftige Gesundheit und Größe, meine ich. Mit mir aber ist es vorbei. Es ist Unrecht, daß Boniface, der doch immer ziemlich genau weiß, wie es

hier steht, Dir keine Nachricht gegeben hat. Denn seitdem die Vereinigung der drei Stände auf den angstvollen Wunsch des Königs endlich durchgesetzt worden, seht Ihr Euch doch nun wohl alle Tage, Ihr feindlichen Brüder?

Wir sehen und sprechen uns, erwiederte Mirabeau ausweichend. Dann trat eine etwas ängstliche Pause zwischen Beiden ein, welche Helene aber sogleich durch ihre Fragen und Erkundigungen auszufüllen wußte. Sie fragte Mirabeau nach der eigenthümlichen Tracht, in welcher er erschienen war, und in der sie ihn noch nie gesehen hatte.

Das ist das Kostüm des dritten Standes, den ich in der Nationalversammlung vertrete, entgegnete Mirabeau. Dieses schwarze Kleid und dieser schwarze Mantel finden wohl keine Gnade vor den Augen meiner liebenswürdigen Nichte? Ich hatte zu Anfang aus Gleichgültigkeit gegen alles Kostüm diese Toilette nicht mitgemacht, aber seitdem dieser Stand eine Armee geworden ist, welche den Kampf für die ganze Nation auf sich genommen, kleidete ich mich am liebsten auch in das Kleid, an dem man diesen Soldaten des Jahrhunderts erkennt.

Du hast Recht daran gethan, mein Sohn, sagte der Marquis mit einem beifälligen Ausdruck, nachdem

er einen langen prüfenden Blick auf Mirabeau geworfen. Obgleich Du es mir nicht zugetraut haben wirst, so muß ich Dir doch sagen, daß ich ein aufrichtiger Freund des dritten Standes geworden bin. Ueberhaupt, Gabriel, glaube ich, daß wir in unsern Ansichten nicht mehr so weit auseinander sind, als Du es vielleicht noch vorausgesetzt haben magst.

Euere Billigung wird immer der wahre Triumph unserer Sache sein! rief Mirabeau mit einer lebhaften Wärme. Der Ami de l'homme, wie Euer vortreffliches philanthropisches Buch heißt, dieser Freund des Menschen, ließ erwarten, daß Ihr einst auch noch der Freund des dritten Standes sein würdet. Und dann bin ich glücklich, denn der Freund des Menschen und der Freund des dritten Standes muß auch der Freund des Sohnes geworden sein!

Der Freund des Sohnes? wiederholte der Marquis mit einer leisen, weichen Stimme, wie man sie noch nie von ihm vernommen hatte. Seine Hände begannen zu zittern, in seine ganze Gestalt trat eine heftig zuckende Bewegung ein. Helene war aufgestanden, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen.

Mein lieber Freund, begann der Marquis wieder, es muß für uns Beide die größte Genugthuung sein,

daß wir uns über einer Zeit, wie die jetzige ist, wieder die Hände reichen können! Da hast Du meine Hand, wenn sie auch nur noch den Abschiedsdruck zu geben vermag. Aber jeder ächte Abschied ist nur eine Bekräftigung der Zukunft. Du siehst heiter und vertrauensvoll in die Zukunft, nicht wahr, mein Sohn?

Oh, entgegnete Mirabeau, indem er die Hand seines Vaters festhielt, die Zukunft ist noch eine undurchdringliche und stürmische Nacht, welche über Frankreich lagert! Das Schlimmste kann und muß sich noch ereignen. Und nur wenn es sich ereignet, habe ich Vertrauen, daß es besser werden wird. Der König und die Königin scheinen es nicht anders zu wollen und zu können. Sie verachten standhaft alle Zeichen ihres Schicksals, und kein guter Rath dringt in ihre Verblendung ein.

Es steht schlecht in Paris? fragte der Marquis.

Der Hof sucht sein Heil in den Regimentern, die er seit einiger Zeit in der Umgegend von Versailles und Paris marschiren läßt, erwiederte Mirabeau. Und diese Soldaten, wenn man sie nicht bald zurückzieht, werden die krächzenden Raben sein, die sich an der Leiche der Monarchie niedersetzen. In der elenden und durchaus irrigen Ansicht, daß das Unheil aus der Nationalversammlung kommt, hat man jetzt auch

eine gewaltige Truppenmasse herangezogen, welche die Versammlung umstellt und dem Volke den Zugang zu ihr abschneiden soll. Nicht zufrieden damit, hat man diese Soldatenschaaren jetzt auch noch durch mehrere Regimenter vermehrt, die aus fremden Nationalitäten, namentlich aus Deutschen und Polen bestehen, und diese Wahl zeigt hinlänglich, was man dem Volke unter gewissen Umständen zu bereiten gedenkt. Täglich sieht man zwischen Paris und Versailles die Zahl der Truppen und Streitkräfte anwachsen, fünfunddreißigtausend Mann sind dort schon aufgestellt, und man erwartet noch zwanzigtausend, mit ihnen sind große Artillerie-Trains in Bewegung, die sich drohend aufundniederschleppen, die Punkte für die Aufstellung ganzer Batterieen sind schon bezeichnet, alle Wege, alle Verkehrsstraßen, alle Brücken sind besetzt, und alle Spaziergänge sind in Militairposten umgewandelt. Mit diesem verhängnißvollen Gefolge der Despoten umgiebt sich der König in diesem Augenblick und stellt sich die Nationalversammlung als ein feindliches Heereslager gegenüber, während in der Freiheit ihrer Berathungen sein stärkster und mächtigster Schutzgeist gegen alle seine Feinde sich erheben würde. In dieser gefahrvollen Lage beschlossen wir, eine Adresse an den König zu richten, deren Abfas-

sung mir von der Nationalversammlung übertragen wurde. Fest und gemessen, respectvoll und doch energisch, beschworen wir darin den König, die Truppen zurückzuziehen, und, da es doch keine Gefahr für den Staat und für das Ansehen des Königs gebe, diese das öffentliche Vertrauen erschütternden Vorbereitungen zum Kriege zu unterlassen. Ich gehörte selbst zu der Deputation, welche diese Adresse dem König überreichte. Aber der König war verblendet genug, um die Zurückziehung der Truppen zu verweigern, ja er wagte, auf den Rath seiner gänzlich unfähigen Minister, den Vorschlag auszudrücken, daß die Nationalversammlung sich nach einer kleinen Stadt in Frankreich, vielleicht nach Soissons oder Noyon, zu einem idyllischen Stillleben zurückziehen möchte. Das Spaßhafte aber auf diesem schlammig tragischen Grunde ist doch dies, daß der König seinen Minister Necker ins Exil geschickt hat. Necker scheint sich in der That ehrenwerth benommen zu haben, denn er rieth von einem Staatsstreich ab, durch welchen der Hof sich offenbar der Nationalversammlung gewaltsam entledigen wollte. Und so nöthigte man ihn, so rasch nach der Schweiz abzureisen, daß er sich kaum noch seine Sachen ordentlich packen lassen konnte.

An Necker ist nichts verloren, entgegnete der Mar-

quis, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte. Ich habe in ihm stets einen Gegner meiner Ansichten gehabt, und habe mich dadurch nur bekräftigt gefühlt in Dem, was mein Freund und Meister Quesnay wollte. Man sagte mir, Du hättest auch eine geheime Zusammenkunft mit Necker gehabt, um Euch zu verständigen. Wie ist dieser Versuch ausgefallen?

Meine Freunde Cerutti und Mallouet hatten diese Farce vor einigen Monaten veranstaltet, erwiederte Mirabeau lachend. Wir kamen zusammen, ich hatte Necker niemals gesprochen und war begierig, wie er sich in dieser Situation ausnehmen würde. Er aber war steif und stumm wie ein Brett, und nun wurde ich steil und verschlossen, wie ein Felsen. Er erwartete, daß ich ihm Anerbietungen machen sollte, aber da er nicht sprach, so sprach ich noch weniger, und wir trennten uns nach einigen frostigen Redensarten. Uebrigens glaube ich, daß Necker kein böser Mensch ist, aber er ist auch ebenso wenig ein tiefer und origineller Kopf.

Werdet Ihr Euch denn auch gründlich mit den arbeitenden Klassen beschäftigen? fragte der Marquis nach einer kurzen Pause, in der er still und, wie es schien, mit seinen körperlichen Leiden kämpfend, vor

sich niedergestarrt hatte. Ich denke, die Zeit wird bald kommen, wo man einsehen wird, daß wir alten Physiokraten längst das Richtige gefunden und festgestellt haben. Merke auf, mein Sohn. Es giebt keinen wahren, festen und glücklichen Staat, der nicht auf Grundbesitz, Arbeit und Handelsfreiheit erbaut ist. Bringe diese Grundsätze in Euerer Nationalversammlung zur Geltung, und Du wirst Dich um Frankreich und die Menschheit verdient machen. Etwas Besseres giebt es nicht, um die Welt glücklich werden zu lassen.

Der Marquis wollte noch Einiges hinzufügen, aber in diesem Augenblick schien die Anstrengung eines so lebhaften Gesprächs alle seine Kräfte zu überwältigen. Er war bleich und erschöpft zurückgesunken, und der Husten brach mit einer erneuerten und unabläßigen Gewalt aus seiner Brust hervor. Sein Zustand schien plötzlich so bedenklich zu werden, daß Mirabeau in großer Besorgniß nach einem Arzt verlangte. Aber der Marquis wehrte alle Bemühungen zurück und nahm nur seine Arzenei, welche ihm Helene mit ihrer wohlthuenden Sorgsamkeit darreichte.

Als sich der Leidende wieder einigermaßen zu erholen begann, näherte sich ihm Mirabeau, um Abschied von ihm zu nehmen, indem er wiederholentlich

mit Schmerz und Ehrfurcht die Stirn des Greises küßte.

Ich muß heut noch nach Paris und Versailles zurück, sagte Mirabeau mit leiser Stimme. Die drohende Lage der Dinge gestattet mir nicht länger auszubleiben. Wir sehen uns bald wieder, mein Vater!

Der Marquis schüttelte langsam das Haupt und entließ seinen Sohn schweigend, aber mit einem leuchtenden und bedeutsamen Blick, der das Ergreifendste ausdrückte. Mirabeau riß sich jetzt mit stürmischer Eile los, weil er diesen Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Helene hatte ihn bis in das anstoßende Zimmer begleitet, um ihm unter strömenden Thränen ihre Besorgnisse zuzuflüstern. Mirabeau aber drückte ihr jetzt unter zärtlicher Zusprache seine Küsse auf die Augen und nahm ihr das Versprechen ab, ihm am andern Tage Nachricht zu senden.

IV.

Die ersten Republikaner.

Mirabeau hatte rasch sein Pferd bestiegen, und legte in äußerster Geschwindigkeit den kurzen Weg von Argenteuil nach Paris zurück, dessen Thoren er sich in der ersten Nachmittagsstunde näherte.

Es wurde ihm jetzt schwer, sich mit seinem Pferde ebenso rasch weiterzubewegen, da er sich plötzlich mitten im Gewühl der Soldaten befand, die auf der Ebene vor den Thoren der Hauptstadt lagerten, und dem Reiter nur allmählig und mit mancherlei Unterbrechungen seinen Weg fortzusetzen gestatteten.

Unter diesen wilden und lärmenden Gruppen des Militairs, die in eine besondere Aufregung gerathen zu sein schienen, bemerkte Mirabeau eine große Masse von Volk, welches sich äußerst geschäftig in der Mitte

der Soldaten bewegte, und mit denselben in einen ungemein lebhaften und zutraulichen Verkehr gerathen war. Man hörte Volk und Truppen Freundschafts-versicherungen aller Art austauschen, die an einzelnen Stellen bereits durch ein fröhliches Gelage, in dem die gefüllten Gläser aneinanderklirrten, besiegelt wurden.

Es wurde dabei den Soldaten das Versprechen abgenommen, nicht auf das Volk zu schießen, und Mirabeau vernahm an dem enthusiastischen Geschrei, welches von allen Seiten her ertönte, daß die Bevölkerung der Hauptstadt nicht ohne Erfolg hier hinausströmte, um die Regimenter des Königs zu bearbeiten.

Er ritt in die Straßen der Stadt ein, und sah zu seinem wachsenden Erstaunen, daß die Aufregung, in der sich die Bevölkerung von Paris befand, bereits eine ganz bestimmte und gewaltige Gestalt angenommen hatte. Man hatte begonnen, auf einzelnen Straßen und Plätzen Barrikaden zu bauen, bewaffnete Volkshaufen zogen schreiend und tobend umher, und erbitterte Ausrufungen gegen den Hof, unter denen sich Lebehochs für Necker und den Herzog von Orléans unterschieden, durchdrangen weithin die Luft.

Je mehr Mirabeau in die Mitte der Stadt vorrückte, desto mehr schien es ihm, als sei die ganze

Bevölkerung von Paris in die Straßen und auf die öffentlichen Plätze hinabgestiegen. Die Theater waren wie zum Zeichen der öffentlichen Trauer geschlossen. Vom Norden der Stadt her verbreitete sich die Nachricht, daß das Volk die dortigen Barrièren angezündet und in Asche gelegt habe. Eine wüthende, zerstörungssüchtige Volksschaar, deren zerlumpte und verhungerte Gestalten den schrecklichsten Ausdruck des Elends an sich trugen, jagte an Mirabeau vorüber, und stieß drohende und heulende Laute aus, die auf eine neue Unternehmung hinzudeuten schienen.

Mirabeau wollte sich zuerst nach dem Palais Royal begeben, wo er den Heerd des ganzen Aufstandes und seine Leiter zu entdecken hoffte, und wo er zugleich Chamfort in seiner dortigen Wohnung anzutreffen gedachte, um von ihm etwas Näheres zu erfahren, und bei dem Freunde zugleich Erkundigungen über das Schicksal Henriettens und Coco's, die in einer kleinen Wohnung in Paris zurückgeblieben waren, einzuziehen.

Als er die Rue de Richelieu hinunterritt, zogen ihm einige Abtheilungen des Dragoner-Regiments Royal-allemand, an deren Spitze sich ihr Commandeur, der Prinz von Lambesc, auf einem weißen Schimmel befand, mit klingendem Spiel entgegen,

sodaß Mirabeau an der Ecke einer Nebenstraße stillhalten mußte, um diese Soldaten an sich vorübermarschiren zu lassen. Zu beiden Seiten der engen Straßen hatten sich gedrängte Volkshaufen aufgestellt, aus deren Mitte die beleidigendsten Aeußerungen gegen die Dragoner hervordrangen.

Dies Regiment bestand fast durchgängig aus deutschen Soldaten, welche, da nur wenige von ihnen der französischen Sprache mächtig waren, die auf sie herabgerufenen Schimpfworte und Verwünschungen nicht sogleich auffaßten, ebenso wenig als sie früher die freundlichen Zurufe des Volks verstanden und sich für dieselben zugänglich erwiesen hatten. Als aber jetzt ein Hagel von Steinen auf sie eindrang, zogen sie sofort ihre Säbel und folgten dem Befehl ihres Commandanten, scharf einzuhauen, nach allen Seiten hin mit der rücksichtslosesten Wuth. Die Volksmenge wurde von ihnen jetzt die Straße hinabgetrieben, ein alter Mann sank unter ihren Streichen zusammen, und Frauen und Kinder, die unter die Pferde der tobenden Verfolger gerathen waren, stießen ein herzzerreißendes Wehgeschrei aus. In der Ferne heulten und pfiffen die zersprengten Haufen, und riefen zur Rache. Es war die erste Anwendung der Soldatengewalt gegen das Volk. In allen Theilen

von Paris hallte jetzt der Ruf, daß sich das Volk mit Waffen versehen solle, und daß eine Bürgergarde gebildet werden müsse!

Mirabeau hatte sich in einem bekannten Hause seines Pferdes zu entledigen gewußt, und begab sich jetzt zu Fuß nach dem Palais Royal, dessen Zugänge auf allen Seiten von aufgeregten, in der drohendsten Stimmung aufundniederwogenden Volksmassen belagert waren. Es gelang ihm, sich Bahn zu schaffen und in die Arcaden einzutreten, wo er zuerst die Wohnung Chamforts zu erreichen suchte. Er traf aber Niemand darin an, und überließ sich jetzt der ihn von Neuem umwogenden Volksmasse, die ihn mit ihren gewaltigen Stößen in die Mitte nahm und ihn in den ersten Hof des Palais Royal führte, wo sich jetzt Alles zusammenzudrängen schien.

Einige Male war es ihm, als wenn bekannte Gesichter an ihm vorbeigestreift wären. Er glaubte in dem grenzenlosen Getümmel Clavière, Duroveray, Dumont, und jetzt auch Chamfort zu sehen, die aber in so blitzschneller und geschäftiger Bewegung und mit so eigenthümlichen Gebärden an ihm vorbeistrichen, daß sie ihn entweder nicht erkannt zu haben schienen, oder er glauben mußte, umherschwirrende Phantome der Luft in der Gestalt dieser Freunde erblickt zu

haben. Jetzt aber war es ihm wirklich gelungen, Chamfort, der eben in einer Volksgruppe mit vernehmlicher Stimme gesprochen hatte, beim Rockzipfel festzuhalten und sich ihm auf eine nicht mehr abzuläugnende Weise bemerklich zu machen.

Es giebt heut viel zu thun, Freund Mirabeau, sagte Chamfort, mit einer Stimme, die so ruhig und gutmüthig klang, während sie noch eben thätig gewesen war, durch ausgestreute Reden und Bemerkungen den Sturm heraufbeschwören zu helfen.

Sage mir nur, was es giebt? rief Mirabeau in der höchsten Spannung. Ist es Alles um Necker, weil ihn der König über Hals und Kopf fortgeschickt hat? Hat das Volk durch den Namen Necker dermaßen auf die Beine gebracht werden können, so bin auch ich heut ein Anhänger Necker's, und jubele ihm mein Lebehoch ebenso inbrünstig nach, wie dieser Savoyarden-Junge hier, der mir in seinem Necker-Enthusiasmus fast die Ripppen entzweigequetscht hat.

Die Revolution hört heut auf den Namen Necker, und darum laß uns recht fleißig diesen Namen in die Ohren des Volkes brüllen! entgegnete Chamfort. Selbst der Name des Herzogs von Orléans ist heut ein schöner Name, und ich rufe ihn nicht minder ämsig aus. Unsere Freunde sind alle übereingekommen,

heut dieſe Glocke zu läuten, denn ſie erklingt am Hofe von Verſailles wie der erſte Feuerlärm.

Und wer ſind unſere Freunde? fragte Mirabeau, indem er ſich an Chamfort's Arm hing und ſich von demſelben in das wildeſte Gedränge fortziehen ließ.

Heut darfſt Du nicht ſtolz ſein, Mirabeau, erwiederte Chamfort. Unſere Freunde ſind heut Alle, die mit uns auf demſelben Wege gehen. Das Ziel iſt das Licht, bei dem wir uns Alle erſt beſehen werden.

Und iſt das auch Einer unſerer Freunde dort, der junge Hampelmann, der ſoeben aus dem Café de Foy heraustritt, und einen Schwarm jauchzender Bewunderer hinter ſich herzieht? fragte Mirabeau, indem er auf einen jungen Mann hindeutete, der an der Spitze eines Volkshaufens einherzog und in der lebhafteſten Bewegung mit demſelben geſticulirte.

Das iſt Camille Desmoulins, ein angehender Advokat, der ein großes Talent beſitzt, mit dem Volke zu verkehren, antwortete Chamfort. Er iſt ein guter Junge, wie mir ſcheint, nur etwas erhitzt im Kopfe, aber mit der Zunge ſo fertig, daß er ſie wie ein Pumpwerk ohne Mühe arbeiten laſſen kann, wie es ihm gerade nöthig ſcheint. Uebrigens weiß er von Gott und der ganzen Welt nichts, aber er erſetzt

seinen Mangel an Bildung und Urtheil durch seine ungeheure Fertigkeit, dem Volke ein Loch in den Kopf zu reden, und ihm weiß zu machen, daß durch dies Loch alle Schätze Indiens hineinregnen werden. Uebrigens gilt er für einen Agenten des Herzogs von Orléans. Doch sieh, er will sprechen! Man bringt ihm einen Tisch, und er steigt auf diese Rednerbühne mit einer gewissen leichten Würde hinauf, die mir ganz wohlgefällt.

Camille Desmoulins war ein junger Mensch von siebenundzwanzig Jahren, der fast die dunkle Gesichtsfarbe eines Negers hatte. In seiner Persönlichkeit lag etwas Unedles, Gemeines, das aber durch das Feuer einer blitzenden Beweglichkeit, die in allen seinen Gliedern zuckte, einen weniger zurückschreckenden Eindruck gewann.

Nachdem er seine finstern drohenden Blicke einige Minuten lang über der jetzt still werdenden Masse hatte ruhen lassen, sagte er mit einer ziemlich wohllautenden und scharf hörbaren Stimme: „Bürger! Ich komme von Versailles herüber, und ich kann Euch versichern, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ist! Necker ist fortgeschickt, und seine Entlassung ist die Sturmglocke, welche eine neue Bartholomäus-Nacht für alle Patrioten verkündigt! Noch an diesem Abend

werden alle Bataillone der Schweizer und Deutschen vom Marsfelde ausrücken, um uns niederzumetzeln. Es bleibt uns nur noch eine Hülfsquelle, und sie besteht darin, zu den Waffen zu eilen!“

Diese Worte drangen wie ein ungeheurer Zündstoff in die Versammlung ein, die sich danach mit heftigem Beifallslärmen, dem ein tiefes unheimliches Gemurmel folgte, erhob. Camille Desmoulins stand noch immer auf dem Tisch, und beobachtete mit scharfen und lauernden Blicken diese Zuckungen der Masse. Dann, indem er seine Augen unruhig und besorgnißvoll auf einen bestimmten Punkt heftete, und eine Zeitlang schweigend dorthin starrte, rief er mit einer entsetzlichen Stimme aus: „Das Signal ist gegeben; seht dort die Spione und Handlanger der Polizei, die mir ihre Blicke ins Gesicht schleudern; aber ich werde nicht lebend in ihre Hände gerathen!“

Bei diesen Worten zog er zwei Pistolen aus seiner Tasche, und zeigte sie dem Volke Dann von dem Tisch herunterspringend, rief er, sich an die Spitze einer Schaar stellend, die ihn unten schon erwartet hatte: „Folgt meinem Beispiel, Bürger! Kommt, um Euer Leben zu vertheidigen, und das Leben Eurer Weiber und Kinder!“

Mit furchtbarem Geschrei stürzte ihm die Masse

nach, und man sah sie bald in einzelne Trupps sich vertheilen, die unter den drohendsten Ausrufungen, nach Rache und Waffen rufend, nach verschiedenen Seiten hin über die Straßen sich ergossen.

Beim Ausgange aus dem Palais Royal trafen Mirabeau und Chamfort, die von dem reißenden Volksstrom mit fortgezogen wurden, mit Camille Desmoulins zusammen, der, als er Mirabeau's ansichtig wurde, einen Augenblick zu ihm herantrat und ihn mit Zeichen großer Ehrerbietung begrüßte.

Das Volk bezeigt dem Grafen Mirabeau durch mich seine Hochachtung! rief Desmoulins, indem er seine Pistolen in die Luft schwang, und damit auf Mirabeau deutete. Es lebe Mirabeau, der Held der National-Versammlung und der Freund des Volkes!

Mirabeau dankte lächelnd und sagte einige freundliche Worte zu Camille Desmoulins, dem er dann leiser zuflüsterte: „Es ist gut, daß Ihr dem Volke einen Schwung gebt, aber bewahrt es vor blutiger Gewaltthat!“

Blut wird nothwendig werden, vielleicht schon in dieser Nacht, oder gewiß recht bald! erwiederte Desmoulins mit einer geheimnißvollen Miene. Und wenn das Volk nicht schießen kann, so wird es seine Feinde aufhängen. Der König hat seine Kanonen

und das Volk hat seine Laternen. Ich habe lange über das beste System der Volksbewaffnung nachgedacht, und da habe ich gefunden, daß die Laterne die beste Artillerie des Volkes ist. Das Volk hat lange genug mit der Diogenes-Laterne suchen müssen, ob sich unter seinen Regierern keine Menschen finden lassen wollten. Nun soll die Laterne auch der Galgen für alle Volksfeinde werden. Es lebe die Politik der Laterne! Darf ich Euch in diesen Tagen in Versailles besuchen, Bürger Mirabeau?

Mirabeau nickte ihm zu, fand aber keine Zeit mehr zu einer weiteren Erwiederung, da Camille Desmoulins bereits mit seiner stürmisch drängenden Schaar fortgestürzt war.

Nicht wahr? Solche Leute sind sehr brauchbar? sagte Chamfort, indem er Mirabeau mit scharfer Aufmerksamkeit beobachtete.

Als Sturmvögel sind sie gut, sie machen auf das kommende Unheil aufmerksam, erwiederte Mirabeau nachdenkend. Aber im Sturm selbst braucht man erfahrene und redliche Steuermänner, und nach ihnen werden wir uns bald umsehen müssen.

Und glaubst Du, daß der Sturm bald losbrechen wird? fragte Chamfort mit einem aufflammenden, eigenthümlichen Zug in seinem Gesicht.

Die Sturmwolke platzt ja schon fast über unsern Häuptern, erwiederte Mirabeau leise.

In diesem Augenblick ließ sich ein furchtbarer donnerähnlicher Knall vernehmen, der in ihrer nächsten Nähe losgegangen zu sein schien, und weithin dröhnend die Luft erschütterte. Es war ein Kanonenschlag, der mit einer schreckenerregenden Gewalt sich entladen hatte. Das Volk stieß, wie von einem abergläubischen Erstaunen hingerissen, einen langen, schmetternden Schrei aus. Erst nach einigen Minuten untersuchte man, was vorgefallen war. Während den ganzen Tag hindurch ein bedeckter und trüber Himmel über Paris gestanden hatte, war plötzlich über den Häuptern der dichtgeschaarten Volksmassen die Sonne des Julitages mit einem wunderbar klaren und glühenden Licht emporgegangen, und hatte ihre Strahlen in den am Meridian des Palais Royal angebrachten, bald sich scharf erhitzenden Spiegel eingesenkt. Das Licht der Kanone hatte diesen Strahl aufgefangen, und der Schuß war mit dieser wunderbar überraschenden Gewalt plötzlich losgefahren. *)

Die Sonne selbst giebt heut das Signal der Re-

---

*) Louis Blanc Histoire de la révolution francaise II. 296.

volution! sagte Chamfort, nachdem er mit Mirabeau die seltsame Thatsache eifrig erforscht hatte.

Aber was hat uns Camille Desmoulins gesagt, mein Freund! erwiederte Mirabeau nachsinnend. Ist nicht die Kanone die Waffe der Könige?

Aber die Sonne ist die Waffe des Volkes, erwiederte Chamfort mit einem enthusiastischen Ausdruck. Das Licht, wo es aufgeht, wird immer im Namen des Volkes aufgehn. Und der Sonnenstrahl ist es, welcher diese Kanone abgeschossen hat, es waltet gar kein Zweifel darüber ob. —

Die beiden Freunde begaben sich jetzt Arm in Arm weiter, und wollten das Palais Royal nach der andern Seite zu verlassen, um in die Straße Saint-Honoré zu gelangen und den Weg nach den Tuilerien zu nehmen, wohin sich die Hauptbewegung gelenkt zu haben schien.

In dem ersten Hof stand ein angespannter Wagen, der unmittlbar vor dem Ausgange des Palais hielt, welches der Herzog von Orléans bewohnte. Eine große Menge umringte das Portal und den Wagen, und schien den Herzog zu erwarten, an dessen Einsteigen man in einer Stimmung, die den bewegtesten Enthusiasmus verrieth, harrte.

Als Mirabeau und Chamfort eben vorübergehen

wollten, trat der Herzog in sichtlicher Eile, und mit allen Anzeichen der Bestürzung auf seinem bleichen Gesicht, heraus. Das Volk empfing ihn mit lautschallenden Zurufen, und drängte sich so innig und begierig an ihn, als wenn es seine Zuflucht bei ihm finden und seine Rettung und Berathung in diesem entscheidenden Moment ihm anvertrauen wolle.

Der Herzog sah etwas ängstlich alle diese Leute an, die ihn mit ihren bittenden und dringenden Gesichtern immer enger umringten und mit ihren Händen seine Arme und seine Kleider zu berühren wagten. Er wollte zu ihnen reden, schien aber keine rechten Worte finden zu können, und wenn man ihn genauer beobachtete, sah man ihn an allen seinen Gliedern zittern und beben.

Endlich, als er schon den Wagen bestiegen, wandte er sich noch einmal um und sagte mit einer heisern, ausdruckslosen Stimme: „Meine Freunde, es ist weiter kein Mittel mehr übrig geblieben, als die Waffen zu ergreifen!“

In demselben Augenblick aber hatte er sich mit einer Hast und Geschwindigkeit, die einer Flucht vollkommen ähnlich sah, in den Wagen geschwungen und fuhr von dannen.

Das Volk hat seinen Beistand angefleht, aber

dem Prinzen fehlt zum Haupt der Revolution nichts als eine Kleinigkeit, nämlich der Muth! sagte Chamfort zu Mirabeau. Er geht nach Versailles, wie ich soeben ganz verstohlen von seinem Kammerdiener erlauscht habe. Und hier in Paris könnte er sich heut zum König ausrufen lassen, wenn er nur wollte. Aber die Furcht treibt ihn von hinnen, und er scheint doch am Ende die Revolution nicht vertragen zu können.

Er ist ein nichtswürdiger Feigling, mit dem sich Niemand einlassen kann und darf! rief Mirabeau in heftigem Unwillen. Und mich verdächtigt man, mit einem solchen Elenden in einem geheimen Einverständniß zu stehen? Selbst wenn dadurch der Himmel auf die Erde herabgezogen werden könnte, würde ich nicht so leicht mit einem Herzog von Orléans in dasselbe Geschirr treten!

Indem augenblicklich eine Entleerung des Palais Royal eintrat, und die aufgeregte Menge ihren bisherigen Sammelpunkt mehr und mehr verließ, konnten Mirabeau und Chamfort jetzt leicht den Ausgang gewinnen. In der Straße Saint-Honoré kam ihnen ein Trupp entgegen, der sich in einer wunderbar feierlichen Ordnung gruppirt hatte und in einer Art von Prozession einherschritt, an deren Spitze ein Savoyard

und ein in vornehmer Kleidung sich darstellender junger Mann vorauszogen. Der Savoyard trug eine Büste des Herzogs von Orléans, die er von Zeit zu Zeit hoch in die Luft hob, um sie dem in unermeßlicher Anzahl sich nachdrängenden Volke zu zeigen, während er dazu seine schwarze Mütze, die er auf dem Kopfe trug, mit einer triumphirenden Bewegung emporschwenkte. Der vornehme junge Mann neben ihm, der einen Rock von gestreiftem Seidenzeug anhatte und mit zwei Uhren und anderem Schmuck behangen war, trug die Büste Necker's. Jede dieser Büsten war mit einem langen schwarzen Crêpe-Flor umhüllt, um damit anzudeuten, daß diese beiden Abgötter des Volkes bei der Gewalt in Ungnade standen. Zahlreich wallende Fahnen, die Triumph und Trauer zugleich ausdrückten, wurden neben dem Zuge hergetragen, der nicht blos aus Leuten der unteren Volksklassen sich gebildet hatte, sondern in den sich auch viele Personen der höheren Stände gemischt zu haben schienen.

Was ist diesen Leuten Orléans? Was ist ihnen Necker? sagte Mirabeau zu Chamfort, indem Beide der Bewegung des Zuges folgten. Das Volk hat immer das Bedürfniß, Götter zu haben, und sollte es sich dieselben auch aus irgend einem Gipsladen

stehlen. Diese Büsten sind offenbar aus dem Atelier von Curtius auf dem Boulevard du Temple, wo ich sie neulich gesehen habe. Folgen wir dem Spektakel, Chamfort. Es ist rührend und lehrreich zu sehen, mit welcher Inbrunst sich das Volk seine Götzen schafft, um nicht allein zu sein in der Noth!

Der Aufzug begab sich nach den Boulevards und berührte von dort die volkreichsten Straßen und Plätze, auf denen er sich mit immer neuen Massen verstärkte. Ein Detachement französischer Garden, das ihm unterwegs begegnete, wurde bewogen, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen und sich dem Triumphmarsch anzuschließen, wodurch derselbe in den Augen der Bevölkerung zu einem immer bedeutenderen Ereigniß heranwuchs. Als man auf der Place Vendôme anlangte, zeigte sich dort ein Trupp von Reitern, die zur Besetzung des Platzes aufgestellt waren. Plötzlich fiel dort ein Schuß, und der junge schöngekleidete Mensch, welcher die Büste Necker's trug, sank mit einem wimmernden Aufschrei zusammen. Er war tödtlich getroffen und hauchte auf der Stelle sein Leben aus. Man trug ihn in ein Haus, und ein Anderer hob die Büste Necker's auf, um sie weiter zu tragen. Die Reiter, die in demselben Augenblick den Befehl zum Rückzug erhalten zu haben schienen,

hatten rasch den Platz geräumt, erschienen aber plötzlich wieder aus einer Nebenstraße hinter dem Zuge, der sich auf den Platz Ludwigs XV. hinbegeben hatte, und begannen denselben hart auf den Fersen zu drängen. Es entstand eine Verwirrung, die Ordnung des Zuges war durchbrochen, und abermals fiel ein Schuß, von welchem der Savoyard, der die Büste des Herzogs von Orléans trug, am linken Bein getroffen worden. In demselben Augenblick hatte er auch, man wußte nicht wie es geschah, einen Säbelhieb in der Brust empfangen, und sank todt zur Erde nieder. Er wurde von einem seiner Gefährten auf die Schulter gehoben und dem Getümmel entrissen. Man trug ihn in das Palais Royal, um den schon ganz von Blut umflossenen Körper dort der Bevölkerung von Paris auszustellen.

Der Triumphzug für Necker und Orléans hatte damit seinen Schluß erhalten und die Volksbewegung begann sich nach verschiedenen Theilen der Stadt hin abzuleiten, wo sie in anderer Weise und mit noch gefährlicheren Anzeichen hervortrat. Die französischen Garden, welche die Kaserne in der Rue Verte einnahmen, waren unruhig geworden und verlangten nach einem Kampf mit den fremden Regimentern, die so volksfeindlich gewüthet hatten. Ein Mann aus der

niedrigsten Volksschicht, der sich Gonchon nannte und seit einiger Zeit in den Vorstädten ungemein aufregend gewirkt hatte, war in dieser Kaserne erschienen und hatte durch eine kühne und zugleich stolze Beredsamkeit, wie sie von einem Mann des Volkes nie vernommen worden, die Soldaten aufgereizt, sich mit den Feinden des Volkes zu schlagen und den ausländischen Regimentern einen Kampf anzubieten.

Mirabeau und Chamfort hatten sich auf ihren fortgesetzten Streifzügen durch das gährende und schäumende Paris eben der Caserne in der Rue Verte genähert, als die Soldaten, vollständig gewaffnet und mit den drohendsten Gebärden und Ausrufungen, herausstürzten, um dem seltsamen Gonchon, der in seiner groben blauen Blouse mit einer majestätischen Würde an ihrer Spitze einherschritt, in den Straßenkampf zu folgen.

Das ist dieser Gonchon, sagte Chamfort. Sieh ihn Dir an, Mirabeau, denn das ist eine von jenen unheimlichen und wunderbaren Gestalten, wie man sie in Paris früher kaum erblickte, und die plötzlich wie über Nacht aus der Erde gewachsen scheinen. Er ist häßlich wie der Teufel, und seine rothe und buntfleckige Haut scheint den Urbewohner eines fremden Welttheils anzuzeigen. Aber nichts gleicht seinem

Stolz und seiner Hoheit, und von sich selbst spricht er mit einer pomphaften Feierlichkeit immer nur in der dritten Person.

Ist das der Gonchon, welchen man den Mirabeau des Faubourg nennt? fragte Mirabeau, indem er lächelnd und mit Erstaunen den Blousenmann betrachtete.

Ja, mein Freund, entgegnete Chamfort, man hat dem Mirabeau der Nationalversammlung einen Mirabeau des Faubourg zur Seite gestellt. Diese beiden Mirabeau's werden sich nun schon einander ergänzen und in die Hände arbeiten müssen, das wird Alles nichts helfen, Herr Graf von Mirabeau! Du bist der Held der Nationalversammlung geworden, obwohl Dich diese Versammlung anfangs mit Zischen empfing und sich gegen Dich aufbäumte, wie ein Roß, das die Ehre noch nicht kennt, von seinem Meister geritten zu werden. Aber nun, seitdem man nur ein einziges Mal Deinen Zügel empfunden, wie bei Deiner unvergleichlichen ersten Rede, womit Du gegen die Prüfung der Vollmachten nach Ständen donnertest, sind Roß und Reiter zusammen berühmt und groß geworden. Aber ihr vornehmen Herren aus der Salle des Menus in Versailles müßt nicht denken, daß die

Pariſer Straße nicht auch ihren Mirabeau haben will. Verachte mir darum dieſen Gonchon nicht, denn, wie Du ſiehſt, arbeitet er auch höchſt exact auf ſeinem Poſten.

Vielleicht iſt der Mirabeau der Straße beſſer daran, als der Mirabeau des Saal des Menus, ſagte Mirabeau nachſinnend. Du weißt, ich haſſe die politiſche Bewegung auf der Straße, denn ich mag einmal nichts haben, was man auf der Straße findet, mag es Frau Venus oder Frau Freiheit ſein. Aber unſere Nationalverſammlung in Verſailles iſt eine erbärmliche Geſellſchaft, wie ich Dir von Anfang an geſagt habe. Sie ſcheint mir nur noch dazu gut, daß ſich die Revolution an ihr ihre Lungenwerkzeuge durch Schreien ausbildet, was für die Entwickelung der Kinder bekanntlich ſehr vortheilhaft befunden wird.

Ich wundere mich, daß Du gerade heut nicht drüben in der Verſammlung biſt? ſagte Chamfort, indem die Freunde Arm in Arm weiterſchritten und der Richtung folgten, welche die ausgerückten Garden in wilder Kampfesluſt nach dem Platz Ludwigs XV. hin eingeſchlagen hatten. Die Nationalverſammlung hält ja heut eine große Sitzung. Es ſoll ſich darum handeln, dem König eine Erklärung abzugeben, daß das neue Miniſterium nicht das Vertrauen des Lan-

des und seiner Repräsentanten besitzt, und daß die sofortige Zurückberufung Necker's das einzige Heil sei, welches man ergreifen könne.

Ich wohnte heut Morgen, ehe ich von Versailles abfuhr, den Vorbesprechungen zu dieser Sitzung bei, erwiederte Mirabeau. Aber eine beunruhigende Nachricht, der ich nicht widerstehen konnte, rief mich nach Argenteuil zu meinem Vater. Ich wollte und mußte ihn noch einmal sehen, denn man hatte mir seinen Zustand als sehr bedenklich geschildert. Wir haben uns versöhnt, und alle meine Erinnerungen an das unendliche Wehe, das einst in diesem Verhältniß gelegen, haben sich nun in die wunderbarste Liebe für meinen Vater umgesetzt. —

Nachdem Mirabeau und Chamfort ihre Schritte zu dem Platz Ludwigs XV. hingelenkt, vernahmen sie, daß bei der Annäherung der französischen Garden die Truppen, welche dort unter dem Oberbefehl des Herrn von Besenval aufgestellt waren, mit einer raschen Bewegung wieder zurückgezogen worden. In allen Straßen lief plötzlich das Gerücht umher, daß die bewaffnete Macht angewiesen sei, jedes blutige Zusammentreffen zu meiden und sich aus der Mitte der Hauptstadt zu entfernen. Bald begegnete man auch, außer den französischen Garden, die ganz offen

mit dem Volke gemeinschaftliche Sache gemacht, keinem einzigen Soldaten mehr in den Straßen.

Indeß hatte die Sturmglocke von allen Thürmen der Stadt zu läuten begonnen. Die Zusammenrottungen in den verschiedenen Stadttheilen nahmen eine immer bestimmtere und drohendere Gestalt an, man plünderte alle Waffenläden, um sich zu rüsten, und bald gab es in Paris vollständig bewaffnete Volkshaufen, die lärmend und angriffslustig umherzogen. Die Zahl der Waffenbegehrenden wurde aber immer größer. Eine ungeheure Menge wälzte sich nach dem Hôtel de Ville fort und stürmte dort in den großen Saal, wo einige Wahlmänner von Paris mit den Gemeinde-Beamten sich zu einer Sitzung vereinigt hatten, um über Bürgschaften für die Ruhe und Ordnung in Paris zu berathschlagen. Man verspricht der eingedrungenen Volksmasse, die nach Waffen schreit, daß man ihnen die Gewehre und Säbel, die sich im Stadthause vorfinden möchten, ausliefern wolle, aber die Menge hat schon selbst, ohne zu warten, die Waffen-Niederlage des Stadthauses entdeckt, dem gewaltigen Gegenstoß weichen die Thüren, und Jeder eilt jetzt mit einem Gewehr, wie es gerade in seine Hände gelangt, von dannen. In diesem Augenblick sah man plötzlich eine wunderbare Gestalt,

welche die von den Soldaten verlassene Wache vor dem Hôtel de Ville auf ihre eigene Hand bezogen zu haben schien.

Es war ein riesenhaft großer, fast nackter Mann, den Niemand kannte und von dem Niemand zu sagen wußte, woher er plötzlich gekommen sei. Er war nur mit einem Hemd bekleidet, die Beine waren vollständig nackt, keine Schuhe auf den Füßen. Aber über seiner Schulter trug er ein Gewehr, mit dem er in feierlicher und würdiger Haltung aufundniederging und den Wachtdienst vor dem Stadthause versah.*)

Mirabeau und Chamfort, welche der Bewegung auch bis zu diesem Punkt gefolgt waren, sahen dieser räthselhaften Erscheinung mit dem höchsten Erstaunen zu.

Da ist schon wieder Einer dieser Menschen, die seit einigen Tagen aus dem Ei der Revolution hervorgekrochen sind und die früher nie gelebt zu haben scheinen! sagte Chamfort, der einen fast ehrfurchtsvollen Blick auf den Unbekannten gerichtet hielt. Sieh, Mirabeau, mit welcher schauerlichen Ruhe und Majestät dieser nackte Mensch sein Gewehr schultert! Wahrhaftig, das ist Rousseau's Naturmensch, der,

---

*) Procès-verbal de l'assemblée des electeurs I. 180.

aus dem Schooß der Philosophie geboren, heut das Gewehr genommen und die Wache der Revolution bezogen hat. Würdest Du es übel nehmen, wenn ich vor diesem zukunftsvollen Ungeheuer niederknieete, um es anzubeten?

Es wäre nicht das erste Mal, daß der Schöpfer vor seinem eigenen Werk knieete, entgegnete Mirabeau. Aber glaube mir, Chamfort, mit diesen Leuten werdet Ihr nichts machen. Das Volkselend, zum bewaffneten Gespenst aufgepustet, ist nur ein Unglücksbote, wenn es an der Schwelle der Zukunft Wache hält. Ich habe in diesen letzten Tagen sehr viel gelernt und darunter auch das, daß man kein Heil von der Republik annehmen dürfe. Es wird doch keine Republik der Naturmenschen, sondern eine Republik der Lumpe. Genauer betrachtet, ist der nackte Heros dort, vor dem Du niederknieen möchtest, doch auch nur ein Lump. Und ich muß Dir sagen, Chamfort, Deine Artikel, welche Du jetzt für den Mercure schreibst, gefallen mir nicht. Du baust darin mit diabolischem Raffinement an dem Luftschloß der Republik, und da siehst Du schon einen Bewohner desselben vor Dir. Er hat keine Hosen an und trägt nichts als ein Hemde und ein Gewehr, das vielleicht nicht einmal geladen ist.

So scheiden sich denn in der That unsere Wege, Mirabeau, sagte Chamfort mit einem wehmüthigen Anflug. Heut, am 12. Juli, giebt es vielleicht nur noch zehn Republikaner in Paris, und Du kannst daraus entnehmen, mit wie geringen Fonds das Geschäft der Republik begonnen wird.*) Aber es wird einst ein Großhandel daraus werden, der die ganze Welt erfüllt und verbindet. Meinen nackten Burschen dort schilt mir nicht. Denn seine schönen starken Glieder hat ihm die Natur gegeben und die Republik wird ihn zum Gott machen, nachdem ihm der Hunger den Heiligenschein verliehen. Du willst das Nackte an der Republik schmähen? Mein Freund, die Republik bringt den Olymp wieder, auf dem einst die nackten Götter die Welt regierten. Die Nackten regierten einst am besten. Das Kostüm hat im Lauf der Zeiten Alles verdorben. Und nun lebe wohl, Mirabeau! Das Studium des Nackten trennt uns, und Du? Du wirst Deine riesige Götterkraft zu der Schneider-Arbeit verwenden, dem zerreißenden Hermelin ein neues Unterfutter zu schaffen.

In demselben Augenblick war Chamfort von der Seite Mirabeau's verschwunden. Der letzte Volks-

---

*) Fragment de l'histoire secrète de la révolution, par Camille Desmoulins p. 11.

haufen, der an ihnen vorübergewogt war, schien den Freund spurlos in sich aufgesogen zu haben. Mirabeau starrte ihm lange nach und versank in ein träumerisches, schmerzliches Sinnen.

Der Abend begann schon heranzudunkeln, und die sich mehrenden Unruhen auf den Straßen erschienen noch unheimlicher und schreckensvoller als bisher. Man sammelte bei allen Vorübergehenden Geld, um Pulver dafür einzukaufen. Viele Personen mit Fackeln rannten umher und fragten Jeden, der ihnen begegnete, ob er auch zum dritten Stande gehöre? In andern Gruppen wurden beim Fackelschein Flugblätter oder Mauer-Anschläge vorgelesen, die mit schneidender Schärfe, hinundwieder auch mit dem drolligsten Witz, die Beschwerden des Volkes aussprachen. Einzelne bewaffnete Schaaren stürzten mit Fackeln in den Händen an Mirabeau vorüber, und aus ihren Drohreden ging die Absicht hervor, die Hauptgebäude der Stadt in Brand zu stecken.

Mirabeau hatte seinen Weg in einer bestimmten Richtung fortgesetzt, da er den Entschluß gefaßt, in Paris über Nacht zu bleiben und seine Rückkehr nach Versailles, wohin wegen der, Paris umzingelnden Truppen schwer zu gelangen war, bis auf den andern Morgen zu verschieben. Er beeilte sich daher, die

kleine Wohnung in der Rue Montmartre, in der Henriette mit Coco eingemiethet war und die Mirabeau zugleich als sein Absteigequartier unterhielt, aufzusuchen.

Eine angstvolle, den Ausbruch der größten Schrecken erwartende Unruhe durchfieberte ganz Paris. Die Sturmglocken des Stadthauses und der Notre Dame läuteten unaufhörlich mit bangen schweren Schlägen. Dann sah man die ersten Bürger-Garden, deren Organisation soeben begonnen hatte, in einzelnen Abtheilungen die Straßen aufundabziehen. Hierundda hatte man angefangen, die Fenster zu erleuchten, um der Stadt die unheimliche, drohende Dunkelheit zu nehmen. Mit den bewaffneten Bürgern vereinigten sich hierundda auch französische Garden, um gemeinschaftlich die Stadt zu behüten und alle Theile von Paris zu durchziehen. Von Zeit zu Zeit hallten in der Ferne einzelne Flintenschüsse, denen dumpfe Alarm-Rufe folgten. Paris schien ein gefährlicher Kranker, der sich in wilden Phantasien auf seinem Lager hinundher wälzt und von Zeit zu Zeit in abgebrochenen Schreckenslauten seinen qualvollen Zustand klagt.*)

Mirabeau hatte das Haus, welches er suchte,

---

*) Buchez p. 376.

gegen Mitternacht erreicht. Henriette, die sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, trat ihm mit der freudigsten Ueberraschung, die ihre bleichen Wangen röthete, entgegen. Mit entzückten Blicken betrachtete sie ihren Freund, den sie seit einiger Zeit nur selten und flüchtig sah, und dem sie jetzt mit leidenschaftlicher Verehrung die Hände küßte. Auch Coco, jetzt ein siebenjähriger Knabe, kam herzugesprungen und wurde von Mirabeau mit der herzlichsten Begrüßung in die Höhe gehoben. Coco klagte mit herzhaftem Ungestüm, daß ihm Henriette nicht erlaubt habe, auf die Straße hinauszugehen und an einer Barrikade mitzuarbeiten, welche unten an der Ecke errichtet worden.

Willst auch Du Barrikaden gegen den König bauen, mein Freund? fragte Mirabeau, indem er scherzend die Ohren des kleinen Coco zupfte. Sage mir in aller Welt, was hat Dir denn der König gethan? Hast Du nicht unter seiner Regierung so groß wachsen können, als es nur irgend einem siebenjährigen Jungen vergönnt ist? Du wirst aber noch viel größer und tüchtiger werden, wenn Du Deinen König liebst, verstehst Du mich, Coco?

Henriette lächelte und bat um Pardon für ihren kleinen Schützling. Mirabeau bemerkte erst jetzt, daß

Frau von Nehra, in deren Augen eine fieberhafte, verzehrende Gluth umherirrte, leidender war, als es ihm ihre letzten Briefe eingestanden hatten. Die Krankheit ihrer Brust schien sich bedeutend verschlimmert zu haben, und die schöne liebenswürdige Gestalt, die einst von so viel natürlicher Frische und Kraft gestrahlt, zeigte sich in einem sichtlichen Hinschwinden begriffen. Wie einen zergehenden Hauch fühlte er den fast durchsichtig gewordenen Körper in seinen Armen. Er wagte kaum, sie stärker an sich zu drücken, und in seine Seele drang eine unendliche Traurigkeit ein.

Er suchte sie jetzt zu bewegen, sich mit Coco in das Schlafcabinet zu begeben und sich Ruhe zu gönnen, indem er ihr die Versicherung gab, daß in Paris in dieser Nacht nichts mehr zu befürchten sein werde.

Während ihm gewillfahrt wurde, setzte sich Mirabeau an den Schreibtisch, um die Vorgänge des heutigen Tages, deren Augenzeuge er in Paris gewesen, in einem Artikel zu schildern, den er für sein Journal bestimmt hatte. Es gewährte ihm eine besondere Genugthuung, sich mit schonungsloser Freimüthigkeit über diese Ereignisse auszusprechen, indem er eine gewaltige Warnungsstimme an das Volk

richtete, daß es sein ihm unveräußerlich zukommendes Recht nicht einem blinden Zerstörungstrieb und dem augenblicklichen Effect der Rache opfern möchte. Erst gegen den späten Morgen gönnte er sich einen kurzen Schlaf.

V

V.

Ein Sarg.

Mirabeau hatte sich nach einigen Stunden schon wieder erhoben, um Anstalten zu seiner Rückkehr nach Versailles zu treffen, wohin er sich jetzt so schleunig als möglich begeben wollte. Vorher wollte er sich jedoch noch von dem Stand der Dinge in Paris überzeugen, um in der National-Versammlung, in der er gerade in einem so entscheidenden Moment seinen Platz nicht länger leer lassen wollte, einige zur Beschwörung der Gefahr geeignete Anträge einbringen zu können.

Eben wollte sich Mirabeau entfernen, nachdem er von Henriette und Coco, die noch im tiefen Schlummer lagen, seinen stillen Abschied genommen, als ihn noch an der Schwelle der Thür ein Courier erreichte,

der in großer Hast und Bewegung ihn aufzusuchen kam. Der Bote, aus dessen Händen Mirabeau einen Brief empfing, hatte denselben nach Versailles überbringen sollen, wenn Mirabeau nicht noch in seinem Pariser Quartier anzutreffen war. Mirabeau aber entfaltete jetzt mit einem bangen, schwermuthsvollen Zögern den Brief, an dessen Aufschrift er die zierliche Hand seiner Nichte, der Marquise von Arragon, erkannt hatte. Nach einem flüchtigen, zuckenden Blick auf die kurzen Zeilen, ließ Mirabeau entsetzt das Blatt aus seiner Hand gleiten, und entfernte sich in das Nebenzimmer, um einsam mit dem großen Schmerz zu sein, der ihn unsäglich bitter befallen wollte.

Mirabeau war von seiner Ahnung nicht getäuscht worden. Seinen Vater hatte am gestrigen Tage, einige Stunden darauf, nachdem ihn Mirabeau verlassen, ein plötzlicher Tod getroffen. Helene meldete ihm dies Ereigniß mit ergreifenden Zügen. Nachdem Mirabeau sich aus dem Landhause entfernt, schien der Marquis sich rasch wieder erholt und alle seine Kräfte wiedergewonnen zu haben. Helene hatte ihm einen Artikel aus dem neuen Journal Mirabeau's vorlesen müssen, und er hatte dazu seinen Lieblingsplatz am Fenster wieder eingenommen. Er schien ihr so aufmerksam zuzuhören, daß er eine Auslassung,

die Helene beim Vorlesen machte, sogleich bemerkte, und sie ersuchte, den unterbrochenen Satz noch einmal zu lesen. Kaum hatte sie unter vielen Entschuldigungen sich dazu verstanden, als sie in diesem Augenblick bemerkte, daß ihr Großvater seine Augen fest geschlossen hielt. Sie war zu ihm hingeeilt, aber seine Augen öffneten sich nicht wieder, und der Athem in seiner Brust war ausgeblieben. Das ruhig lächelnde, mit einer feinen Röthe gefärbte Gesicht konnte über den eingetretenen Tod nicht täuschen. *)

Helene hatte dieser Trauerkunde zugleich die Nachricht hinzugefügt, daß nach dem bestimmten Willen, welchen der Marquis von Mirabeau schon früher zu erkennen gegeben, sein entseelter Körper auf der Stelle abgeführt werden solle, um in der Familiengruft auf dem Schlosse Mirabeau beigesetzt zu werden. Mirabeau empfing damit den Auftrag, einen zinnernen Sarg in Paris zu beschaffen und denselben sogleich nach Argenteuil hinauszuschicken, dann aber die Ankunft des Todten in der Hauptstadt zu erwarten und für seine sichere Weiterführung noch an dem nämlichen Tage Sorge tragen zu wollen.

Als sich Mirabeau auf die Straße hinausbegab,

---

*) Montigny VI. 129.

um sich diesem traurigen Geschäft zu unterziehen, bemerkte er, daß die Bewegung der Massen, welche durch die Nacht nur auf Augenblicke unterbrochen gewesen, bereits wieder in vollen Wogen fluthete. Die Straßen wimmelten von Bewaffneten, die sich auf die verschiedenartigste Weise aufundnieder tummelten. Einzelne Gruppen derselben, an deren Spitze Soldaten aus dem Regiment der Garden sich befanden, zogen mit Trommeln und Trompeten einher, und bewogen die von allen Seiten heranstürmenden Volksmassen, sich ihnen anzuschließen, um sich nach dem Haus der Lazaristen in der Rue Saint-Denis zu begeben, und der großen Mehlmagazine, welche sich dort befanden, sich zu bemächtigen. Ein anderer Trupp von Wüthenden begab sich von Haus zu Haus, um die Bewohner aufzuschrecken, und Diejenigen, welche sich nicht der Bewegung anschließen würden, mit Mord, Brand und Plünderung zu bedrohen. Auch begegnete Mirabeau auf allen Straßen einer bedeutenden Anzahl von Menschen, welche forteilten, um sich nach dem Stadthause zu begeben, und in die dort ausgelegten Listen für die Bildung einer Bürgergarde sich einschreiben zu lassen. Mirabeau erfuhr unterwegs, daß schon am frühen Morgen dieses Tages die Wähler von Paris auf dem Stadthause zusammengetreten

waren und dort einen Ausschuß unter dem Namen des „permanenten Comité“ niedergesetzt hatten, welcher bereits die Zügel der Ordnung in die Hände zu nehmen strebte und zugleich die Aufforderung zur Organisation einer Pariser Miliz, die allmählig aus 48,000 Bürgern zusammengesetzt werden sollte, erlassen hatte.

Die Truppen des Königs standen in völliger Unthätigkeit auf dem Marsfelde, in Saint-Denis, Sèvres und Saint-Cloud, und man hörte unter den umherziehenden Volkshaufen vielfach die Ansicht aussprechen, daß die neuen Minister, unter denen man besonders den Herren von Breteuil und de la Galaisière volksfeindliche Absichten zuschrieb, dem Aufstand erst seinen unbehinderten Gang lassen wollten, um dann die Anwendung der äußersten Strenge, zu der man entschlossen schien, gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Mirabeau hatte das Magazin, welches er aufgesucht, verschlossen gefunden, da nur wenige Läden an diesem Tage in Paris geöffnet worden. Mit großer Mühe gelang es ihm, den Inhaber des Geschäfts aufzufinden, und aus dem Innern des Hauses Zugang in das Magazin zu erhalten.

Mirabeau musterte still und nachsinnend die dort aufgestellten fertigen Särge, und nachdem er den

größten derselben für die verblichene Gestalt seines Vaters ausgewählt," sagte er zu dem Inhaber des Magazins, der verwundert und zweifelhaft über seine Erscheinung dazustehen schien: Ihr seht mich erstaunt an, daß ich gerade heut einen Sarg einzukaufen komme. Rechnet Ihr gerade am heutigen Tage so wenig auf Absatz, daß Ihr ein Magazin mit so unentbehrlichen Gegenständen, wie Ihr sie haltet, geschlossen habt? Aber nicht wahr, Ihr meint, das permanente Comité auf dem Stadthause wird den Frieden bringen?

Den Frieden? fragte der Inhaber des Sargmagazins kopfschüttelnd. Diese Bürger-Miliz kann den Frieden nicht bringen, wenn sie auch das Volk entwaffnet, um den Bürgern ausschließlich das Recht der Waffen zu übergeben. Ich halte mich darum in meinem Magazin verborgen, um nicht zu dieser Bürgergarde herangezogen zu werden. Die Bürgergarde behütet die Stadt nicht, sondern sie trennt sie, und bildet aus dem Volke zwei feindliche Lager, deren Zwiespalt nur dem Hof zugutkommen kann.

Ihr habt Recht, entgegnete Mirabeau nach einigem Nachsinnen, und ich sehe, daß die politische Weisheit in einem Sargmagazin gedeiht. Der Gedanke einer Bürger-Miliz ist schon der Gedanke der Reaction.

Es heißt eine Volksbewegung gegen sich selbst bewaffnen, wenn man eine Bürgergarde macht. Sie führt gewissermaßen schon den Sarg der Freiheit in ihrer Mitte. Deshalb werde ich auch wohl am besten thun, mir auf dem Stadthause ein Piquet Bürgergarde zu erbitten, um diesen Sarg, der für meinen Vater bestimmt ist, sicher durch die Straßen geleiten zu lassen.

Da müßt Ihr Euch an Herrn de la Salle wenden, der zum Commandanten der Bürgergarde gemacht worden, entgegnete der Kaufmann. Man wird Euch gewiß gern bedienen, denn Ihr seht wie ein vornehmer Herr aus. Die ächten Volksfreunde trauen dem neuen Comité auf dem Stadthause nicht, und am allerwenigsten dem Herrn von Flesselles, den man zum Präsidenten des Ausschusses genommen hat! —

Mirabeau begab sich jetzt eilig fort, um in das Hôtel de Ville zu gelangen. Unterwegs gerieth er in eine neue Volksströmung hinein, die, wie er vernahm, sich nach dem Gefängniß von la Force wälzte, um die dort aufbewahrten Gefangenen, die meist Opfer des Unglücks und der Armuth waren, in Freiheit zu setzen. Von anderer Seite her kehrte eine jauchzende Menge von dem Kloster der Lazaristen zurück. Zweiundfunfzig Wagen folgten ihr, die man

mit dem dort aufgefundenen Mehl beladen hatte, und welche von Männern in durchaus würdiger Haltung, deren Gestalten aber von Elend und Armuth niedergebeugt schienen, nach den Hallen geleitet wurden. Man vernahm, daß die Volkswuth sich auf eine allerdings ausschweifende Weise an dem mit so reichen Nahrungsschätzen gefüllten Kloster entladen hatte, daß man aber das Geld, welches den Anstürmenden geboten worden, mit Verachtung zurückgewiesen und nur das begehrt hatte, was dem sich schon fürchterlich kundgebenden Mangel in Paris einigermaßen abhelfen konnte.

Gleichzeitig strömten aber auch eine Menge von Landbewohnern in die Stadt herein, welche, von der Niederbrennung der Barrièren Vortheil ziehend, eine große Masse von Lebensmitteln einführten, wodurch sich bald auch das behagliche und berauschende Gefühl des Ueberflusses unter der tobenden Menge verbreitete. Plötzlich schien auch ein ungeheuerer Enthusiasmus über alle Gemüther zu kommen. Leute, die sich niemals gesehen und gekannt, lagen sich auf der Straße in den Armen, und drückten sich mit stürmischer Gluth die Gefühle einer brüderlichen Liebe aus. Auf anderen Plätzen herrschte noch immer ein starkes Schreien und Drängen nach Waffen. Ein großer,

unaufhörlich anschwellender Volkshaufen stürzte zu dem Hôtel der Invaliden hin, und drang, über die Mauern und Gräben kletternd, in dasselbe ein. Mit einer unwiderstehlichen Gewalt wurden die Kanonen, Säbel und Gewehre in Besitz genommen, und in einem Triumphgepränge in das Palais Royal geschleppt. Dann vertheilte man die Kanonen, um sie in den verschiedenen Stadttheilen aufzustellen, was namentlich am Eingang aller Faubourgs, am Tuilerien-Schlosse, und auf den Quais und Brücken der Seine geschah. —

Mirabeau trat in das Stadthaus, wo man ihn sogleich erkannte und mit lautem Jubel begrüßte. Er wurde in den Saal geführt, wo die Mitglieder des permanenten Comité tagten, die ihn in der Meinung, daß Mirabeau aus Versailles komme und vielleicht im Namen der National-Versammlung eine Botschaft übernommen habe, mit lebhafter Erwartung umringten. Denn zu den ersten Schritten, welche das Comité gethan, hatte auch das Bestreben gehört, mit der National-Versammlung in Versailles in eine bestimmte Verbindung zu treten und sich zu einer gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit ihr zu vereinigen.

Mirabeau erklärte, daß er nur als Privatmann komme, um ein Schutzgeleit der Bürgergarde für die Leiche seines Vaters zu erbitten. Flesselles, der an

der Spitze des Comités sich befand, war sogleich mit der größten Zuvorkommenheit bereit, die dazu geeigneten Anordnungen selbst zu treffen.

Als Mirabeau auf die Straße zurückgekehrt war, erblickte er einen eigenthümlich aussehenden Zug von Menschen, die, in mehreren Reihen hintereinander einherschreitend, sich an den Händen angefaßt hielten, und Thränen weinend, damit nur eine große Freude, von der sie erfüllt schienen, an den Tag legten. Ein jubelnder Volkshaufen begleitete sie und empfing zugleich dankbare Segenssprüche aus dem Munde dieser Leute. Es waren dies die Schuldgefangenen aus La Force, welche durch das Volk soeben aus ihrer Haft befreit worden, in welche meist nur das Unglück der Armuth, oft seit früher Jugend, sie gestürzt, Gestalten von unendlich verwittertem Ansehen, darunter noch junge Männer, deren Haar vor der Zeit bleich und grau geworden war. Thränen rollten aus ihren Augen, und sprachen mehr als ihre Ausrufungen, mit denen sie von Zeit zu Zeit das ihnen ertönende Zujauchzen beantworteten.

Einem andern Trupp begegnete Mirabeau auf dem Grève-Platz, wohin man den Wagen des Prinzen von Lambesc geschleppt hatte, um ihn dort zu verbrennen. Aber zuvor hatte das Volk alle in dem

Wagen enthalten gewesenen Gegenstände herausgenommen und lieferte dieselben durch eine aus seiner Mitte entsandte Deputation höchst gewissenhaft auf dem Stadthause ab. An einer andern Stelle sah Mirabeau einen Haufen von Arbeitern, die einen ihrer Gefährten in den Garten der Abtei Montmartre schleppten, um den Unglücklichen, der ein Huhn entwandt hatte, dort zur Strafe für den Diebstahl an einem Baum aufzuhängen.

Unter den Volksschaaren hatte man auch bereits begonnen, sich mit Bändern und Abzeichen zu schmücken, durch welche man seiner Gesinnung einen Ausdruck zu geben strebte. Die Frauen, denen man begegnete, wurden genöthigt, ihre Bänder herzugeben, um damit die Gewehre zu schmücken. Bald tauchten bestimmte Farben auf, die vorzugsweise gesucht und angenommen zu werden schienen. Erst war es das Grün, welches mit enthusiastischer Vorneigung an die Hüte und Waffen geheftet wurde, und womit die Hoffnung ausgedrückt werden sollte, die man auf eine glückliche Erneuerung des ganzen Lebens gesetzt hatte. Die Kokarden von dieser Farbe fanden aber bald keinen allgemeinen Beifall mehr, da einige Stimmen daran erinnert hatten, daß Grün die Farbe des Grafen Artois sei. Dann kam plötzlich eine Kokarde

auf, deren Farbe aus Weiß, Blau und Roth gemischt war, und die jetzt von Allen aufgesteckt wurde, die am heftigsten und entschlossensten schienen, die Bewegung auf's Aeußerste zu treiben und eine alle Dinge umkehrende Revolution daraus zu machen.

Weiß, Blau und Roth! sagte Mirabeau, indem er auf Einmal auf allen Straßen von Paris diese Kokarde sich gegenüber erblickte. Aus diesen Farben besteht ja die Livrée des Herzogs von Orléans. *) Wenn das Volk auf seine eigene Hand seine Freiheit sucht, steckt es sich also nur in eine neue Livrée? Und gerade in die des feigsten und erbärmlichsten Menschen! Aber seine Agenten haben die Sache richtig anzufangen verstanden. Die Kokarde der Revolution trägt die Farben einer fürstlichen Livrée! Und sollen wir Leute der Nationalversammlung dann etwa mit den Ideen nachhinken? Die beste und glücklichste Revolution kann eigentlich immer nur der König machen! Das Königthum müßte dann freilich eine Institution sein, welche an der Spitze der Ideen steht. Und Louis XVI. wäre von der Natur gar nicht schlecht dazu ausgestattet, ein solcher König zu sein. Er weiß genau, was geschehen müßte, und er brauchte nur in

*) Ferrières II. 121.

sein Herz zu greifen, um das ächte Glück des Volkes zu finden. Und wer hält ihm die Hand fest, die diesen Griff thun möchte? Bist Du es, schöne Königin Marie Antoinette? Nein, man beschuldigt Dich fälschlich, die Feindin des Volkes zu sein. In der beseligenden Lust, die aus Deinen Augen strahlt, wohnen auch Gedanken der Milde und Güte, aus denen eine ganze Nation ihr Heil schöpfen könnte! Giebt es irgend einen Leidenden in Frankreich, der sich einen schönern Himmel träumen könnte, als an der weißen Frauenbrust der Königin?

Unter diesen eigenthümlichen Betrachtungen fand Mirabeau den Weg zu dem Sargmagazin zurück, um dort seine letzten Anordnungen zu hinterlassen.

Als er sich von dort weiterbegab, um einige seiner Pariser Freunde aufzusuchen, begegnete ihm eine Menge von Leuten, die offenbar im Begriff waren, ihre Flucht aus Paris zu bewerkstelligen. In den mit werthvollen Gegenständen aller Art beladenen Wagen saßen Frauen und Kinder, mit entsetzten und angstvollen Gesichtern, die das Aergste von den ausgebrochenen Unruhen zu befürchten schienen, und ihr Heil nur noch darin sahen, so eilig als möglich die Stadt verlassen zu dürfen. Mirabeau erkannte darunter mehrere sehr namhafte Familien, die mit dem

Hof in näheren Beziehungen standen oder für erklärte Anhänger der Königlichen Familie galten.

Bald kam jedoch vom Hôtel de Ville her der Befehl, daß Niemand, welcher der Flucht verdächtig sei, die Stadt verlassen dürfe, und das Volk zwang Alle, welche sich schon unterwegs befanden, in ihre Häuser zurückzukehren, wo man sie als Geißeln zu bewahren gedachte.

VI.

Der Kampf um die Bastille.

Der nach Argenteuil gesandte Sarg brachte die Leiche des Marquis von Mirabeau erst am andern Morgen, dem 14. Juli, nach Paris zurück, wohin ihm zwölf der neuen Bürgergardisten das ehrenvolle und feierliche Geleite gegeben hatten.

Der Sarg war einstweilen auf dem Flur des Hauses, in welchem Mirabeau in Paris abgestiegen war, niedergesetzt worden, um von dort seine weitere Bestimmung zu erhalten. Mirabeau erwartete noch die Ankunft seines Bruders, des Vicomte von Mirabeau, der aus Versailles herüberzukommen versprochen hatte, um gemeinschaftlich mit seinem Bruder der Fortführung der Leiche zu folgen.

Paris hatte an diesem Tage eine noch unheim-

lichere Physiognomie angenommen und schon der frühe Morgen zeigte eine dunkle, auf etwas Außerordentliches gerichtete Gährung in den Massen, die zugleich in einer planmäßigeren und bestimmter organisirten Bewegung, als am vorigen Tage, vorwärts zu gehen schien.

Mirabeau saß auf einem der Bretter, auf welchen der Sarg ruhte, und lehnte sich, gedankenvoll hinstarrend, an denselben an, während draußen vor der Thür die Wache haltenden Bürgergardisten aufundniederschreitend mit ihren Gewehren klirrten, und zugleich in einzelnen Ausrufungen ihre Ungeduld darüber andeuteten, daß der Aufbruch des Leichentransports, für den sie noch ferner bestimmt waren, sich zu verzögern schien. Diese Ungeduld hing zugleich mit den Ereignissen zusammen, auf welche sich an diesem Tage Alles mit einer gesteigerten Spannung und Unruhe gerichtet hielt. Man erwartete in der Stadt heut einen Angriff der Truppen, und das Comité auf dem Stadthause hatte sich die ganze Nacht über mit den Mitteln beschäftigt, durch welche Paris einen starken und siegreichen Widerstand leisten könne. Das Comité hatte den Plan entworfen, das Volk zum Herrn der Bastille zu machen, und dadurch einen festen, alle Theile von Paris beherrschenden Verthei-

digungspunkt gegen die anrückenden Truppen des Marschalls von Broglie zu gewinnen.

Endlich erschien der Vicomte von Mirabeau, der rasch in das Haus trat, und mit Betroffenheit und Schrecken auf dem Flur stillstand, wo ihm sogleich der verschlossene Sarg in die Augen gefallen war. Mirabeau erhob sich nicht bei der Annäherung seines Bruders, sondern deutete nur mit einer stummen Handbewegung auf den Sarg hin.

Die dicke, unförmliche Gestalt des Vicomte zuckte bei diesem Anblick in sich zusammen, und aufundnieder schwankend in schmerzlicher Bewegung, sank er auf einen Stuhl nieder, der am Kopfende des Sarges stand, während Mirabeau zu den Füßen desselben bewegungslos dasaß. Die beiden Brüder verharrten jetzt mehrere Minuten lang still und lautlos nebeneinander, und wandten sich weder Blicke noch Worte zu.

In diesem Augenblick ertönte draußen von der Straße her ein schmetterndes Hörnersignal, welches die Bürgermiliz zu ihren Sammelpunkten in der Stadt berief. Zugleich begann die Sturmglocke des Stadthauses, welche seit dem Anbruch des Morgens geschwiegen hatte, von neuem ihren dröhnenden und die unruhigsten Erwartungen weckenden Gesang.

Mirabeau war bei diesen Klängen von seinem

Sitz aufgesprungen und an die Hausthür geeilt, wo er noch eben den letzten der Bürgergardisten, welche bisher die Wache gehalten, sich eilig und unaufhaltsam die Straße hinaufbewegen sah.

Sie haben Alle diesen Ehrenposten an der Leiche unseres Vaters verlassen, sagte Mirabeau traurig, indem er zu seinem Bruder zurückkehrte, und demselben jetzt die erste Hand zum Gruß entgegenstreckte. Sie wollen es uns überlassen, unsern Todten zu begraben, denn sie stürzen hinaus in den Kampf an der Seite ihrer Brüder. Jetzt sind wir ganz einsam hier bei der Leiche geblieben, denn diese Straße liegt fernab von der Bewegung.

Der Vicomte war aufgestanden, nachdem er die Hand seines Bruders nur flüchtig mit der seinigen gestreift. Es wird heut ein schlimmer Tag in Paris werden, vielleicht aber auch ein sehr guter! sagte er. Als ich vorhin durch die Straßen fuhr, erschien mir Alles zu einem entscheidenden Straßenkampf vorbereitet. Das Volk schwärmte in ungeheuren, rasenden Massen auf dem Bastille-Platze umher, und man erzählte sich eben, daß Delaunay, der wackere Gouverneur der Bastille, die an ihn gerichtete Aufforderung abgelehnt habe, die Festung in die Hände der Stadt zu übergeben. Das Comité auf dem Stadthause hat

jetzt einige Detachements dieser jämmerlichen Bürger-Miliz und drei Compagnieen unserer treulosen Garden hingeschickt, um die Bastille von der Seite der Porte Saint-Antoine anzugreifen.

Lassen wir die Politik heut, mein Bruder! rief Mirabeau mit einem schwermüthigen Hinblick auf den Sarg. Mich beschäftigen jetzt nur die Gedanken, wie wir unsern theuren Todten sicher und würdig diesem Gewühl entreißen und auf die Landstraße hinausführen werden. Der Wagen steht da und wir dürfen nicht länger zögern, weil es bald unmöglich werden wird, noch auf irgend einer Straße in Paris ungefährdet vorwärts zu kommen. Wirst Du anfassen können, Boniface, um den Sarg auf den Wagen heben zu helfen? Denn, mit Ausnahme des Fuhrmanns, sind wir jetzt hier von aller Welt verlassen und werden Alles selbst thun müssen.

Der Vicomte sah mit einiger Verlegenheit, durch welche zugleich ein scharfer Zug seines sarkastischen Wesens schimmerte, an seinem gewaltigen Embonpoint herunter, der auf den kurzen, dicken Schenkeln und Beinen mit einem ängstlichen Gewicht sich schaukelte. Dann sagte er, auf die Obersten-Uniform des Regiments von Toulouse, welche er trug, und auf die vielen Orden an seiner Brust deutend: Ich habe

manche Bataille durchgemacht, mein lieber Herr Bruder, während Du Deinen völkerbeglückenden Gänsekiel geritten, aber einen Sarg zu tragen, fühle ich wahrhaftig keinen Muth und keinen Beruf in mir. Es ist dies schon an sich ein schrecklicher Gedanke für einen Cavalier, und ich schlage vor, den Marquis, unsern Vater, so lange ruhig hier liegen zu lassen, bis sich die Ordnung in Paris wieder hergestellt hat. Wir schließen den Hausflur so lange zu, und ich begebe mich in das Quartier der Truppen auf dem Marsfelde, um mir bei dem Marschall von Broglie einige Mannschaften zur Bedeckung des Leichentransports zu erbitten. Der Herr Graf, mein Bruder, der hochgeborene Volksfreund, wird sich wohl inzwischen nach dem Stadthause begeben, um seinen dortigen Freunden einen Besuch abzustatten?

Nein, weder auf die eine noch auf die andere Weise wird es geschehen! rief Mirabeau unwillig. Es ist der ausdrückliche Wille des Vaters, daß seine sterbliche Hülle sogleich nach seinem Tode nach dem Schlosse Mirabeau geleitet werde. Diesen Willen müssen wir ehren, denn wer weiß, ob nicht heut Abend schon ganz Paris in Flammen steht?

So schlimm habt Ihr Volksfreunde es vor? fragte

der Vicomte mit einem stechenden und höhnischen Ausdruck.

Mirabeau antwortete nicht, sondern begab sich, nachdem er dem Führer des Wagens einen Wink gegeben, zu dem Sarg zurück, den er mit seiner gewaltigen Kraft emporhob und fast allein, nur unter geringer Beihülfe des fremden Mannes, auf den Wagen trug.

Der Vicomte machte mit einer affectirten Gleichgültigkeit den Zuschauer dieser Scene. Dann sagte er mit seinem gekniffenen Lächeln: Der Marquis, unser Vater, war immer stolz darauf, daß ihn bei seinen Lebzeiten Fürsten und Könige geehrt und daß er mit Stanislaus August König von Polen und mit dem König von Schweden Gustav III. über seinen ami des hommes in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden. Jetzt kann er noch viel stolzer darauf sein, daß der Held des dritten Standes seine Leiche auf den Schultern trägt. Und der Held des dritten Standes war noch dazu sein verlorener Sohn.

Ja, erwiederte Mirabeau, indem er den Sarg auf dem Wagen befestigen half und ihn sorgfältig mit der schwarzen Trauerdecke umhüllte, der Held des dritten Standes ist der verlorene Sohn, der seinen Vater wiedergefunden hat. Aber sein ehemaliger

Liebling, der wohlgenährte Aristokraten-Zögling, reibt sich müßig die Hände und sinnt, wie immer, auf ein schneidendes Bonmot. Und nun besteigen Sie Ihren Wagen, Herr Vicomte. Ich werde zu Fuß der Bahre folgen.

Wollen wir nicht noch mit dem Abgang warten? fragte der Vicomte, indem plötzlich die größte Aengstlichkeit bei ihm hervortrat. Man scheint sich bereits in der Ferne zu schlagen, ich höre Waffengetöse, und wir müssen befürchten, in den gräulichen und verbrecherischen Tumult hineingezogen zu werden.

Eine Menge Bewaffneter stürzte in diesem Augenblick über die Straße. Mirabeau hielt Einige derselben an und erfuhr, daß das Volk die Belagerung der Bastille begonnen und auf seiner Seite drei Compagnien Gardes françaises mit Kanonen hülfreich mitwirkten. Schon war die erste Brücke der Festung in die Hände des Volkes gefallen. Man war der Meinung, daß Delaunay mit der Besatzung sich in die Luft sprengen wolle, wodurch sich in dem ganzen Stadttheil der Bastille ein nicht geringes Entsetzen verbreitet hatte.

Wir können ganz ruhig sein, sagte Mirabeau zu seinem Bruder. Dem Vater hier wird man kein Leides mehr thun, und was uns betrifft, so nehmen

wir ja keinen Antheil am Kampfe. Vielmehr befinden wir uns, nach den gewöhnlichen Klugheitsbegriffen, gegenseitig in der vortheilhaftesten Lage. Siegt das Volk, so bist Du sicher bei mir, denn ich kann Dich schützen. Behält der Hof die Oberhand, so kann der Vicomte von Mirabeau noch ein günstiges Zeugniß für mich ablegen, und ich gelte für einen Mann, von dem man sich am Ende noch des Besten zu versehen hofft.

Da irrst Du Dich gewaltig, entgegnete der Vicomte mit boshaftem Eifer, denn Du hast jedenfalls zu viel gethan, als daß ich Dich noch vom Galgen retten könnte, wenn der Hof den Sieg davontragen sollte. Behält aber das Volk die Oberhand, so bin ich meinerseits viel zu bekannt, als daß Du mir die Laterne ersparen könntest!*)

Der Augenblick erscheint in der That verhängnißvoll, entgegnete Mirabeau nachsinnend. Die große Löwenjagd des Jahres 1789 nimmt heut ihren eigentlichen Anfang!

Die Haltung der Versammlung in Versailles hat das Uebel erst recht verschlimmert, sagte der Vicomte von Mirabeau. Dir wird noch nicht bekannt sein,

*) Condorcet Mémoires II. 156.

daß die Nationalversammlung gestern eine neue Erklärung an den König gerichtet hat, worin sie die Räthe des Königs persönlich verantwortlich für alles Unheil und Blutvergießen macht und zugleich anzeigt, daß ihre Sitzungen fortan permanent sein würden. Zugleich hat sie den Marquis von Lafayette zu ihrem Vice-Präsidenten erwählt, weil die schwachen Hände des Erzbischofs von Vienne das mißliche Präsidenten-Geschäft nicht mehr allein vollziehen wollten.

Das sind sehr wichtige Nachrichten in dem Augenblick, wo die Zwingburg der alten Tyrannei in der Rue St. Antoine fallen will! versetzte Mirabeau. Auch unser Vater hat einst in der Bastille gesessen, weil er durch eine seiner Schriften der Gewalt Anstoß gab. Jetzt tönen als Ehrensalven über seinem Sarge die Donner ihres Zusammensturzes, die ich schon weither zu vernehmen glaube. Und das tiefgestimmte Festgeläute der Sturmglocken dazu! Wahrlich, schöner können die Brüder Mirabeau ihren Vater nicht begraben. Und nun fort, denn auch die Todten haben heut keine Zeit zu verlieren.

Er nöthigte jetzt mit einer unabweislichen Handbewegung den Vicomte, in seinen Wagen zu steigen, und wies den ihm in demselben dargebotenen Platz

mit rauhem Ernst zurück. Dann folgte er dem Sarg, der jetzt langsam in Bewegung gesetzt wurde.

Um das Thor zu erreichen, konnten einige Hauptstraßen der Stadt nicht umgangen werden, und der Zug befand sich bald in der Mitte eines unendlichen Volksgetümmels, in dem Freude und Schrecken auf gleich mächtige Weise sich auszudrücken schienen.

Mirabeau vernahm, daß die Bastille bereits gefallen sei. Dem furchtbaren Wuthangriff des Volkes hatte die von Invaliden und Schweizern nur schwach vertheidigte Veste sich in kurzer Zeit beugen müssen. Nach einem mörderischen Kugelregen waren die Belagerer über die Brücken und Höfe der Bastille hinweggestürzt und hatten ein fürchterliches Blutbad unter der Besatzung angerichtet. Delaunay, der Gouverneur der Bastille, der nicht den Muth gefunden, von seiner eigenen Hand zu sterben, war unter den gräulichsten Mißhandlungen fortgeschleppt und zum Stadthause geführt worden, wo man ihn auf den Stufen niederwarf und ihm den Kopf abhieb. Das blutige Haupt war auf eine Pike gesteckt worden und ein Volkshaufen bewegte sich mit diesem entsetzlichen Triumphzeichen an seiner Spitze durch die Straßen von Paris.

Ein gleiches Schicksal hatte den Major der Ba-

stille, Desolmes-Salibrai, getroffen, obwohl dieser Mann von den Gefangenen der Bastille ebenso geliebt und verehrt gewesen, als Delaunay mit den Verwünschungen derselben beladen war. Sein blutender und verstümmelter Kopf war die zweite Trophäe, welche das Volk auf die Spitze einer Pike gesteckt und die es unter erschütternden Jubelgesängen nach dem Palais Royal führte. Zwei andere Offiziere, welche zur Besatzung der Bastille gehört, wurden nach dem Grève-Platz geschleppt, aber schon unterwegs, da das Volk zu ungeduldig nach ihrem Blut war, mit grausamen Streichen niedergemetzelt.

Eine große Ansammlung wüthender Massen war gerade in der Straße entstanden, durch welche der Trauerzug Mirabeau's sich jetzt hindurchbewegen wollte. Man stritt in dichtgedrängten, tumultuarischen Gruppen über neue Opfer, die man dem Volke für verfallen hielt und welche man ihm dargebracht sehen wollte. Es waren noch zweiundzwanzig Invaliden aus der Besatzung der Bastille und elf Schweizer Soldaten aus dem Regiment Salis, welche das Verbrechen, auf ihre Mitbürger gefeuert zu haben, durch Hängen an den Laternenpfählen büßen sollten. Zu diesen Verhandlungen fanden sich aber französische Garden ein, die mit dem größten Nachdruck für das

Leben ihrer ehemaligen Waffen-Kameraden auftraten und sie begnadigt zu sehen verlangten.

Der langsam herankommende schwarze Wagen, auf dem sichtlich ein Sarg geführt wurde, brachte in diesem Augenblick einen wunderbaren Eindruck auf die schreienden und tobenden Massen hervor. Es entstand eine Stille, die lautesten Sprecher hielten mitten in ihren Reden inne, und der Haufen wich fast ehrerbietig zurück, um einen Raum frei zu lassen und dem Todten mit seinem Trauergeleit den Durchzug zu gestatten. Manche betrachteten den Sarg, der sich so plötzlich und mit langsamer Feierlichkeit an ihnen vorüberbewegte, mit abergläubisch staunenden Augen, und man sah auf Gesichtern, auf denen eben noch ein roher Wuthausdruck gestanden, eine Bläße der Furcht und der innern Bewegung einkehren.

Einige hatten den hinter dem Trauerwagen einherschreitenden Mirabeau erkannt, der sich bald allgemein begrüßt sah, obwohl mit den stillen und rücksichtsvollen Lauten, welche die von der Menge mit vieler Zartheit erkannte Situation zu fordern schien. Er schüttelte sich mit einigen dieser Leute die Hände und erwiederte ihre Anreden. Bald war es allgemein verbreitet, daß Graf Mirabeau seinen Vater begrabe, und man gruppirte sich wie in einer schweigenden

Verabredung in rasch und still geordneten Reihen, um der Leiche einige Straßen entlang ein Ehrengeleite zu geben.

Während in der Ferne noch das Schreckensgewühl des Tages wie eine donnernde Meereswoge tobte, schien auf dieser Stelle von Paris, wo Mirabeau einen schwarzen Sarg durch die seltsam ergriffene Volksmenge hinführte, ein stiller und nachdenklicher Frieden eingetreten zu sein. Das Volk folgte dem schwarzen Sarge, der wie eine neue Fahne der Bewegung vor ihm hergeleitet wurde, mit einer so tiefen und inbrünstigen Ruhe, daß Mirabeau, der in seiner Tracht des dritten Standes an ihrer Spitze einherschritt, schmerzlich lächeln mußte, als er sich nach diesem Geleite umblickte.

Zugleich nahm er jedoch wahr, daß der Wagen, in dem sein Bruder noch bis zu dieser Stelle gefolgt war, plötzlich umgekehrt oder unbemerkt in eine Nebenstraße eingebogen sein mußte. Der Vicomte von Mirabeau hatte ohne Zweifel diese Begegnung mit dem Volke, die ihn immer tiefer in den Strudel der Massen hinabzuführen schien, nicht länger aushalten können, und darum die erste Gelegenheit benutzt, sich aus dem Gefolge seines Vaters zu entfernen.

Mirabeau schritt ruhig weiter, indem er seine

Aufmerksamkeit nur auf den vor ihm hergehenden Wagen und die denselben immer enger umschließenden Leute aus dem Volke richtete. Plötzlich aber schien es, als ob an andern Theilen der Stadt sich neue, die größte Aufregung verursachende Dinge zugetragen hätten. Gewaltige Schreie durchdrangen die Luft, und heulende und jubelnde Volkshaufen, die zugleich Flüche und Verwünschungen auszustoßen schienen, wälzten sich in der Ferne mit wunderbarem Getöse vorüber.

Jetzt zog Alles mit Ungestüm nach dieser Stelle hin, wo es sich um ein neues Ereigniß handelte. Blitzschnell war das Gefolge, von dem sich Mirabeau bisher umgeben gesehen, zerstoben, und er befand sich wieder allein mit dem Sarge seines Vaters. Von Zeit zu Zeit aber drangen wieder einzelne Schaaren in seine Nähe, und Mirabeau vernahm aus ihren Reden, daß die entfesselte Volkswuth, die immer wilder um sich griff, ein neues Opfer gefordert und erhalten hatte.

In den Taschen des Gouverneurs der Bastille, dessen Kopf in diesem Augenblick noch in den Straßen von Paris umhergetragen wurde, war ein Brief gefunden worden, den Flesselles, der Präsident des permanenten Comités, an ihn gerichtet hatte. Fles-

felles, den die Volksstimme längst als einen geheimen Verräther bezeichnete, sagte darin zu Delaunay: „Ich amüsire die Pariser mit Cocarden und Versprechungen; haltet Euch nur gut bis zum Abend, dann wird Euch Verstärkung zukommen.“

Es schien sich dadurch zu bestätigen, was dunkle Gerüchte schon besagt hatten, daß der Vorsteher der Pariser Kaufmannschaft, denn das war Flesselles, in einem geheimen Einverständniß mit dem Hofe stand. Man kannte ihn überhaupt als einen leichtfertigen Lebemann, der sich in die vornehmen Kreise drängte und das Volk gering achtete. Seine zweideutige Rolle aber hatte er jetzt mit dem Tode büßen müssen. Aus dem Saal des Stadthauses gestoßen, war er auf der Treppe von einem Mann des Volkes niedergeworfen worden, worauf die Menge sich auf ihn stürzte und ihn unter tausend Schlägen und Stößen den Geist aufgeben ließ. Das vom Rumpf getrennte Haupt hatte soeben auf der Spitze einer Pike den traurigen Rundgang durch alle Theile der Stadt angetreten, um dann im Palais Royal die Ausstellung der ersten Opfer der Revolution um eine Nummer zu vermehren.

Mit diesem Ereigniß war aber zugleich eine ganz neue Bewegung in die Massen gefahren. Man glaubte aus dem Brief des unglücklichen Flesselles schließen zu

müssen, daß der Stadt gegen Abend ein Angriff der Truppen bevorstand, der dann mit dem fürchterlichsten Aufwand aller militairischen Streitkräfte zu gewärtigen war. Das Gefühl einer ungeheueren Gefahr bemächtigte sich in diesem Augenblick aller Gemüther, und es begann jetzt in der ganzen Stadt eine unablässige, athemlose Thätigkeit, um alle Anstalten der Vertheidigung und des Widerstandes zu treffen. Das Comité hatte Abtheilungen der Bürgermiliz ausgesandt, um gewisse Punkte, die dem Angriff am offensten lagen, zu besetzen. Auf allen Straßen entstand ein Arbeiten, Pochen und Hämmern, ein Zurüsten, Sorgen und Schaffen, woran sich alle Klassen der Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, selbst Priester und Mönche, mit einem gleichen Glutheifer betheiligten. Thurmhohe Barrikaden entstanden wie ein unheimliches Riesengewächs, das plötzlich durch einen Zauber aus der Erde emporgeschossen. Das Pflaster wurde aufgenommen und von den Frauen auf die Dächer der Häuser geschleppt, um zu einer Waffe gegen die in die Stadt dringenden Soldaten zu dienen. Selbst kostbare Möbel, Statuen, Bronce-Zierrathen, sogar Bücher wurden zu diesem Zweck auf die Dächer getragen, um auf den Feind hinabgeworfen zu werden. Vor den Barrièren wurden

tiefe Gräben gegraben, um die Annäherung der Cavallerie zu hemmen. Auf die Höhe der Thürme waren Schildwachen beordert, welche das Alarmzeichen geben sollten, sobald nur die ersten Truppen in der Ferne sichtbar würden.

Mit Erstaunen und Bewunderung erblickte Mirabeau diese ungeheueren Vorbereitungen, welche das Volk zu seinem Kampfe traf. An seinen Ohren rauschten die Parolen vorüber, welche man sich in den verschiedenen Stadtbezirken austheilte, und die allerlei Symbole der Freiheit ausdrückten, an einigen Stellen auch auf Washington, den Begründer der amerikanischen Freiheit, lauteten. Als er an einigen Schlosserwerkstätten vorüberging, sah er, wie man dort mit einer beispiellosen Aemsigkeit an langen Lanzen schmiedete, welche noch zum bevorstehenden Kampfe fertig werden sollten. In andern Werkstätten wurden Kugeln und Eisenstangen gegossen. Dann standen wieder auf den Plätzen und Straßen Gruppen umher, die sich auf feierliche und rührende Weise mit einem Schwur gelobten, daß sie mit ihrem Blut und Leben die Freiheit erstreiten wollten. —

Mirabeau hatte die Leiche seines Vaters aus der Stadt heraus und bis an die Barrière du Trône geführt. Es kam ihm draußen auf der Landstraße

Alles so still und ruhig vor, daß ihm einen Augenblick lang die Besorgnisse, welche sich der Hauptstadt bemächtigt, übertrieben und vielleicht ganz ungerechtfertigt erscheinen wollten. Doch hatte ihn zugleich die drangvolle Bewegung in Paris so tief ergriffen, daß er mit sich uneinig zu werden begann, ob er in dem Moment, wo eine entscheidende Katastrophe entweder schon da war oder jeden Augenblick eintreten konnte, der Hauptstadt den Rücken kehren dürfe? Die Zuverlässigkeit des Fuhrmanns konnte ihm ein Bürge sein, daß die Leiche auch ohne seine weitere Begleitung sicher an das Ziel ihrer Bestimmung gelangen würde.

Lebe wohl, mein Vater! sagte er endlich, stillstehend. Die Pflicht gegen den Vater wird jetzt durch die Pflicht gegen das Vaterland abgelöst. Mich rufen die Entscheidungen des Tages in ihr verhängnißvolles Gewühl zurück, und da heißt es: laßt die Todten ihre Todten begraben!

Nachdem er noch einmal seine Hand Abschied nehmend zu dem Sarge ausgebreitet hatte, trat er mit stürmischer Eile den Rückweg an und sah sich bald wieder in die unaufhaltsam steigende Fluth der Pariser Straßen versetzt. Ganz Paris schien eine einzige Werkstatt geworden, in allen Straßen und

Häufern fuhr man fort zu arbeiten, und mitten in dem unübersehbaren Getümmel der Kampfesrüstungen herrschte eine überlegungsvolle Ruhe und Würde, von deren Anblick sich Mirabeau wie gebannt fühlte. Er beschloß, noch bis zum Anbruch der Nacht in Paris zu verweilen und sich dann auf einem raschen Pferde nach Versailles zurückzubegeben, wo er der National-versammlung den Bericht des Augenzeugen über die Zustände der Hauptstadt erstatten wollte.

Auf dem Platz vor dem Hôtel de Ville begegnete ihm Camille Desmoulins, mit bleichem Gesicht und blutbespritzten Kleidern und in einem so erschöpften Zustande, daß er ein großes Gewehr, das über seine Schulter hing, kaum noch weiterschleppen zu können schien. Er erkannte Mirabeau und lächelte ihm einen vertraulichen, gewissermaßen collegialischen Gruß entgegen.

Ihr habt wohl heut tüchtig herumgewirthschaftet, Desmoulins? fragte ihn Mirabeau. Glaubt Ihr, daß die Nacht etwas bringen wird?

Sie wird und muß die offene Feldschlacht der Revolution bringen, erwiederte Desmoulins mit einem flackernden Leuchten seiner Augen. Das erste Erfor-forderniß einer Revolution, wenn sie gesund verdaut werden soll, ist, daß sie gehörig blute. Darum

haben wir noch soeben zwei Invaliden, welche zur Besatzung der Bastille gehört, dort an dem Laternenpfahl aufgeknüpft.

Mirabeau blickte nach der bezeichneten Stelle an der Ecke des Stadthauses hin und sah dort die beiden, von der Volksmenge umtobten Leichen.

Ihr habt mir schlecht Wort gehalten, Camille Desmoulins, erwiederte Mirabeau, sich mit Abscheu abwendend. Ihr verspracht mir, die Bewegung in Paris zu treiben, aber keine Orgien des Blutvergießens zu machen!

Wer die Braut heimführen will, muß sie doch küssen, entgegnete Desmoulins lachend, indem er mit einem flüchtigen Satz sich entfernte und in die dichte Menge hineinsprang.

Mirabeau wollte weiter gehen, als er sich plötzlich von Clavière, Dumont und Duroverah umringt sah, die ihn mit lebhafter Freude begrüßten.

Ich habe mich längst gewundert, daß ich den drei Genfern noch nicht in dem blutigen Volksstrom von Paris begegnet bin, sagte Mirabeau, indem er ihnen die Hände schüttelte. Ihr erscheint mir hier wie die drei Parzen, die den Schicksalsfaden Frankreichs in ihren Händen drehen.

Wir kommen soeben erst aus Versailles herüber,

entgegnete Clavière in großer Bewegung. Dort sieht es viel lustiger aus wie hier. Der Hof feiert in Versailles Festgelage, während das Volk hier in Paris sein letztes Herzblut sammelt, um es der Tyrannei ins Gesicht zu spritzen.

Welcher Art sind diese Festgelage? fragte Mirabeau verwundert.

Auf der Terrasse der Orangerie in Versailles geht es in diesem Augenblick so heiter zu, wie noch nie, versetzte Clavière. Dort kann Freund Mirabeau sehen, was das Königthum ist. Dort spielen die beiden Regimenter Royal-Allemand und Royal-Etranger, die zum Einhauen auf das Volk bestimmt sind, zur Vorbereitung dieser Thaten einstweilen die herrlichste Tanzmusik auf. Die deutschen Soldaten, die schon an sich halbe Bestien sind, walzen nun wie der leibhaftige Teufel dazu. Natürlich fließt der Wein in Strömen, denn für den Bürgerkrieg ist immer nur ein betrunkener Soldat zu gebrauchen. Das cannibalische Jauchzen der Soldateska erschüttert ganz Versailles, und die schönsten und zartesten Hände klatschen von der Terrasse her Beifall dazu. Denn dort steht die Königin, dort steht Graf Artois, dort stehen alle Prinzen und Prinzessinnen des edlen Königlichen Hauses, dort stehen die Polignacs, dort steht der

ganze Trupp des vornehmen Hofgesindes, und Alle sind glückliche Zuschauer des Festes, mit dem man den Sieg über das Volk im Voraus begeht. Denn der Hof ist sicherlich entschlossen, noch in dieser Nacht zu handeln. Wenn nicht Alles trügt, ist die Mitternacht dazu ausersehn, einen fürchterlichen Schlag gegen die Hauptstadt zu führen.

Und hat sich der König bei dieser Gelegenheit gezeigt? fragte Mirabeau.

Der König sitzt in seinem Cabinet und grübelt über sein Unglück, versetzte Clavière. Denn er ist feinfühlend und edel genug, um in dieser Verwirrung Frankreichs bereits sein eigenes Unglück zu empfinden. Eure gute Nationalversammlung hat Deputationen über Deputationen an ihn abgeschickt, aber der König antwortet jedesmal mit denselben ausweichenden Redensarten, die doch nur die innerste Bangigkeit seines Herzens verrathen. Wenn man die Zurückziehung der Truppen von ihm begehrt, erwiedert er blos höchst lakonisch, daß die Truppen auf dem Marsfelde durchaus den Befehl hätten, sich von Paris fernzuhalten. Als wir von Paris abreisten, wurde eben die gelungene Erstürmung der Bastille und der Tod Delaunay's und Flesselles bekannt. Nicht zu leugnen ist, daß die Nationalversammlung fortdauernd eine wür-

dige und feste Haltung behauptet. Ihr Schicksal hängt von dem Schicksal der Hauptstadt ab, denn der erste Angriff auf Paris wird das Signal sein, auch die Hand an die Nationalversammlung zu legen. Die Versammlung weiß es ganz genau, daß die Husaren und Gardes du Corps, welche den ganzen Tag unbeweglich auf dem Platz vor dem Schlosse halten, dazu bestimmt sind, auf den ersten Wink den Saal der Abgeordneten zu umzingeln und denjenigen Deputirten, die durch ihren Patriotismus anrüchig geworden, alle und jede Gewalt anzuthun.

Es giebt auch bereits eine Proscriptionsliste, Graf Mirabeau, nahm Dumont das Wort. Auch Euer Name fehlt darauf nicht, aber der Hof ist bedacht gewesen, Euch in gute Gesellschaft zu setzen. Mit Euch sollen zugleich Sièyes, Chapelier, Lafayette, Lameth, und viele andere, bei dem ersten Losbruch des Kampfes verhaftet werden.*) Diese Herren schlafen schon seit einigen Tagen nicht mehr in ihren Wohnungen, sondern bringen die Nacht in dem Sitzungssaale zu, wo sie sich bei weitem sicherer halten können. Denn der Sitzungssaal ist Tag und Nacht von einer gewaltigen Volksmenge umgeben, die dort umher-

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 118.

schweift und in einem finstern und wilden Schweigen nur auf ein einziges Wort harrt, um zu einem Massacre loszubrechen, das den König selbst und die ganze Königliche Familie schwerlich verschonen würde. Ihr seht, Mirabeau, worauf Ihr mit Euren zarten Regungen zu rechnen habt, die Euch noch immer für das Princip der Monarchie beschleichen wollen!

Oh, entgegnete Mirabeau mit aufflammenden Blicken, ich werde stets nur im Namen des Volkes monarchisch sein, und in keinem andern Namen! Wenn solche Nächte anbrechen, wie die heutige Julinacht sein wird, dann wird die Monarchie schuldig, und das Volk unschuldig sein. Aus diesem Waffenkampf wird eine ganz neue Gestalt der Dinge hervorgehen, und wer kann jetzt schon wissen, auf welchen Namen sie getauft werden wird! —

Clavière schlug den Freunden vor, sich mit ihm in den Club des Palais Royal zu begeben, wo sie viele Freunde, die sich um die Leitung der heutigen Bewegung verdient machten, versammelt antreffen würden, und wo sie zugleich der Restauration des Café de Foy zu ihrer nothwendigen Stärkung sich bedienen könnten. —

Auf dem Wege dorthin begegneten ihnen mehrere Züge von Menschen, die aus den gesprengten Kerkern

der Bastille befreit, im Geleite jubelnder Volkshaufen in ihre Häuser und Familien zurückgeführt wurden. Unter diesen befanden sich einige wunderbare Gestalten, die, halb verwittert von der Kerkerluft, in der sie so viele Jahre geschmachtet, wie Schatten einherschwankten und ihrer Besinnung nicht mehr mächtig schienen. Ein junger Mann, Namens Whyte, erregte die besondere Aufmerksamkeit der Menge. Er schritt wie ein lächelndes Kind einher, und antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen nur immer wieder mit einem heitern Lächeln. Man hatte nie erfahren, welches Verbrechens er eigentlich angeklagt worden, und er selbst hatte es nie zu sagen gewußt. Als sich Mirabeau mit ihm in ein Gespräch einließ, fand er, daß der Unglückliche in der Bastille den Verstand verloren hatte. Ein Anderer, den man Tavernier nannte, schlug sich noch immer auf das Heftigste und Zornigste mit seinen Befreiern herum, die er beim Eintritt in seinen Kerker für seine eindringenden Henker gehalten hatte. Man umarmte ihn jetzt von allen Seiten, und erdrückte seinen Widerstand mit Liebkosungen, denen er sich endlich gefangen geben mußte. *)

---

*) L. Blanc I. ch. VI.

Vor einem Hause hielt der Zug längere Zeit still, und man wußte erst nicht, was sich dort zugetragen habe. Dem beweglichen Clavière gelang es, sich bis an die Thür des Hauses durchzudrängen, und er kehrte bald mit einer genaueren Nachricht zu den Freunden zurück. Es war der Graf von Solages, den man hier in sein väterliches Haus hatte zurückbringen wollen, nachdem ihn sein unversöhnlicher Vater, der aus unbekannt gebliebenen Gründen so hart gegen ihn verfuhr, zehn Jahre lang in der Bastille hatte einkerkern lassen.

Und der Vater hat ihn jetzt mit offenen Armen aufgenommen? fragte Mirabeau hastig und mit bebender Stimme. Denn jetzt ist keine Zeit mehr für unnatürliche Feindschaft zwischen Vater und Sohn.

Er hat soeben gehört, daß sein Vater inzwischen gestorben ist, fuhr Clavière fort. Seine Verwandten, die er in dem Hause angetroffen, wollen ihn nicht anerkennen, sein Vermögen ist in die Hände einer Seiten-Linie gerathen. Seht, da erscheint der arme Graf wieder vor der Thür, man hat ihn hinausgewiesen, und Thränen netzen das bleiche Grau seiner Wangen. Das Volk wirft Steine in die Fenster des bösen Grafenhauses. —

Die Freunde begaben sich weiter und langten im

Palais Royal an, wo die Aufregung den ungeheuerlichsten Grad erstiegen hatte. An diesem Heerd der Volksbewegung, der unaufhörlich glühte und Flammen spie, hatte sich seit Kurzem auch eine Art von Markt gebildet, der nicht wenig dazu beitrug, die Aufregung zu schüren. Verschiedene Gegenstände, die man in der in allen Ecken und Winkeln durchsuchten Bastille gefunden, waren hier zu einem großen Haufen aufgeschichtet worden, um sie an den Meistbietenden, der sich in den Besitz dieser fürchterlichen Reliquien der Tyrannei setzen wollte, wegzugeben. Das dafür erlöste Geld wurde von einem Nationalgardisten in einer großen Büchse gesammelt, auf der ein Zettel die Worte: „für die Verwundeten des Volkes" zeigte. Unter diesen Dingen, die das Volk mit einer abergläubischen Neugier musterte, befanden sich Waffen und Werkzeuge von einer bizarren, schreckenerregenden Form, und Maschinen, deren möglichen Gebrauch sich Niemand erklären konnte. Die Pause, welche gegen Abend in den Zurüstungen zum Kampfe entstanden war, benutzte man im Hofe des Palais Royal dazu, sich über den Sinn dieser Marterwerkzeuge zu streiten. Viel Interesse erregte ein altes abgenutztes Corselet von Eisen, welches den, dem es angelegt wurde, an jeder Körperbewegung hinderte. Viele

Handschellen und Ketten lagen umher, die von den Händen der vielen Unglücklichen, welche sie getragen hatten, fast dünn gerieben und zerscheuert zu sein schienen.

Seht Ihr, Freunde, das Volk sucht sich beim Beginn seines Kampfes schon wieder neue Fesseln aus, sagte Mirabeau beim Eintritt in das Café de Foy, indem er auf diese Gruppen im Hofe des Palais Royal hindeutete. Und diese neuen Fesseln sind gerade die alten, von denen man sich durch blutigen Kampf losgerungen! —

Als der Abend stärker heranzudunkeln begann, verließ Mirabeau mit seinen Freunden wieder das Palais Royal, um auf die Straßen von Paris hinauszutreten. Die Situation hatte sich dort noch nicht verändert, und es schienen keine weiteren Anzeichen hervorgetreten, die schon auf ein baldiges Herannahen der Gefahr schließen lassen konnten. Dagegen hatte das Volk an allen Orten seine Zurüstungen und Vertheidigungs-Anstalten vollendet. An den Fenstern der Häuser waren überall Lichter ausgestellt, um die Straßen zu erleuchten. Am Eingang jeder Straße standen Leute aus dem Volke, die sich als Schildwachen dort aufgestellt hatten und mit gewaltigen Stimmen ausriefen: „Sorgt für Euer

Licht, denn in dieser Nacht werden wir gut sehen müssen!“

Mirabeau wurde in den aufundabschweifenden Volksmassen, wo man ihn erkannte, mit jauchzenden Zurufen begrüßt, die er hierundda mit kurzen Anreden erwiederte. Er pries darin das Volk glücklich, daß es zu einem so großen und gerechten Kampfe für seine Freiheit berufen worden, aber er unterließ niemals, hinzuzufügen, daß die Ehre des Volkes an seinem Kampftage nicht blos in seiner Tapferkeit, sondern auch in seiner Mäßigung beruhe. Dagegen hielt Clavière überall, wo sie inmitten großer Volkshaufen standen, wüthende Reden, die nur von einer vollen unersättlichen Rache sprachen und alles Unheil und jede Schmach auf die privilegirten Peiniger herabriefen.

Von Zeit zu Zeit traten auch aus den Massen einzelne Gestalten heraus, die in geheimnißvoller Eile und Geschäftigkeit umherschwirrten, die verschiedenen Posten untersuchten und aufmunterten, und überall aufreizende, beschwörende und verheißende Worte mit einer wunderbaren Gewalt ausstreuten. Sie schienen durch das wildentbrannte Getümmel, das sie mit geschickter und meisterlicher Hand zu schüren wußten, zugleich den geheimen Faden einer Ordnung und

Leitung hindurchzuziehen, der sich Jeder, ohne zu wissen wie, unterwarf.

Am Pont-Neuf hatte sich plötzlich ein Detachement von Husaren blicken lassen, das jedoch sofort von einem erstaunten und empörten Volkshaufen in die Mitte genommen wurde, und seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Der Offizier aber hatte erklärt, daß er mit seinen Husaren nur deshalb gekommen, um sich mit dem Volke zu verbrüdern.

In diesem Augenblick erschien wieder eilig Einer jener geheimnißvollen Unbekannten, denen überall gehorcht wurde, wo sie sich blicken ließen. Er hatte sich unter eine Laterne gestellt, und beobachtete noch eine Zeitlang schweigend den ganzen Vorgang. Sein Gesicht war von der widrigsten und wildesten Häßlichkeit verzerrt, und in seinen lauernden Zügen, welche der gelbe Lampenschein noch greller beleuchtete, drückte sich ein unheimliches und finsteres Brüten aus, das jeden Augenblick zu einer entsetzlichen That losbrechen zu wollen schien.

Das ist ein merkwürdiges Gesicht, sagte Mirabeau, der sich mit seinen Freunden eben dieser Stelle genähert hatte. Noch nie habe ich ein Gesicht gesehen, auf dem Grausamkeit und Blutdurst so sehr als ganz natürliche Leidenschaften ausgeprägt standen! Auch in

seinen Gliedern hat dieser Mensch ganz den Wurf der Tigerkatze, und es soll mich wundern, auf wen er jetzt losspringen wird.

Das ist der junge Marat, sagte Clavière lächelnd. Er ist Arzt, und in dieser Nacht verdient er sich die Sporen der Revolution. Zur Tigerkatze hat er allerdings ein großes Talent, wie Du richtig gesehen, Mirabeau. Ich kenne ihn ganz genau durch seine Familie, die aus der Schweiz stammt.

Plötzlich hatte sich Marat in Bewegung gesetzt, und war mit einem wilden Satz in die Mitte des Volkshaufens vorgesprungen. Hoch aufgerichtet stand er jetzt vor dem Offizier der Husaren, und rief ihm mit einer heisern kreischenden Stimme, die aber jeden Laut weithin übertönte, die Worte zu: „Wenn es wahr ist, daß Ihr Euch mit dem Volke verbrüdern wollt, so liefert uns jetzt Eure Waffen ab!“

Der Offizier stutzte, und verweigerte dann dies Ansinnen mit der größten Entschiedenheit. Darauf wandte sich Marat an das Volk, und hielt eine stürmische, flammende Anrede, in der er dazu aufforderte, ihm in Masse zu folgen, um die Husaren nach dem Stadthause zu führen, von wo man sie dann unter einer Escorte der Bürgergarde zum Thor hinaus schaffen wolle. Nachdem dieser Vorschlag

mit ringsher tobendem Beifall aufgenommen worden, zwang Marat die Husaren, ihm zu folgen, und stürzte dann an der Spitze des ganzen Haufens fort.

Diese Bürgergarde wird zu allem Möglichen gebraucht, sagte Mirabeau, indem er mit seinen Freunden weiterging. Fast habe ich es schon bereut, daß ich diesen Gedanken zuerst gehabt und unter die Leute gebracht. Ich muß zuletzt noch über mich selbst lachen, so sehr beginnen alle meine Ideen auf dem Wege zur That sich umzuwenden. Als ich in Preußen war, kam mir zuerst der Gedanke, daß freie Zustände durchaus mit einer Bürgermiliz und Nationalgarde umgeben werden müßten. Jetzt ekelt mich diese zweideutige Schöpfung hier an, denn ich sehe, daß sie überall nichts als eine bequeme Redensart geworden, die jeder ausspeit, wo er sie gerade brauchen kann.

Und doch hast Du seit einigen Wochen, wo Du gingest und standest, immer nur nach Nationalgarde geschrieen, mein Freund! rief Clavière mit seinem höhnischen Lachen. Die Tribüne in Versailles hallte wieder von Deiner Forderung danach. Aber was schadet's auch, daß sie jetzt da ist, diese edle, tugendsame Bürgergarde? Wenn Bürger und Volk sich dadurch zuerst sondern, so ist dies auch ein sehr wich-

tiger Scheidungsproceß. Denn zuletzt bleibt doch das arme, niedrige, gemeine, herrliche Volk übrig, mit dem Alles zu machen ist, weil man ihm Nichts gelassen und gegeben hat, nicht einmal Waffen!

Mirabeau schüttelte schweigend den Kopf. In diesem Augenblick aber war es ihm, als ob in dem Gedränge Chamfort an ihm vorbeigestreift sei. Er hatte genau die edlen, sinnigen, aber jetzt von einer fanatischen Leidenschaft durchglühten Züge des Freundes erkannt. Aber Chamfort trug einen Säbel an der Seite, und über der Schulter ein Gewehr, das er mit einer feierlichen Inbrunst an sich gedrückt hielt. Ihrer Beider Blicke hatten sich in dem Moment der Begegnung heiß und zuckend getroffen, und Mirabeau streckte schon die Arme nach ihm aus, und wollte dem alten, stets so hoch von ihm verehrten Freunde nachrufen, daß er ihm nicht mehr zürnen möge, und daß Niemand wissen könne, wo er heut mit seinen Vorsätzen und Meinungen bleiben werde. Aber Chamfort war im Gedränge verschwunden, und schien nur noch einmal einen strengen, durchbohrenden Blick auf Mirabeau zurückzuwerfen.

Indeß nahte sich die Mitternacht heran. Mirabeau überzeugte sich plötzlich, daß in dieser Nacht der befürchtete Angriff der Truppen auf Paris nicht

mehr stattfinden werde. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Schreckensnachrichten, welche durch die in den Straßen umherziehenden Emissaire fortdauernd verbreitet wurden. Danach sollte plötzlich vom Montmartre aus die Stadt bombardirt werden, wo man schon die Kanonen und Bomben hatte auffahren sehen. Aber es blieb Alles still und Mirabeau beschloß, jetzt ungesäumt nach Versailles aufzubrechen, wo, wie er aus der Hinausschiebung des Angriffes auf Paris schließen zu müssen glaubte, die Lage der Dinge sich inzwischen verändert zu haben schien. —

Er trennte sich jetzt von seinen Freunden, als sie an der Straße angelangt waren, wo Mirabeau sein Pferd untergebracht hatte. Im ungestümen Ritt gelangte er auf die Landstraße, und wurde ohne jede Hinderung durch die Truppen, die zwischen Paris und Versailles lagen, hindurchgelassen. An dem friedlichen Schlummer, in den die Soldaten des Königs versenkt waren, sah Mirabeau, daß die Schrecken, welche in dieser Nacht über Paris gelegen, nur ein fürchterliches Traumbild bleiben würden. Nur in der unmittelbaren Nähe von Versailles, wo er mit dem Anbruch des Morgens anlangte, fand er die Truppen bereits in der tumultuarischen Aufregung, welche noch an das gestern stattgefundene Gelage auf der Terrasse

der Orangerie erinnerte. Wilde Lieder klangen ihm entgegen, Trinksprüche, die ihm mit dem Heil Frankreichs nicht vereinbar schienen, schlugen zu dem Klingen der gefüllten Gläser an sein Ohr.

Als Mirabeau jetzt in Versailles einritt, begegneten ihm schon mehrere Abgeordnete auf der Straße, die im Begriff waren, sich in die Sitzung zu begeben. Er erfuhr von diesen Collegen, daß heut schon zu früher Stunde eine Morgensitzung anberaumt worden, um über eine neue Adresse an den König, in welcher die Versammlung ihr letztes Wort ausspielen wollte, zu berathen.

Nachdem Mirabeau rasch sein Pferd abgegeben, eilte er sofort in den Sitzungssaal, der einen eigenthümlichen Anblick darbot. Die Sitzung war eigentlich seit dem gestrigen Abend nur durch einige Ruhestunden unterbrochen gewesen. Gestern Abend, als man auf Anlaß der neuesten Nachrichten aus Paris schon die dritte Deputation auf das Schloß absenden wollte, hatte Clermont Tonnerre die denkwürdigen Worte gesprochen: „Nein, lassen wir ihnen die Nacht zu ihrem Rathgeber; mögen die Könige, ebenso wie die andern Menschen, sich ihre Erfahrungen theuer erkaufen!“ Viele Abgeordnete hatten dann die Nacht in dem Sitzungssaal zugebracht. Für einige bejahrte

Mitglieder hatte man Teppiche auf den Tischen zu einem Ruhelager ausgebreitet. Aber Niemand hatte geschlafen. Jeder hatte in den größten Sorgen dem Anbruch des Tages entgegengewacht.

Jetzt als Mirabeau eintrat, begann man sich eben wieder zu ordnen und auf seinen Plätzen zu gruppiren. Lafayette eröffnete die Sitzung als Vicepräsident. Mehrere Abgeordnete lasen ihre Entwürfe zu einer Adresse an den König vor. Mirabeau hörte mit der größten Pein zu, denn dies Alles genügte ihm nicht, nachdem es so weit gekommen. —

VIII.

Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

In dem Schlosse zu Versailles war am Abend des 14. Juli eine frühe Ruhe und Stille eingetreten, nachdem den ganzen Tag über in den Gemächern des Königs und der Königin die größten Beängstigungen geherrscht und ein Entschluß gegen den andern qualvoll gekämpft hatte.

Die Königin war am längsten wach geblieben, denn seit einiger Zeit wurde es ihr schwer, die Ruhe zu finden, welche ihre Augen floh. Eine unendliche Bangigkeit hatte sich in dem Herzen Marie Antoinettes eingenistet. In ihren trüben und mit Schreckensvorstellungen aller Art gequälten Gedanken verwachte sie manche Nacht in dem Fauteuil, ohne sich auf ihr Lager zu begeben.

Die Königin hatte gegen elf Uhr Abends die Herzogin von Polignac entlassen, die bis dahin durch ihr lebhaftes und heiteres Gespräch mit ebenso viel Kunst als Herzensgüte die sorgenvollen Gedanken ihrer Gebieterin zu zerstreuen versucht. Aber die liebenswürdige Herzogin war jetzt selbst müde geworden, und nicht blos von der körperlichen Anstrengung, sondern von dem fortgesetzten Kampf, den sie gegen ihre eigene Traurigkeit geführt. Zuletzt waren ihr bei einer Geschichte, die ganz lustig war, die Thränen aus den Augen gestürzt. Sie war aber mit der Königin übereingekommen, daß dies nur die Folge ihrer großen Ermüdung sei, und die Königin, der selbst die Thränen nahe standen, hatte ihre Lieblingsfreundin rasch verabschiedet.

Marie Antoinette saß jetzt gedankenvoll in der Mitte ihres Zimmers, und wollte sich den Händen ihrer Kammerfrau, der Madame Campan, überlassen, die sich mit der Toilette der Königin für die Nacht beschäftigen sollte. Auf dem Toilettentisch der Königin brannten vier Wachskerzen, die einen hellen ruhigen Schimmer durch das stille Cabinet verbreiteten. Die Königin begann mit Madame Campan von den Ereignissen des Tages zu reden.

Von Dem, was sich in Paris ereignet, hatte man

im Schlosse zu Versailles nur erst eine sehr unvollkommene Kunde. Obwohl Nachrichten über die Erstürmung der Bastille schon sehr zeitig nach Versailles gelangt waren, so schienen sie doch mehr in den Kreisen der Nationalversammlung geblieben zu sein, und die wenigen Personen am Hofe, die davon wußten, hatten, wie es schien, den Muth nicht besessen, dem König und der Königin schon das wirklich Geschehene zu hinterbringen. Doch herrschte bei dem Königspaar die entschiedenste Befürchtung, daß die aufgeregte Volksstimmung in Paris es zum Aeußersten kommen lassen möchte.

Die Königin hatte eben mit einer leisen bebenden Stimme diese Besorgniß ausgesprochen, als plötzlich das eine der vier Wachslichter auf dem Tisch erlosch, obwohl es noch im vollen Brennen begriffen gewesen. Die Königin hatte es sogleich mit einer Art von Betroffenheit bemerkt, und als Madame Campan hineilte, um es wieder anzuzünden, verlosch in demselben Augenblick auch das zweite Wachslicht, und unmittelbar darauf, wie nach einer geheimnißvoll bestimmten Reihenfolge, auch das dritte.

Die Königin ergriff mit einer Anwandlung von Schrecken die Hand der Kammerfrau, und sagte: „Das Unglück macht abergläubisch, liebe Campan.

Wenn jetzt auch noch die vierte Kerze ausgeht, so wird mich nichts abhalten, ein unheilverkündendes Vorzeichen darin zu sehen."

Kaum hatte Marie Antoinette dies Wort gesprochen, als auch das vierte Licht verlosch und eine völlige Dunkelheit sich in dem Zimmer verbreitete.*)

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und man hörte den König, der bei seiner Gemahlin um die Erlaubniß fragte, zu ihr eintreten zu dürfen. Als der König, mit Erstaunen über die ihn umgebende Finsterniß, schon bis in die Mitte des Gemaches vorgeschritten war, hatte Madame Campan erst Mittel gefunden, die Kerzen wieder anzuzünden. Die Königin trat dem König mit bleichen Wangen und mit einem entsetzten Ausdruck in ihren thränenfeuchten Blicken entgegen.

Ludwig XVI. lächelte ganz unbefangen, als ihm Marie Antoinette die zufällige Ursache ihrer Bewegung mitgetheilt hatte. Er lud die Königin ein, neben ihm auf dem Divan Platz zu nehmen.

Es ist gegen die Gewohnheit Euerer Majestät, noch so spät zu wachen, sagte die Königin mit ihrer wohllautenden, sonst so fröhlichen und zuversichtlichen

---

*) Mémoires de Madame Campan II. 38.

Stimme, die aber in der letzten Zeit einen bangen, fast klagenden Accent in sich aufgenommen hatte. Es hat sich doch nichts Schlimmes ereignet, das Ihnen den unentbehrlichen Schlaf verkürzt, mein Gemahl?

Nein, entgegnete der Monarch, indem seine edlen, sanften Gesichtszüge sich wie durch ein freudiges Bewußtsein erhellten. Mir ist am Abend dieses unruhevollen und qualreichen Tages wohler wie je zu Muthe geworden. Die Verlockung für uns war groß, Böses zu thun, und ich habe meinen eigenen Einflüsterungen und den Rathschlägen meiner Minister heut widerstanden. Man verlangte von mir, daß ich die Truppen heut handeln lassen sollte, man begehrte das letzte Wort von mir, um meine Streitkräfte mit einem vernichtenden Schlag auf die empörte Hauptstadt zu werfen. Aber ein Gedanke siegte in mir und über Alles. Dies, meine theure Königin, war der Gedanke, daß kein französisches Blut durch meine Hand vergossen werden dürfe. Das soll fortan das oberste Gesetz aller meiner Handlungen sein. Es wird mich gewiß richtig leiten, denn die Liebe ist dabei im Spiele, die Liebe zu Frankreich, die mir über alle andern Interessen meiner Krone geht. Die Könige vor mir, welche auf dem Thron Frankreichs gesessen, ließen sich zum Gegenstand eines abgöttischen Cultus der

Franzosen machen. Ich will das Verhältniß umkehren, ich will Frankreich und die Franzosen zum Gegenstand meines inbrünstigsten Cultus machen. Sollten die Franzosen so vieler Liebe widerstehen können? Und wir, werden wir dann nicht auch noch glücklich werden können, Marie?

Der König hatte ihre Hand mit einer zärtlichen Bewegung erfaßt, und drückte sie an seine Lippen. Marie Antoinette war aber bei dieser an sie gerichteten Frage wie erschrocken zusammengebebt. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrem heftig aufundniederwogenden Busen. Dann sagte sie, leise ihr schönes Haupt schüttelnd: Nein, nein, mein Gemahl! Wir werden dadurch auch nicht glücklich werden. Die Franzosen zu lieben, ist eine unglückliche Liebe. Man setzt Alles dabei zu, was man noch an Heiterkeit, Vertrauen und Jugend in seinem Herzen hat. Die Liebe zu Frankreich hat mich schon alt gemacht, und sie wird uns das Leben kosten. Sollten wir nicht glücklicher werden können, wenn wir es mit dem Haß versuchen? Vergelten wir Haß mit Haß, Mißtrauen mit Mißtrauen, Gewalt mit Gewalt!

Ich weiß es, daß Ihr so denkt, entgegnete Ludwig XVI., indem plötzlich ein tiefer Ernst sein sinnendes, leicht zu einem melancholischen Ausdruck nei-

gendes Gesicht überschattete. Ihr seid im Grunde der Meinung meiner Minister gewesen. Aber diesmal, Marie Antoinette, mußte ich meiner Ansicht Folge leisten, wenn sie auch mit der Eurigen sich nicht begegnen konnte. Das nächste Mal stellt sich die Uebereinstimmung unser Meinungen wieder her. Denn wer weiß, wozu uns die Verblendung der thörichten und undankbaren Masse schon morgen nöthigen kann. Aber vergessen wir in diesem Augenblick alle Aengste von heut und morgen. In dem Gefühl, meine Pflicht gethan zu haben, wollte ich mir heut nur noch, zum Segen für diese Nacht, einen Abschiedsblick von den schönen Augen meiner Königin holen. Darum kam ich jetzt zu Dir, Marie.

Die Königin reichte ihm ihre Hand, die er lange in der seinigen behielt, und zu wiederholten Malen an sein Herz drückte.

Vielleicht könnte dennoch Alles gut werden, mein Gemahl, sagte die Königin, indem sie ihm schmerzlich zulächelte. Aber man schwingt eine Waffe gegen uns, der keine Kraft und keine Ehrlichkeit auf Erden gewachsen ist. Man verläumdet uns. Wo, mein Freund, willst Du den Muth hernehmen, Du selbst zu sein, und Dein eigenes Herz, Deine besten Gedanken walten zu lassen, wenn man eine abscheuliche Fratze

aus Dir macht, und Dich zu einer bösartigen Gestalt verzerrt, die Dir nicht gehört? Und darum sage ich, daß wir unglücklich sind, denn man spinnt einen schwarzen Schleier um uns, aus dem wir nicht mehr herausfinden werden.

Ja, es ist wahr, man verläumdet uns fortwährend mit den ehrlosesten Erfindungen! rief Ludwig XVI. indem er von der Seite der Königin aufsprang und mit heftigen Schritten einige Male das Gemach durchmaaß.

Die ganze Gestalt des Königs hatte plötzlich einen ungemein herben Ausdruck angenommen. In seinem Gang, mit dem er sich aufundniederbewegte, prägte sich zugleich der schwerfällige und linkische Ausdruck aus, der seiner Person so leicht ein ungünstiges Ansehn zu geben pflegte. Das Haar hing ihm in wilder Unordnung über die Stirn herab.

So streut auch seit einiger Zeit die wüthende Parteilüge allerlei Abgeschmacktheiten von mir aus! rief er mit einem bittern, rauhen Ton seiner Stimme. Man sagt mir sogar nach, daß ich den Saal der Nationalversammlung hätte mit Pulver unterminiren lassen, um demnächst die ganze Geschichte in die Luft zu sprengen!

Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich um die Gnade

bitte, eine Bemerkung machen zu dürfen! sagte Madame Campan, die seit dem Eintritt des Königs noch an der Thür des Cabinets stehen geblieben war.

Nachdem ihr der König zugenickt hatte, fuhr sie fort: Ich wollte mir nur erlauben, zu sagen, daß ich gestern mit einem Abgeordneten aus Hâvre, Herrn Bégouin, zusammen soupirt habe. Herr Bégouin ist zwar ein Abgeordneter des dritten Standes, aber durchaus ein Ehrenmann, wie ich den Majestäten betheuern kann. Er versicherte mich, daß es höchst achtbare Personen gebe, welche der Meinung wären, daß ein so entsetzliches Mittel nur wider Wissen und Willen Euerer Majestät an die Hand gegeben sein könne.*)

Aber er glaubte doch an diesen Wahnwitz, Euer ehrenwerther Herr Bégouin? rief der König in der größten Erregung. Nun gut, wenn solche tugendhaften Ehrenmänner aus der Provinz daran glauben, und nicht über die haarsträubende Widersinnigkeit eines solchen Mährchens lieber außer sich gerathen, dann werde ich schon etwas zu meiner Rechtfertigung thun müssen. Ja wohl, morgen in der ersten Frühe, noch ehe der Hahn gekräht hat, werde ich den ganzen Fuß=

---

*) Mémoires de Mad. Campan II. ch. 14.

boden des Saals aufnehmen und durchgraben und durchwühlen lassen, damit sich zeige, wie die Verläumdung abermals ihr Pulver gegen uns verschossen hat. —

Allmählig wurde der König wieder ruhiger. Indem er einen Blick auf die Königin warf, deren hohe, glänzende Gestalt auch von dem Schmerz, der sie, wie mit einem trüben Wolkenschleier umfloß, nicht gebeugt schien, sondern in allem ihrem Liebreiz zu ihm hinüberschimmerte, kehrte plötzlich die milde freundliche Haltung seines Wesens und jener brave, herzensgute Ausdruck, der in seinem Charakter der hervorstechende war, wieder zurück.

Er trat zu ihr hin, und sie bei der Hand ergreifend, sagte er mit einem neckenden Ton, den er auf eine sehr angenehme Weise in der Gewalt hatte: Und wie, in Ew. Majestät Diensten kommt es vor, daß man mit Abgeordneten des dritten Standes soupirt? Wenn das im Hofstaat der strengen Königin zulässig ist, muß es mit diesem Tiers-Etat gar nicht so übel stehen, und ich brauche wohl nun nicht zu bereuen, Majestät, daß ich die doppelte Vertretung dieses Standes angeordnet habe?

Marie Antoinette warf ihm einen unbeschreiblich

lächelnden Blick zu, der die verstohlene Thräne, die in ihrem Auge ruhte, wunderbar überglänzte.

Dann sagte sie mit naiver Wehmuth: Wie glücklich war ich doch, als ich noch nicht wußte, daß es auch einen dritten Stand in dieser Welt giebt! Ich hasse diese sogenante Nationalversammlung, die mich schon so viel Thränen gekostet hat, auch darum so sehr. Denn ist sie es nicht eigentlich, die den dritten Stand uns so recht zum Tort erfunden zu haben scheint? Es sind dadurch Kämpfe angezettelt worden, die einen immer verwegeneren Sinn entfalten, und deren Losung doch nur gegen die Krone von Frankreich schlägt!

Diese Kämpfe treten uns allerdings sehr gefährlich nahe, erwiederte der König nach einigem Nachsinnen. Aber sie haben ihre natürliche Ursache, die man ehren und anerkennen muß. Der Adel hat seine Vorrechte gemißbraucht und ist seinem Beruf, ein glänzendes Vorbild aller Tugenden im Lande zu sein, schlecht nachgekommen. Der Adel hat den sittlichen Bestand der Monarchie gefährdet, und es war um den Thron her eine Verwilderung ausgebrochen, die seine innersten Grundlagen zu erschüttern drohte. Das Volk hat davon ebenso gelitten, als der Thron. Die Monarchie braucht daher das Volk nicht zu fürchten, sondern sie ruft dasselbe gewissermaßen zu ihrem

eigenen Beistande herbei. Der dritte Stand soll die wahre Stütze der Krone werden, indem er sein eigenes Recht findet. Wir vermeiden den Bürgerkrieg, wenn Adel und Volk miteinander tagen. Und der Clerus, wenn er seinen Beruf erfüllen will, wird sich dem Volke ebenso innig zugesellen müssen, als es der Thron zu thun Willens ist. Dazu ist uns Allen die gute Gelegenheit durch diese Versammlung geboten worden. Und sollte es nicht gelingen können? Wozu ist es nöthig, daß giftiges Unkraut unter diese hoffnungsreich gedeihende Frucht gesäet werde?

Ihr habt ein so großes und gutes Herz, mein Gemahl! sagte die Königin mit einer sanften Stimme. Aber wenn Ihr Euch in dieser Verwickelung, die uns schon über den Kopf zu wachsen anfängt, von Eurem guten Herzen leiten lassen wollt, sind wir sicherlich verloren. Ew. Majestät will Englisch regieren, und das entspricht in der That der schönen Großmuth Euerer Seele, aber ich glaube, die englische Constitution paßt für die Franzosen nicht. Ich bin darum froh, daß wir Necker losgeworden sind, denn mehr oder weniger strebte er in Euerer Majestät Rath dahin, die englische Verfassung in Frankreich einzuführen. Ich habe darin einen ganz andern Sinn. Mein erster

Grundsatz ist der, daß man mit seinen natürlichen Feinden keinen Bund schließen darf. Und was ist eine solche Constitution anders, als daß Feinde sich Freundschaft lügen sollen? Mein hoher Freund und Gemahl, Ihr wißt, daß ich immer eine Freundin der Freiheit gewesen. Nahm ich mich nicht einst selbst bei Dir der verbannten Parlamente an? Aber jetzt steht etwas Anderes auf dem Spiele, als blos das Recht der Stände anzuerkennen. Die Feinde des Throns haben heut die Maske des dritten Standes angelegt, und dringen unter derselben bereits bis an unsere eigenen Personen vor. Es gilt einen großen, einen offenen Kampf, und wir müssen Widerstand leisten gegen das Schicksal, wenn es uns nicht hinwegreißen soll von unserem Platz!

Der dritte Stand ist nicht der Feind des Throns, sagte Ludwig XVI. nach einer stummen Pause. Ich kenne diese Leute, ich habe mir in früherer Zeit oft Gelegenheit gesucht, sie zu beobachten und mit ihnen zu sprechen. Die Arbeit ist der wahre Segen dieses Standes. Dadurch entsteht ein frohes Bewußtsein der eigenen Kraft, das sich zugleich mit einer Ehrfurcht vor den Rechten des Andern verbindet.

Euere Majestät haben noch nicht vergessen, daß Sie einst als Dauphin das Schmiedehandwerk er-

lernt haben, versetzte Marie Antoinette mit einem Lächeln, welches von der Erregung des Augenblicks einen seltsamen Schimmer angenommen hatte. Daher ist es gekommen, daß Sie Sich eine liebenswürdige Phantasie daraus gemacht haben, in der arbeitenden Klasse ein besonderes Wesen zu sehen, das wir Andern nicht zu entdecken vermögen.

Ich denke noch mit Vergnügen an die schöne Zeit zurück, sagte der König, träumerisch sinnend. Ja, ich vertraute den Handwerkern, die im Schlosse und in den Gärten waren, und denen ich dann stundenlang bei ihrer Arbeit zusah, oft mehr, als allen vornehmen Herren vom Hofe. Wie glücklich war ich, wenn ich den Arbeitern in irgend etwas beistehen durfte, und ihnen helfen konnte, einen schweren Stein oder Balken fortzuschaffen.*) Dann lernte ich selbst das Schmiedehandwerk, und Gamin behandelte mich wahrhaftig strenge genug, wie man nur einen Lehrling in der Werkstatt behandeln kann. Es hat mir aber genützt, denn es kam mir oft vor, als wenn ich recht tüchtig und strenge danach würde, und als könne noch mal an mir in Erfüllung gehen, was ich mir in seltsamen Jugendträumen oft gewünscht, nämlich

*) Soulavie II. 41.

daß man mich Ludwig den Strengen in Frankreich nennen möchte. Denn es war mein Jünglings-Ideal, daß ich der Lascivität des alten Hofes gegenüber einst als der Strenge befunden würde.

Es hat Euerer Majestät etwas genützt, sagte die Königin mit einiger Innigkeit. Aber den Händen Euerer Majestät schadete es, denn sie wurden von dieser Arbeit so stark geschwärzt, daß sie nur selten wieder auf ihre natürliche Weiße zurückgeführt werden konnten. Ich nannte meinen Herrn und Gebieter damals oft „meinen Gott Vulcan."

Glaubt Euere Majestät, daß ich dies jemals vergessen hätte? fragte der König mit einem glücklichen Lächeln. Oh, damals waren wir hoffnungsfroh, und weil wir uns liebten, vertrauten wir auch der Welt um uns her, und glaubten, daß sie einst in die schönste Harmonie mit uns treten werde. Seitdem ist es uns immer schwerer gemacht worden, an unsern guten Stern zu glauben.

Woran soll man noch glauben, wenn unser guter Stern erlischt, wie mir vor Kurzem jene Wachskerzen erloschen sind? sagte Marie Antoinette mit einem leisen Klageton. Aber nun gute Nacht, mein bester Freund. Die Mitternachtstunde ist vorüber, und ein stärkender Schlummer ist Dir ein Bedürfniß. Wer

weiß, wie rauhe Stürme Dich morgen wecken werden, mein königlicher Dulder!

Wenn ich Dich morgen so schön, wie heut, wiedersehe, giebt es keine Stürme für mich, entgegnete der König mit einer zärtlichen Umarmung. Dann trennten sie sich rasch. Ludwig XVI. begab sich in seine Appartements zurück, während die Königin sich von ihrer Kammerfrau in ihr Schlaf-Cabinet geleiten ließ. —

Der König war auf seinem Lager sogleich in einen tiefen Schlummer versunken. Kaum aber hatte er einige Stunden geruht, als er an seinem Bett etwas rauschen hörte, was offenbar mit der Absicht, ihn zu wecken, geschah. Der König erkannte seinen Kammerdiener, der, mit den Zeichen der größten Unruhe und Bestürzung in seinem Gesicht, den Herzog von Liancourt, den grand maitre de la garderobe Seiner Majestät, anmeldete, der im Vorzimmer erschienen sei und Zutritt zu dem Könige in einer dringenden und unaufschiebbaren Angelegenheit begehre.

Der König schrak einen Augenblick zusammen und sann nach. Dann aber erhob er sich mit einer raschen und energischen Bewegung von seinem Lager, und befahl dem Kammerdiener, ihn sofort anzukleiden. Nachdem dies mit großer Eile geschehen war, ließ

der König den Herzog von Liancourt in das anstoßende Zimmer eintreten, wo er ihn empfangen wollte.

Als der König jetzt in der äußersten Spannung heraustrat, sah er den Herzog, dessen große Ergebenheit für die Person Ludwigs XVI. bekannt war, mit einem bleichen, verstörten Gesicht und zitternden Gliedern vor sich stehen.

Was ist vorgefallen, mein Freund? fragte der König in athemloser Hast.

Sire, entgegnete der Herzog von Liancourt mit gedämpfter Stimme, im Vertrauen auf mein Amt, welches mir den nächsten Zutritt zu Euerer Majestät gestattet, habe ich es übernommen, eine Kunde zu überbringen, die jetzt so bestätigt eingetroffen, und die so bedeutend und schreckensvoll ist, daß es ein Frevel wäre, das Geschehene noch länger Ihrer Entscheidung entziehen zu wollen.

Sie sprechen von Ereignissen in der Hauptstadt? fragte der König, leise zurückbebend.

Man hat mir gesagt, daß Euere Majestät noch nicht benachrichtigt wären, fuhr der Herzog fort. Und doch hat sich im Laufe des gestrigen Tages das Entsetzlichste in Paris zugetragen. Das General-Commando der Armee hat es nicht gewagt, Euerer Ma-

jestät und Ihrem Cabinet irgend einen Bericht zu erstatten. Daß das aufrührerische Volk mit bewaffneter Hand die Bastille erstürmt und erobert hat, wußte man hier in Versailles gestern bei Anbruch der Nacht. Soeben aber empfange ich einen Courier aus Paris, und diese Nachrichten bewahrheiten sich im schrecklichsten Umfange. Sire, ich hielt mich als getreuer Diener der Krone für verpflichtet, das Schweigen zu brechen, welches Ew. Majestät bisher gehindert hat, klar zu sehen und nach dieser Klarheit zu handeln. In Paris ist nicht nur die Bastille vom Volke gestürmt worden, sondern es haben auch wahrhaft schaudervolle Verbrechen und Mordthaten stattgefunden. Die blutigen Köpfe von Delaunay und Flesselles wurden von rasenden Volkshaufen auf Piken durch die Stadt getragen. Ein Theil der Besatzung der Bastille ist jämmerlich niedergemetzelt worden. Mehrere der ehrwürdigen Invaliden, welche die Festung behütet, hat man an den Laternenpfählen aufgehängt gefunden. Sämmtliche französische Garden sind von ihrem Herrn und König abgefallen, und zu dem Volke übergegangen. Auch in den übrigen Regimentern hat der Treubruch einzudringen begonnen. Das kampffertige Volk, welches in den Straßen von Paris lagert, wird auf zweimalhunderttausend Köpfe

geschätzt. Man befürchtete noch in dieser Nacht eine Gewalterhebung der ganzen Bevölkerung von Paris!

Der König hatte aufrechtstehend in einem stummen und trüben Hinbrüten zugehört. Sein Gesicht war bleich geworden, aber seine Miene erschien ganz unbeweglich, wie seine Gestalt.

Das ist also eine Revolte! sagte Ludwig XVI. nach einer Pause, wie aus tiefem Nachdenken plötzlich erwachend.

Nein, Sire, erwiederte der Herzog, das ist eine Revolution! *)

Die Königin hat Recht gehabt, sagte der Monarch dann leise zu sich selbst. Ich habe die Zeit zum Handeln vorübergehen lassen. Und jetzt würden schon Meeresströme von Blut nöthig sein, um das herangewachsene Unheil zu bedecken. Aber mein Entschluß ist gefaßt. Es soll das Blut der Franzosen nicht vergossen werden.

Sire, rief Liancourt mit einer feierlichen Bewegung, das Heil Frankreichs und der Königlichen Familie liegt in diesem Ausspruch Euerer Majestät. Ich darf und muß freimüthig sein in dieser Stunde. Die größte Gefahr ist da, wenn Eure Majestät den

---

*) Weber Mémoires I. 385.

treulosen Rathschlägen Ihrer Minister folgen. Wie segne ich diesen Augenblick, der mir vergönnt, Euerer Majestät allein gegenüberzustehen und ausschließlich an Euerer Majestät eigenes Urtheil und an Ihr Herz mich wenden zu dürfen. Sire, der Geist der aufrührerischen Hauptstadt wird reißende und ungeheure Fortschritte machen. Ich beschwöre Sie, erscheinen Sie noch heut in der Nationalversammlung, und sprechen Sie das Wort des Friedens in derselben aus. Ihr Erscheinen wird Wunder thun, es wird die Parteien entwaffnen, und unsere Versammlung zur treuesten Bundesgenossin der Krone machen.

Der König sah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. Das edle, jugendliche Feuer, in welches der würdige Herzog gerathen war, schien für den König etwas Rührendes zu haben. Er reichte ihm die Hand und drückte dieselbe innig in der seinigen. Dann sagte er sanft: Ihr seid selbst eines der einflußreichsten Mitglieder dieser Nationalversammlung, Herr Herzog. Könnt Ihr mir Euer Wort geben, daß mein persönliches Erscheinen so angesehen werden wird, wie ich es im Interesse der Krone und zum Wohle Frankreichs wünschen muß?

In diesem Augenblick drang der erste Strahl des sonnig aufgehenden Morgens in das Gemach und

überstrahlte das erbleichende Kerzenlicht, welches bisher in demselben geherrscht hatte.

Die Versammlung sehnte sich jeden Tag und jede Stunde nach dem Friedenswort Euerer Majestät, rief Liancourt. Die Zweifel und Unruhen, in denen die Nationalversammlung täglich mehr zerfällt, sind nicht mehr anders zu lösen, als vor dem gnädigen Angesicht Euerer Majestät. Lassen Sie dasselbe heut noch über der Versammlung aufgehn! Die heutige Morgensitzung, die in einigen Stunden beginnt, dürfte bereits die schlimmsten Wendungen nehmen, Sire, wenn Sie nicht diesen rettenden Schritt thun.

In diesem Augenblick öffnete sich das Gemach, und Monsieur trat, zugleich mit dem Grafen Artois, ein. Beide Brüder des Königs schienen in der heftigsten Bewegung zu sein. Aus ihren Mienen und Gebärden konnte man entnehmen, daß die Nachrichten des Herzogs von Liancourt bereits im Schlosse von Versailles bekannt geworden waren.

Liancourt näherte sich sogleich dem Grafen von Artois und rief ihm mit dem entschiedensten Ton zu: „Prinz! Ihr Haupt ist von dem Volke in die Acht erklärt! Ich habe mit meinen eigenen Augen den Anschlagzettel gelesen, der diese fürchterliche Proscription ausspricht!“

Der Prinz schrak bei diesen Worten auf das Heftigste zusammen, und blieb betroffen in der Mitte des Gemachs stehen.

Es ist gut, wenn das Volk so denkt! sagte er dann, sich fassend. Ich bin, wie das Volk, für den offenen Krieg. Es will meinen Kopf, und mich verlangt nach seinen Köpfen. Warum schießen wir nicht? Eine feste Politik, keine Zugeständisse an die sogenannten Freiheitsideen, und gutbediente Kanonen! Das allein kann uns retten!

Seine Majestät der König hat andere Entschließungen gefaßt! sagte der Herzog von Liancourt, sich tief gegen den König verneigend, der mit übereinandergeschlagenen Armen ruhig und würdevoll dastand.

Ich bitte meine Brüder, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois, mich heut Morgen in die Versammlung der Generalstände zu begleiten! sagte der König mit einem festen Ton. Ich will mich dort hinbegeben, um der Versammlung die von mir beschlossene Zurückziehung meiner Truppen anzukündigen. Damit werde ich ihr meinen entschiedenen Willen kundthun, sie das Werk ihrer Berathungen in Frieden vollenden zu lassen, denn ich habe keinen höheren Zweck, als durch sie über den Willen der Nation klar zu werden.

Der Graf von Artois trat entsetzt einen Schritt zurück. Auf seinem lebhaften, leichtfertigen Gesicht trat der scharfe satirische Zug hervor, der dem Charakter des Prinzen besonders eigen war. Anders stellte sich Monsieur dar, der, nach den Worten des Königs, sich demselben rasch genähert hatte, um ihm zustimmend und mit freundlicher Bekräftigung die Hand zu drücken.

Der Schritt Euerer Majestät wird gewiß durch die Umstände geboten und kann versöhnlich wirken, sagte der Graf von Provence. Ew. Majestät wissen, daß ich, obwohl aus Grundsatz ein Anhänger der einfachen und absoluten Macht des Thrones, doch im vorigen Jahre schon für die Verdoppelung des dritten Standes mich ausgesprochen habe. Es sind einmal außerordentliche Zeiten eingetreten. Die Geschichte scheint alte Experimente machen zu wollen, und man muß das Volk scheinbar gewähren lassen. Es kommt dann um so sicherer wieder auf den Punkt zurück, auf dem es sich wie von selbst in den Gehorsam hineinrettet.

Nachdem der geistreiche Monsieur diese Worte gesprochen, ließ sich draußen im Vorsaal eine Bewegung vernehmen. Man hörte lebhafte Schritte und viele Stimmen. Bald darauf wurde die Thür

des Gemachs geöffnet, und die Königin Marie Antoinette, begleitet von mehreren Personen, die zu ihrer vertrauten Umgebung gehörten, trat in sichtlicher Aufregung ein.

Ew. Majestät wissen, was geschehen ist? fragte sie den König mit bleichem Gesicht und Thränen in den Augen, indem sie ungestüm seine Hände ergriff.

Es wird Alles wieder gut werden, sagte der König mit sanfter Würde. Es wird uns das schon helfen, daß wir uns bis jetzt noch nichts vorzuwerfen haben. Mein Entschluß ist, heut selbst in die Nationalversammlung zu gehn, und ihr ein Zeichen meines persönlichen Vertrauens zu geben, indem ich ihr die Zurückziehung meiner Truppen aus Paris und Versailles ankündige.

Die Königin blickte ihren Gemahl mit dem höchsten Erstaunen an. Dann ließ sie wie erstarrt seine Hand fahren, und stand, das schöne Haupt in ihre Hand gestützt, mit einem tiefen, schmerzlichen Ausdruck da.

Ew. Majestät stempeln dadurch die Revolution zu einer unwiderruflichen Thatsache, sagte sie dann, indem sie langsam die Augen zu ihm aufschlug. Und es betrübt mich, Sire, daß Sie noch wieder den Fuß in eine Versammlung setzen wollen, zu deren Mitgliedern so viel abscheuliche und feindselige Men-

schen gehören, und an welcher der im vorigen Monat gefaßte Beschluß, sie aufzulösen, längst hätte ausgeführt werden müssen!

Sollte die Versammlung in der That so viele abscheuliche Mitglieder haben? fragte der König mit seinem gutmüthigen Lächeln. Ich sehe aber auch hier zwei höchst liebenswürdige Mitglieder dieser Versammlung vor mir, deren Anblick mir wahrhaft Muth macht, dort einzutreten. Da ist mein alter, treuer Freund, der Herzog von Liancourt, und im Gefolge Euerer Majestät selbst der wackere Graf de la Marck, den ich herzlich willkommen heiße.

Der König schritt bei diesen Worten mit freundlicher Auszeichnung auf einen Cavalier zu, der im Gefolge der Königin eingetreten war und durch eine schlanke, hohe Gestalt wie durch einnehmende und glänzende Manieren hervorragte. Es war der Graf de la Marck, Prinz von Arenberg, ein Mann von ungefähr sechsunddreißig Jahren, der in der Gesellschaft des französischen Hofes eine sehr angesehene und beliebte Stellung behauptete. Er gehörte einer vornehmen Familie an, die, aus Brüssel stammend, dem österreichischen Kaiserhause die größten Dienste geleistet, und so war er, nachdem er eine frühere militairische Laufbahn beendet, mit besonderen Empfeh-

lungen der Kaiserin Maria Theresia versehen, in demselben Augenblick an den französischen Hof gekommen, wo Marie Antoinette als Dauphine zuerst in Frankreich anlangte.

Nicht wahr, Herr Graf de la Mark, ich darf auf einiges Wohlwollen bei Ihren Collegen in der Nationalversammlung rechnen? fragte der König mit einem liebenswürdigen Ausdruck.

Sire, erwiederte der Graf mit seiner vollendeten Hofmannsmanier, ich kenne in der bunt zusammengewürfelten Versammlung doch keinen einzigen, der fähig wäre, dem unmittelbaren Wort des Monarchen und der darin gespendeten Gnade sein Herz zu verschließen. Der Adel, auf dessen Seite ich sitze, wird sich dadurch in seiner Treue bestätigt finden, die Geistlichkeit wird Gott danken für die Offenbarung der königlichen Autorität, die den Frieden bringt, und der Tiers-Etat wird sich überrascht eingestehen müssen, daß alles Heil nur aus den Händen des Monarchen kommt.

Aber gerade der Tiers-Etat hat an seiner Spitze schlimme Köpfe, wie den Grafen Mirabeau? sagte die Königin mit einer fliegenden Hast.

Graf Mirabeau ist wohl nicht so schlimm, entgegnete de la Marck lächelnd. Ich hoffe sogar, daß er noch

einst die größte Stütze des Königthums in Frankreich sein wird.

Ich habe immer eine unerklärliche Angst und Abneigung vor dem Grafen Mirabeau gehabt, wo und wie ich ihn auch nennen hörte, sagte die Königin mit einer eigenthümlichen Beklommenheit. Warum haben Ew. Majestät nicht geruht, ihn durch eine Gesandtschaftsstelle, die er gern in Constantinopel oder an irgend einem fernen Ort angenommen haben würde, von hier wegzuschicken?

Ich darf nicht im Einzelnen mit meinen Gegnern unterhandeln oder fechten, sagte der König ruhig. Es wäre sonst wie ein Duell, in welches die Krone mit den Individuen sich einließe. Aber mich dünkt, die Zeit naht heran, wo wir uns in die Versammlung begeben werden. Die königlichen Hoheiten, der Graf von Provence und der Graf von Artois, wollen mich begleiten. Ich beauftrage den Herzog von Liancourt sich voran in den Saal des Menus zu begeben, und der Versammlung unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung anzuzeigen, daß wir sofort in Person dort erscheinen werden.

Der König entließ darauf sämmtliche Anwesende. Die Königin nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, der ihrer ungemein bewegten Stimmung entsprach.

Sie hatte ihren königlichen Gemahl noch nie in einer so entschiedenen und zuversichtlichen Haltung gesehn, und fast hätte sich bei seinem Anblick ein neues Vertrauen in ihre beengte Brust geschlichen. Aber in demselben Augenblick drangen schon wieder alle ihre Zweifel und Sorgen dazwischen, und traurig, mit gesenktem Haupt begab sich die Königin von dannen.

In der früh eröffneten Sitzung der Nationalversammlung hatten inzwischen schon stürmische Verhandlungen über die neuen Schritte, welche man bei dem Monarchen unternehmen wollte, begonnen. Nach der Verlesung mehrerer Entwürfe zu einer Adresse an den König hatte sich Mirabeau plötzlich erhoben, um den Schwall unnützer Phrasen, der ihm nicht länger erträglich dünkte, mit der ganzen unwiderstehlichen Macht seines Wesens zu unterbrechen.

Er war auf die Tribüne geeilt, und die gewaltigen, zürnenden Blitze seiner Augen leuchteten seinen Worten voran. In der Versammlung, die heut stürmischer wie je in sich selbst erregt war und die bis dahin in ihren geheimsten Gründen gezittert und getobt hatte, trat plötzlich ein lautloses feierliches Stillschweigen ein. Man wies jeden flüsternden halben Ton, der sich noch in einem fernen Winkel des Saals

gehen lassen wollte, mit einem donnernden Zuruf zur Ruhe.

Nachdem Mirabeau noch eine Minute lang die Versammlung unter seinen auf ihr ruhenden Blicken geordnet und bewältigt hatte, begann er mit einer Stimme, deren metallene Klangfülle tief und unabweislich in das Ohr seiner Hörer einschlug: „Herr Präsident, sagen wir dem König doch nichts weiter, als daß die fremden Horden, von denen wir umstellt sind, gestern den Besuch der Prinzen und Prinzessinnen der Favoriten und Favoritinnen, und ihre Liebkosungen und ihre Ermahnungen und ihre Geschenke empfangen haben! Sagt ihm, daß diese fremden Henkersknechte vollgestopft von Wein und Gold, die ganze Nacht hindurch in ihren ruchlosen Gesängen die Unterjochung Frankreichs verkündigt haben, und daß ihre brutalen Gelöbnisse beständig die Auflösung der Nationalversammlung anriefen. Sagt ihm, daß in seinem eigenen Schlosse die Hofleute sich nicht entblödet haben, ihre Tänze dem Klang dieser barbarischen Musik einzumischen, und daß solchergestalt das Vorspiel eines neuen Sanct Bartholomäus gefeiert worden ist. Sagt ihm, daß jener Heinrich, dessen Andenken die ganze Welt segnet, und welcher derjenige seiner Ahnen ist, den er sich am Meisten zu seinem Vorbild nehmen

wollte, noch Lebensmittel in das im Aufstande begriffene Paris hineinbringen ließ, vor dem er als Belagerer gestanden, während jetzt seine wuthschnaubenden Rathgeber die Mehlvorräthe zurückhalten lassen, welche der Verkehr in die ausgehungerte und treue Hauptstadt führen will!“ *)

Diese Worte riefen in der Versammlung eine ungeheure Bewegung hervor, die nur durch eine neue Ueberraschung in den Gemüthern überboten wurde. Denn kaum hatte Mirabeau unter unaufhörlichen Beifallsstürmen die Tribüne verlassen, als der Herzog von Liancourt, der in demselben Augenblick in den Saal getreten war, an die Rednerbühne herantrat, und, sich auf eine Stufe derselben stellend, verkündigte, daß der König im Begriff stehe sich in die Versammlung herzubegeben. —

Das höchste Erstaunen, dem bald darauf die größte Unruhe folgte, drückte sich bei dieser Nachricht auf allen Seiten in der Versammlung aus. Man sprang zuerst von den Plätzen empor, und trennte sich in einzelne Gruppen, die dann umherstanden, um sich über dieses unerwartete Ereigniß auszusprechen, und im Voraus zu verständigen. Nur wenige der

---

*) Aus der Rede Mirabeau's in der Sitzung der Nationalversammlung vom 15. Juli 1789.

Abgeordneten schienen sich einer aufrichtigen Freude darüber hingeben zu wollen, und erwähnten mit Dankbarkeit den Namen des Königs, welcher jetzt den Wünschen der Nation entgegenkommen wolle. Bei der demokratischen Partei sah man fast nur verblüffte und mißvergnügte Gesichter. Der Herzog von Orléans stand mit Sièyes und Latouche in einem entfernten Winkel des Saals, und den finstern Blicken und heftigen Gebärden, mit denen sie sich unterredeten, sah man es an, daß ihr Aerger wie ihre Unschlüssigkeit den peinlichsten Grad erreicht hatten. Man schien sich vorzuwerfen, daß man es so weit habe kommen lassen, und daß man nicht eine entscheidende Unternehmung gemacht, die jeder Versöhnung zwischen dem König und dem Volk in den Weg getreten wäre. Noch bedenklicher und schmerzlicher sahen die Mienen bei dem Adel und der Hofpartei aus. Man bezeichnete auf dieser Seite das bevorstehende Erscheinen des Königs als den verhängnißvollsten Moment, der bereits darauf hindeute, daß der König selbst seine treuen Freunde verlassen werde.

In der Mitte der Versammlung hatte sich heut, wie immer, eine große Anzahl von Mitgliedern der Clubs aus Paris und Versailles befunden, die sich

seit einiger Zeit selbst in den inneren, für die Abgeordneten bestimmten Raum einzudrängen verstanden. Besonders war es der Club Breton, der damals seinen Einfluß auf die Beschlüsse der Nationalversammlung zu gründen begann und zu diesem Zweck eigene Sendlinge aus seiner Mitte bestimmt hatte, die sich als stehende Besucher in derselben angesiedelt und durch ihren lebhaften Verkehr mit den Abgeordneten nicht wenig dazu beitrugen, den unruhigen und tumultuarischen Charakter der Versammlung zu erhöhen. Man glaubte, daß der Club Breton besonders den Absichten des Herzogs von Orléans auf den Thron Frankreichs diente, und so sah man auch in diesem Augenblick die Männer dieses Clubs sehr eifrig um den Herzog beschäftigt, der sich mit seinen Parteigenossen soeben darüber berieth, welche Aufnahme man dem König bei seiner Ankunft in der Versammlung bereiten solle.

Diese Frage schien jetzt allgemeiner den Inhalt der Gespräche und Verhandlungen zu bilden. In diesem Augenblick sprang Mirabeau auf die Tribüne, und rief mit seiner jedes andere Geräusch übertönenden Stimme: „Ein düsterer, stiller Respect sei der erste Empfang, den wir dem Monarchen zollen. In

einem Moment des allgemeinen Schmerzes ist das Schweigen des Volks die wahre Lection der Könige! *)

Ein mächtig erschallender Bravoruf begleitete diese Aeußerung, die bei allen Parteien der Versammlung den tiefsten Eindruck zu machen schien. Unter diesem noch nicht beendigten Getöse trat der König, begleitet von Monsieur und dem Grafen von Artois, und sonst ohne jedes andere Gefolge, in den Saal. Sein Erscheinen wirkte, ungeachtet aller vorangegangenen Berechnungen und Verabredungen der Parteien, in diesem Augenblick gleichwohl so hinreißend, daß, sobald man ihn erblickte, viele und oft wiederholte Rufe: „Es lebe der König!“ in der Wölbung des Saals wiederhallten.

Der Monarch stand in der Mitte der Versammlung in einfacher, schlichter Haltung, mit entblößtem Haupte, da. Einen Fauteuil, welchen man für ihn auf eine Estrade geschoben, benutzte er nicht, sondern blieb aufrecht stehend, ohne jedes Ceremoniell, indem er mit einer wahrhaft väterlichen Würde und Innigkeit zu reden anhub.

Als er gleich zu Anfang sagte, daß der Chef der Nation, wie er sich nannte, sich mit Vertrauen in

---

*) Montigny VI. 129.

die Mitte ihrer Repräsentanten begeben, um ihnen seinen Schmerz über alles Vorgefallene zu bezeugen und sie zur Auffindung von Mitteln für die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung aufzufordern, kündigte sich fast auf allen Gesichtern eine befriedigte Stimmung an.

Mit einem leiseren, fast demüthigen Ton ging der König dann auf die ausgesprengten Verdächtigungen ein, daß die Personen der Abgeordneten nicht sicher wären. Mit dem Ton eines redlichen Bürgers verwies er auf seinen „bekannten Charakter," der es überflüssig mache, einen so frevelhaften Verdacht zu entkräften. Ach! rief er aus. Ich bin es ja, der sich Euch anvertraut! Helft mir, unter so schwierigen Umständen das Heil des Staats zu befestigen! Ich erwarte es von der Nationalversammlung.

Dann fügte er mit einem Ton der rührendsten Güte hinzu: „Auf die Liebe und Treue meiner Unterthanen zählend, habe ich den Truppen den Befehl ertheilt, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Zugleich fordere ich Sie auf und ermächtige Sie, diese meine Anordnungen der Hauptstadt kundzuthun."

Der König schloß jetzt seine Rede, die, schon von unzähligen Ausrufungen der Freude und des Enthusiasmus unterbrochen, am Schluß mit einem lauten

jubelnden Ausbruch der allgemeinen Begeisterung begleitet wurde. Nachdem der Erzbischof von Vienne mit einigen Worten den Dank der Versammlung ausgedrückt, schickte sich der König an, den Saal zu verlassen. In demselben Augenblick erhoben sich sämmtliche Anwesende, um den Schritten des Königs zu folgen. In schweigender Ordnung, gruppirte sich die ganze Nationalversammlung zu einem Gefolge des Königs, und begleitete ihn auf die Straße hinaus.

Der König wollte zu Fuß nach dem Schlosse zurückkehren. Hinter ihm schritt die Nationalversammlung in bewegten, freudigen Reihen. Die hinreißende Bedeutung des Augenblicks schien selbst die Mißwilligsten und Abgeneigtesten überwunden zu haben. Eine unendliche Volksmasse, die vor der Thür des Saals gestanden, und auf den Ausgang des unerhörten Ereignisses geharrt, und die jetzt plötzlich den König in der Mitte der ganzen Nationalversammlung einherschreiten sah, schloß sich dem Zuge in jauchzender Entzückung und mit unaufhörlichem Jubelgeschrei an. Die Rufe: Es lebe der König! Es lebe die Nation! vermählten sich zu einem wunderbar harmonischen Einklang, der weithin die Luft durchzitterte. Auf der Place d'armes standen die Gardes-du-Corps, die Schweizer und die französischen Garden schlagfertig

aufgestellt. Aber auch sie wurden von dem allgemeinen Freudenrausch ergriffen, als sie jetzt die nie erblickte Prozession sich heranbewegen sahen. Die Rufe, welche heut die glückliche Vereinigung des Königs mit seinem Volke feierten, begegneten sich jetzt mit dem schmetternden Klang der Fanfaren und den Wirbeln der Trommeln und Trompeten, die mächtig und festlich emporrauschen.

Auf dem großen Balcon des Schlosses von Versailles stand die Königin, welche die Rückkehr des Königs erwartete. Die tausendstimmigen Rufe für Ludwig XVI. und die Nation hatten Marie Antoinette, die in trübem, ahnungsvollem Sinnen und Harren in ihrem Cabinet zurückgeblieben war, auf den Balcon hinausgelockt. Sie hielt den Dauphin in ihren Armen und die kleine Madame an der Hand. Ihre Augen, von denen eben die schweren Schleier unendlicher Traurigkeit gewichen waren, richteten sich jetzt mit einem aufflammenden Glück auf die unübersehbare jauchzende Volksmenge, welche sich den Zugängen und Höfen des Königsschlosses näherte, und an deren Spitze sie mit zärtlicher Freude ihren Gemahl, den König, mit einem Ausdruck von Heiterkeit, wie sie ihn lange an demselben nicht gesehn, erkannte.

Marie Antoinette sieht heut wieder glücklich aus!

sagte Mirabeau zu dem Abbé Sièyes, an dessen Seite er im Zuge einhergegangen war. Sie zeigt ihren Dauphin von dem Balcon herab dem Volke, und das schmerzverklärte Lächeln einer Madonna umstrahlt das schönste Antlitz, das man jemals gesehen!

Aber das Volk, noch eben aus voller Seele jauchzend, verstummt, sobald es die schöne Königin erblickt, versetzte Sièyes. Und die Idylle auf dem Balcon beginnt sich doch noch liebenswürdiger auszurunden. Seht, da kommen noch die beiden jungen Prinzen hinzu, und langen zu dem kleinen zappelnden Dauphin hinauf, um ihn zu herzen und zu umarmen. Aber das Volk beißt nicht auf diese Rührung an, und keine Hand erhebt sich zum Klatschen. Man sieht, die Stellung der Königin ist unwiederbringlich verloren.

Nein! erwiederte Mirabeau mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die Königin muß erhalten bleiben, wie es auch kommen möge! Ich sehe jetzt, daß der Abbé Sièyes in der That ein Weiberhasser ist, wofür er immer gegolten. Aber betrachtet diese Königin! Aus ihren Augen scheint ein stillglühender Brillanttropfen, der ein immer innigeres Feuer entwickelt, bis herunter in die Volksmassen zu dringen und an denselben leuchtend haften zu bleiben. Selbst ein Stein würde

sich jauchzend dehnen, um diese Strahlen in sich aufsaugen zu können. Und das französische Volk, sonst das galanteste und gefühlvollste auf der Erde, bleibt stumm vor den um seine Gunst buhlenden Blicken seiner Königin?

Bringt doch eine Motion in die Nationalversammlung, einen Staat wie die Bienen zu begründen, erwiederte Sièyes in seiner schneidenden Manier. An der Spitze des Stocks steht dann die Königin, der alle andern huldigen, und die ganze Gesellschaft verwendet zugleich ihren Fleiß darauf, die schöne Königin zu befruchten, wodurch Arbeit und Vergnügen auf die angenehmste Weise sich paart. Eine solche Gesellschaftsordnung würde dem Grafen Mirabeau gefallen.

Mirabeau, noch immer in das Anschauen der Königin versenkt, hörte diese Worte nicht mehr, die ihn in seinen Gefühlen und Ueberzeugungen verspotten sollten. Die Volksmenge verlief sich, unter enthusiastischen Kundgebungen aller Art, welche ausschließlich die Person des Königs zu ihrem Gegenstand hatten.

Gegen Abend war der Platz vor dem Schlosse von Versailles gänzlich einsam und leer geworden. Die Truppen, welche denselben bis jetzt besetzt gehalten, waren abgezogen. Nur die gewöhnlichen

Wachen schlenderten mit ruhigem und einförmigem Takt vor den Hauptportalen einher. Versailles schien plötzlich seinen stillen und feierlich ceremoniellen Charakter, an dem alle Bewegungen der Zeit abglitten, wiedergewonnen zu haben.

Als der spätere Abend herandunkelte, sah man mehrere Reisewagen, die stark bepackt und dicht verschlossen waren, geräuschlos und eilig aus den innern Höfen des Schlosses herausfahren, und die Richtung nach der Landstraße einschlagen. In diesen Wagen saßen der Graf von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und der Herzog von Enghien, die sich anschickten, in heimlicher Flucht das Königreich zu verlassen. Ludwig XVI. war den Beängstigungen seines Bruders, des Grafen von Artois, selbst mit dem Rath entgegengekommen, sich auf einige Zeit aus Frankreich zu entfernen und im Auslande eine hoffentlich bald eintretende ruhigere und glücklichere Zeit für seine Rückkehr zu erwarten. Die übrigen Prinzen, obwohl sie von der Volkswuth nicht so bedroht waren, wie der Graf von Artois, dessen Kopf man in Paris bereits gefordert, hatten sich, mit Ausnahme von Monsieur, in einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit dieser Flucht angeschlossen.

Am andern Tage folgten ihnen zunächst die neuen Minister, die, dem Andringen der Nationalversammlung jetzt nachgebend, die Entlassung von ihren Stellen bei dem König eingereicht, sich aber dann nicht mehr für sicher in der Nähe der noch von unberechnenbaren Stürmen erfüllten Hauptstadt gehalten hatten.

Der König beschloß an diesem Tage die Zurückberufung Neckers. Die neue vertrauungsvolle Stimmung, welche sich in dem Herzen Ludwigs XVI. zu erheben begonnen, suchte sich in diesem Zugeständniß, das er dem Volkswillen machen wollte, einen Ausdruck zu geben. Doch geschah dies Alles in der zitternden Hast, welche den König befallen und in der er gern Alles hingegeben und zum Bettler geworden wäre, wenn er unter dieser Bedingung der alle Menschen beglückende König hätte sein können. In dieser Stimmung stieg auch der Vorsatz in ihm auf, sich in die Hauptstadt zu begeben und dort auf die noch fluthenden Wogen der Revolution seine redliche, den Sturm beschwörende Hand zu legen. Den ganzen Tag über berieth er sich mit der Königin über diesen Schritt. Am Abend trieb ihm der Abschied von der Herzogin von Polignac Thränen in die Augen. Die Königin selbst hatte in dem Uebermaaß ihrer Herzens-

angst ihre Freundin beschworen, mit ihrem Gatten und ihrer Schwester Frankreich zu verlassen. Das Bewußtsein, daß jetzt unabweislich eine neue Zeit angebrochen sei, mit der sich nicht mehr vereinigen und halten ließ, was man noch vor Kurzem geliebt, hatte plötzlich mit einer hinreißenden Gewalt den König und die Königin beschlichen.

An demselben Tage war auch, unter dem Freudengeleite der Einwohner von Versailles, die Deputation nach Paris abgegangen, welche die Nationalversammlung dorthin entsendete, um die glücklichen Entschließungen des Königs der Hauptstadt zu verkündigen. Diese Sendschaft, an deren Spitze Lafayette stand, war in Paris unter dem Triumphgeschrei des Volkes über die Barrikaden hinweggeklettert, welche bei ihrer Ankunft noch die Straßen sperrten. Nachdem sie unter diesen wunderbaren Hindernissen auf dem Stadthause angelangt war, hatte Lafayette mit seiner herzgewinnenden Beredsamkeit das Wort genommen, und die Rede des Königs in der Nationalversammlung mitgetheilt. Das Volk hatte ihm mit unzähligen Lebehochs für den König und die Nationalversammlung geantwortet. Lafayette selbst erschien der Bevölkerung von Paris in diesem Augenblick als der würdigste Vertrauensmann, dem man die Angelegenheiten

des für seine Rechte in Waffen getretenen Volkes zur Führung übergeben könne. Der Präsident der Pariser Wähler, Moreau de Saint-Méry, zeigte mit seiner Hand auf die Büste Lafayette's, welche in dem großen Saale des Stadthauses aufgestellt war und die der amerikanische Staat Virginien der Stadt Paris im Jahre 1784 zum Geschenk gemacht hatte. In diesem Augenblick erhoben sich jubelnde Zurufe von allen Seiten, und man rief Lafayette zum Generalkommandanten der Pariser Bürgermiliz aus, die jetzt noch die umfassendere Organisation einer Nationalgarde empfangen sollte. Lafayette hatte seinen Degen gezogen, und der Erklärung seines Dankes für diese Ehre den Eid zugefügt, daß er sein Leben der Erhaltung der Freiheit weihen werde.*)

Die zweite wichtige Ernennung, welche an diesem Tage durch Volkszuruf geschah, war die des Abgeordneten Bailly zum Maire von Paris. Bailly hatte in der entscheidenden Sitzung im Ballhause den Vorsitz geführt, in welcher die Abgeordneten des dritten Standes jenen Schwur geleistet, durch den sie sich zu unauflöslicher Gemeinschaft bis zur Erreichung des Zieles hatten aneinanderketten wollen.

---

*) Lafayette Mémoires II. 259.

Mirabeau war eingeladen worden, sich um die Stelle des Maire von Paris zu bewerben, aber er hatte es versäumt, auf dem Stadthause zu erscheinen, obwohl ihm die sichersten Aussichten für diesen Ehrenposten eröffnet waren.

Am 17. Juli ging der König nach Paris ab, nachdem er zuvor das Abendmahl genommen. Zärtlich und schmerzlich war der Abschied von der in Versailles zurückbleibenden Königin. Ein kleiner Zug von Gardes-du-Corps folgte dem König von Versailles. An der Barrière de la Conférence angelangt, sah sich der König plötzlich von den Gardes-du-Corps verlassen, und die gegen ihn rebellisch aufgestandenen Soldaten, die noch vor Kurzem seine treuen Gardes-françaises gewesen waren, fanden sich ein, um den Wagen in ihre Mitte zu nehmen und ihm das Geleit in die Hauptstadt hinein zu geben. Voran wurden die Kanonen geführt, welche das Volk aus der Bastille erbeutet hatte. Die Schlünde der Kanonen waren gegen den Wagen gerichtet, in welchem der König, von den wunderbarsten und traurigsten Gefühlen beschlichen, saß. Bedeckt von diesen Trophäen der Revolution, fuhr der König in Paris ein. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sich die Situation ihm unter-

den Händen umgedreht, und daß er wie ein Gefangener, der vor seinen Richter gestellt werden sollte, in Paris eintraf.*)

Aber das Volk umjubelte den König, als er auf dem Stadthause erschien, mit entzückten Freudenbezeugungen. Ein Taumel von Huldigungen umwogte das schwankende Haupt Ludwigs XVI. Er sprach kein einziges Wort im Hôtel de Ville, sondern er zeigte sich blos mit Blicken, die unsäglich beredt waren, und mit Mienen, in denen jeder Volksschrei und jeder aus den Massen zu ihm herdringende Ruf elektrisch nachzuzucken schien, der um ihn her jauchzenden und rauschenden Bevölkerung. Man geberdete sich auf allen Seiten, als wenn ein Friedensschluß zwischen dem König und dem Volke gefeiert würde, und der König ließ sich jetzt lächelnd und hingebend diese Deutung gefallen.

Erst am Abend konnte er sich dem Gedränge wieder entziehen und an die Rückkehr nach Versailles denken.

Sire, Ihr seid der König des dritten Standes geworden, sagte Marie Antoinette mit einem schneidenden und thränenreichen Lächeln, indem sie ihren

---

*) Weber I. 398.

Gemahl nach langem peinlichem Harren wieder empfing.

Man möge mich fortan nennen, wie man will, wenn Frankreich nur dabei glücklich ist! sagte der König ernst und fest.

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

Wilhelm Tell

Zweites Buch

I.

Die Aristokraten.

Mirabeau hatte eine Einladung zum Diner bei dem Grafen de la Marck angenommen, mit dem er seit einiger Zeit in eine sehr freundschaftliche Verbindung zu treten anfing, wie sehr auch beide Männer durch ihre politischen Gesinnungen getrennt zu sein schienen. Aber die entgegengesetzten Plätze, welche die neuen Freunde in der Nationalversammlung einnahmen, schienen nur einen besonderen Reiz auf Beide ausgeübt zu haben, der sie zu einem immer angelegentlicheren und innigeren Verhältniß aneinanderkettete.

Es ist recht wunderbar, Graf, daß Ihr mich gerade am heutigen Tage zum Diner eingeladen, sagte Mirabeau, indem er in den glänzenden und reichge-

schmückten Salon eintrat, in welchem sich auch schon einige andere Gäste, die größtentheils Mitglieder der Nationalversammlung waren, versammelt hatten.

Und noch wunderbarer ist, daß ich diese Einladung so gern angenommen, obwohl wir heut, am vierten August, eine so wichtige Sitzung in der Nationalversammlung haben! fügte Mirabeau lächelnd hinzu.

Wir geben uns heut gegenseitig Ferien, meine Herren! sagte der Graf de la Marck mit jener ruhigen und wohlthuenden Milde, die ein hervorstechender Zug seiner im besten Sinne aristokratischen Persönlichkeit war. Wir, die wir einmal nicht so uneigennützig sein können, wie unsere Collegen in der Nationalversammlung, die heut tausendjährige Rechte und Besitzthümer mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen werden, wollen wenigstens ruhig zu Mittag speisen. Wer weiß, wie lange uns die Enragés beider Seiten, die in dieser Nacht auf das Eigenthum losgehen wollen, noch etwas zu essen übrig lassen werden? Bald wird es für ein feudales Privilegium angesehen werden, wenn man auch nur noch einen guten Appetit sein eigen nennen will.

Wer noch keinen verdorbenen Magen hat, wird in diesem Sinne immer für die feudalen Privilegien kämpfen, sagte Mirabeau leicht. In der That, ich

gestehe, ich würde in sehr peinlicher Einsamkeit zu Hause zurückgeblieben sein, wenn ich nicht den Vorzug genießen dürfte, in dieser Gesellschaft zu sein. Denn unter keiner Bedingung würde ich mich entschlossen haben, der heutigen Sitzung beizuwohnen.

Bravo, bravo, Graf Mirabeau! sagte der Herzog von Lauzun, der sich unter den Gästen befand, und mit einem freundschaftlichen Handschlag Mirabeau begrüßte.

Dies Bravo verdiene ich nun freilich nicht, versetzte Mirabeau mit einer ceremoniellen Verbeugung. Zwar bin ich ein Gegner derjenigen, welche in dieser Nacht in der Salle des Menus alle Feudalrechte und gewisse Standesvorzüge, die wohlerworbene Eigenthumsrechte sind, hinwegdecretiren wollen. Aber ich enthalte mich, überhaupt dieser Sitzung beizuwohnen, weil es ein qualvolles Schauspiel für mich ist, einen so unpolitischen und gefährlichen Act von der Nationalversammlung begehen zu sehn. Denn man darf einen Grund nicht vollständig auflockern und niederwerfen, auf dem man ein neues Gebäude errichten will. Dagegen anzukämpfen, würde mir in den Augen des Volkes schaden, das mich für seinen Freund hält, und dem ich noch nützlich zu werden hoffe. Die Nationalversammlung begeht heut ihren ersten poli-

tischen Fehler, aber ich hoffe sie noch mit starker Hand aus dem Abgrunde wieder zurückzuziehn, in den sie hineintaumelt. Darum schone ich mich heut. Und welches, meine Herren, ist bei Ihnen der Grund?

Wir wollen blos das Vergnügen haben, mit dem Grafen Mirabeau als Leidensgefährten zu diniren, sagte Graf de la Marck, indem er Mirabeau's Arm ergriff und ihn einlud, mit ihm voran in den Speisesaal zu treten. Wir stimmen heut nicht mit der rechten Seite, und Graf Mirabeau stimmt nicht mit der linken Seite. Ist das nicht gegenseitiges Leidwesen genug?

Man setzte sich jetzt um die Tafel, die heut nur einem kleinen auserwählten Kreise dienen sollte, aber doch den Ruhm der parlamentarischen Diners, die man bei dem Grafen de la Marck einnahm, nichts vergeben zu wollen schien. Zu den Gästen gehörten außer dem Herzog von Lauzun der Herzog von Arenberg, der ältere Bruder des Grafen de la Marck, dann der Graf d'Escars, einer der Ehren-Cavaliere des Grafen Artois, der Generallieutenant Graf von Grammont, der Marquis Foucault de Lardimalie, der Prinz von Poix und einige andere, derselben aristokratischen Farbe angehörige Mitglieder der Nationalversammlung.

Ich erwartete noch den Abbé Sièyes, sagte der Graf de la Marck, auf einen leeren Platz deutend. Er wollte ebenfalls nicht in die heutige Sitzung gehen. Nun hat ihn der Pflichteifer des dritten Standes doch wohl auf seine Bank hingetrieben. Oder er kommt später, um uns etwas Geistreiches und Treffendes vorzuschweigen. Denn bei diesem Manne macht schon die Art seines Schweigens einen Eindruck, der jedes Gespräch beflügelt und beherrscht, ohne daß man zu sagen weiß wie.

Ich weiß Jemand, der sehr unglücklich sein wird, daß Graf Mirabeau heut nicht in der Nationalversammlung erscheint, sagte der immer zu heitern Neckereien aufgelegte Herzog von Lauzun. Es ist die schwarze Dame, die niemals auf der Zuhörer-Tribüne fehlt, und wenn Graf Mirabeau die Donnerkeile seiner Beredtsamkeit abschickt, dazu mit ihren schönen Augen blitzt, daß es davon fast durch den ganzen Saal leuchtet. Wer in aller Welt mag diese interessante Dame sein, Graf Mirabeau? Gestern traf ich sie sogar in dem Magazin des Architekten Palloy, der alle die schönen Sachen aus den Steinen der zertrümmerten Bastille angefertigt hat.*) Sie kaufte

*) Condorcet Mémoires II. 74.

sich dort einen Mirabeau, wie er jetzt aus dem grauen ehrwürdigen Bastille-Stein so vortrefflich geformt wird. —

Diese schwarze Dame, meine Herren, ist meine Frau, die Gräfin Mirabeau, von der ich getrennt bin, erwiederte Mirabeau mit einem ruhigen Ausdruck. Ich glaube nicht, daß sie meinetwegen die Nationalversammlung so eifrig besucht. Sie hatte immer Interesse für die Politik des Tages.

Nein, nein, entgegnete der Herzog von Lauzun lebhaft, man kauft sich keinen Mann aus Bastille-Steinen, wenn man nicht für ihn schwärmt. Außerdem sind diese Sachen fürchterlich theuer. Denn die Revolution, meine Herren, verwerthet ihre Zerstörung bereits zu sehr hohen Preisen. Obwohl ich ein alter Sünder von Aristokrat bin, wollte ich doch auch so ein Kunstwerkchen aus dem Stein der Tyrannen-Veste, wie man es jetzt nennt, besitzen. Mit einem Voltaire glaubte ich den Respect vor meinen Ahnen, der mir nun einmal in den Gliedern liegt, noch am besten vereinigen zu können, und kaufte mir daher den alten drolligen Schäker, aus dessen berühmtem Giftzahn auch noch alles heutige Gift herfließt. Aber man denke, dreihundert Livres mußte ich für den

Verfasser des Candide bezahlen, obwohl das Material natürlich keinen Sous werth ist.

Keinen Sous? fragte Mirabeau lächelnd. Es dürfte Frankreich um Vieles theurer zu stehen kommen. Ich habe mir einen Rousseau aus diesem Revolutions-Material erstanden, und ihn vor mir auf meinem Pult im Sitzungssaal neben meinem Tintenfaß aufgestellt. Merkwürdig ist, daß die Neckers keinen sonderlichen Absatz finden sollen. Denn obwohl das Volk dem wiederberufenen Minister den exaltirtesten Triumph-Empfang bereitete, so ist man doch plötzlich auf eine fast wunderbare Weise gegen ihn abgekühlt. Man fühlt, daß die Revolution schon über Necker hinaus ist, und die Bewegung wird ihn bald pensioniren, da er ihr nichts mehr zu nützen vermag. Immerhin aber hat man noch aus Bastille-Steinen seine Büste gefertigt.

Heut stürmt man bereits eine andere Bastille, meine Herren, nämlich die der Feudalität, nahm der Marquis Foucault de Lardimalie mit einer gewissen melancholischen Feierlichkeit das Wort. Ich meine aber, daß man die Feudalrechte, auf welche die ganze Monarchie ihre Sicherheit stützt, nicht so leicht wird schleifen und abtragen können, als es mit der Veste in der Rue Saint-Antoine gelungen ist. Die Feudalrechte sind

der eigentliche Knochenbau des Staatskörpers, denn ohne Leibeigenschaft, ohne Grundrenten und Zehnten, ohne Herrengerichte und Jagdrechte, ohne Steuer-Exemtionen und Gerichtssporteln, ohne Gemeinde- und Provinzialprivilegien, kann die Monarchie keinen gesunden Athemzug mehr thun. Und das Alles, woran Jahrhunderte gebaut und sich erhalten, denken diese Herren im Saal des Menus in einer einzigen Nacht über den Haufen zu rennen und vom Erdboden zu vertilgen? Ein Edelmann, der zu einem so hirnlosen Frevel seine Hand bietet, verdient als Tempelschänder gebrandmarkt zu werden!

Und doch sind es zwei Edelleute, welche die parlamentarische Orgie dieser Nacht angestiftet haben, sagte Mirabeau. Nicht etwa die linke Seite ist es, von der diese Anträge ausgegangen, sondern Eure rechte Seite, meine Herren, hat dieses Wüthen und Toben gegen das eigene Fleisch und Blut hervorgerufen. Fast möchte ich es bedauern, daß die Scheidung der Nationalversammlung in eine linke und rechte Seite jetzt eingetreten. Dadurch hat der dämonische Wirrwarr in der Versammlung begonnen, denn es giebt ebenso gut Demokraten auf der rechten Seite, als es Aristokraten auf der linken Seite giebt. In der abgeschnittenen Ellipse, in der wir jetzt tagen,

treibt der Teufel wahrhaft sein Spiel. Der Vicomte von Noailles und der Herzog von Aiguillon, von denen diese Anträge auf Abschaffung der Feudallasten zuerst ausgingen, sitzen beide auf der rechten Seite, während ich und Sièyes, die wir den Nationalkörper nicht auf Einmal auseinandersetzen und in allen seinen organischen Einrichtungen umwerfen wollen, unser heimathliches Standquartier auf der linken Seite behaupten.

Der eigentliche Feueranleger ist doch der Vicomte von Noailles, nahm der Graf de la Marck wieder in seiner feinen, lächelnden Manier das Wort. Er ist ein junger leichtfertiger Lieutenant, der nichts besitzt und nichts zu verlieren hat, und den der Durst nach Popularität noch mehr reizte, als die feinen Weine an der Tafel des Herzogs von Aiguillon, dessen lustiger Gesellschafter er stets war. Der Herzog von Aiguillon ist allerdings der reichste Feudalherr der französischen Monarchie, und er opfert bedeutend an Rechten und Einkünften, wenn der sogenannte Altar des Vaterlandes diese Opfer verschlingen sollte. Aber Noailles ist der eigentliche Mondsüchtige, der den Adel hinter sich her auf die Dächer seiner Schlösser locken möchte, um sich mit ihm hinunterzustürzen.

Dieser Noailles ist der Schwager des Marquis

von Lafayette, sagte der Prinz Poix. Und dies Beispiel hat ihn verführt, um Volksgunst und um einen Namen auf der Straße zu buhlen. Er wird seine leeren Taschen dadurch nicht füllen, der arme Teufel von Vicomte. Und auch das köstliche Jagdrecht, welches das wahre Heiligthum der Aristokratie ist, glauben diese Narren uns aus den Händen reißen zu können. Wenn der Edelmann den Rehbock nicht mehr schießen kann, wo ihn seine gute Büchse trifft, dann ist es mit den ritterlichen Tugenden des Adels vorbei, und die noblen Passionen haben ein Loch bekommen, durch welches die ganze Sündfluth des Pöbels sich in die Gesellschaft hinein ergießen muß. Ein Rehbock, der einem Edelmann durchgeht, kann auf diese Weise welthistorisches Unglück anrichten, während das Unglück bei weitem nicht so groß ist, wenn die schöne Jagd einmal durch die Saaten des Bauern pirscht. Es werden dann höchstens so und so viel Pfunde Brot weniger gebacken, und der Pöbel ißt sich nicht so satt, wodurch er zugänglicher bleibt für die Gefühle des Gehorsams und der Treue. Man glaube nur nicht, daß der Hunger es ist, welcher die Revolution macht. Die satte Canaille ist bei weitem gefährlicher, als die hungernde. Wenn das Volk satt

ist, will es auch tanzen; wenn man es tanzen läßt, will es sich auch bekränzen und Kronen austheilen.

Man lachte über die boshafte Drolligkeit, mit welcher der Capitaine der Gardes-du-Corps und Gouverneur von Versailles diese Paradoxen vortrug, indem er dabei zugleich der Beschäftigung mit einem duftigen Capaun, den er soeben zerlegte, mit nicht geringerer Angelegentlichkeit zugewandt blieb.

Eigentlich sollte man nicht lachen, denn die Sache fordert zu einer sehr ernsten Erwägung auf, sagte der Graf d'Escars. Noch kurz vor der Abreise des Grafen Artois hatte ich mit Seiner Königlichen Hoheit ein wahrhaft philosophisches Gespräch über diesen Gegenstand. Wir kamen überein, daß es nicht ein Kampf um Rechte uud Prinzipien ist, der jetzt in Frankreich und vielleicht bald in der ganzen Welt entbrennt. Nein, meine Herren, ein Racenkampf ist es, der unter uns auszubrechen droht, es sind zwei verschiedene Völker, die sich aufeinanderstürzen wollen, um sich die Herrschaft streitig zu machen. Sind wir denn nicht eine ganz andere Menschenrace, wie die Leute des Volkes? Wir haben andere Gesichter, andere Riechwerkzeuge, andere Hände, andere Füße. Der Schnitt unserer ganzen Gestalt ist ein anderer, und

wir sollten nicht andere Ansprüche, andere Rechte haben?

Es kommt Alles auf das Blut an, sagte Graf Grammont, der eine sehr feine, etwas sentimental flüsternde Stimme hatte. Daß der Adel andere Bestandtheile in seinem Blute hat als das Volk, daß das Blut des Marquis und Grafen eine höhere Röthe hat als das des Bürgers, daß es wärmer ist und einen bessern Eiweißstoff in sich trägt, als bei dem Bauern und Taglöhner, darüber würde gewiß die chemische Analyse eine sichere Auskunft bieten können. Wie aber Alles aus dem Blute stammt, so müssen auch die Privilegien einer besser organisirten Klasse daraus hergeleitet werden. Wer aber Fischblut in sich trägt, kann nicht wie ein Löwe behandelt werden. Daraus begreift sich, warum die Leibeigenschaft ebenfalls ein Gesetz der Natur ist, das respectirt werden muß! —

Meine Herren, nahm Mirabeau das Wort, wir dürfen keine zu weit greifenden Folgerungen aus Vorzügen entnehmen, die wir der Geburt verdanken. Ich gestehe, daß es mir allerdings nicht gleichgültig ist, als Graf oder als Tagelöhner geboren zu sein. Der Adel ist ein Ehrennamen, auf den man etwas halten muß, und ich bin der Meinung, daß wir ihn in der

Gesellschaft festhalten, aber auch jeden Augenblick von Neuem verdienen müssen. Wir müssen ihn immer wieder an dem Volke verdienen, dessen natürliche Beschützer und Anführer wir sind. Unser Adel wird um so glänzender sein, wenn wir dem Volke eine natürliche Freiheit begründen helfen. Aber Edelleute werden und wollen wir bleiben, meine Herren, das versteht sich!

Diese Ansicht trägt eben so viel Weisheit als Gemüthlichkeit in sich, sagte der Graf de la Marck. In der That, man könnte sich freuen über diese Aufgabe, welche der Graf von Mirabeau dem Adel vorzeichnen will. Aber es würde doch gefährlich für uns sein, dem Volke die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Wir würden uns nicht nur die Finger dabei verbrennen, sondern wir würden auch bald bloß das Zusehen haben, wie es dem Volke schmeckt, und wir selbst würden nichts davon in den Magen bekommen!

Man kennt Eure wohlmeinenden Ansichten, Graf Mirabeau, sagte der Prinz Poix, aber Ihr habt Euch dadurch bereits den allerübelsten Verdächtigungen ausgesetzt. Man macht Euch sogar zum Anstifter der Schloßbrände, die jetzt überall in den Provinzen auflodern, und mit blutiger Flammenschrift die Arabesken zu den heutigen Beschlüssen der Nationalversammlung

zeichnen. Wenn die empörten Bauern aller Orten in Frankreich aufstehen, und sich unter Gräueln jeder Art gegen ihre Grundherren auflehnen, wenn sie plündern und morden und mit den Schlössern zugleich die Schriften verbrennen, durch welche sie zu Leistungen und Diensten verpflichtet waren, so will man Euere im Geheimen leitende Hand dabei erkennen, Graf Mirabeau! Ihr möget dies Geschwätz, das Euch umzischt, verachten, aber Ihr seht daraus, wie gefährlich es ist, für den Anführer des Volks zu gelten. Die Canaille veredelt sich nicht, wenn ein Graf sie anführt, und es kommt höchst ein encanaillirter Graf dabei heraus.

Ihr seid witzig, Prinz, entgegnete Mirabeau ernst, aber Ihr werdet vielleicht bald einsehn, daß mit diesen Dingen nicht zu spaßen ist. Daß ich kein Mordbrenner bin, traut Ihr mir schon zu, und Ihr seht auch, daß ich lieber mit Euch hier dinire, als daß ich in der Nationalversammlung die gutsherrlichen Rechte und das feudale Eigenthum umstürzen helfe. Denn ich bin der Meinung, daß die Verhältnisse des Eigenthums, wo sie drückend und unmenschlich belastend sind, nur durch eine freie Staatsverfassung umgestaltet werden können, daß aber, so lange die Verfassung noch nicht fertig ist, mit einem Theater-

Coup, der alles Eigenthum plötzlich von der Erde wegbläst, nicht vorangegangen werden darf. Aber zu einigen Opfern werden Sie sich, wenn die Zeit gekommen ist, schon entschließen müssen, meine Herren! Der Prinz von Poix hat einen so schlanken vornehmen Hals, und es wäre doch Schade, wenn dieser Hals noch einst die Bekanntschaft eines Laternenpfahls machen müßte!

Das wäre um so unangenehmer, da ich am Halse sehr kitzelig bin! lachte der Prinz von Poix, indem er sich den erwähnten Körpertheil mit beiden Händen rieb.

Man suchte dem Gespräch jetzt von allen Seiten eine scherzhafte Wendung zu geben, und unter diesen Bemühungen, die theilweise gelangen, näherte man sich der Mitternachtsstunde, die den Schluß des Diners herbeiführen sollte.

Plötzlich wurde die Thür des Salons mit einiger Hast geöffnet, und der Abbé Sièyes, den man bisher vergeblich erwartet hatte, trat in einer sichtlichen Aufregung, die seiner sonst so gehaltenen und streng gemessenen Persönlichkeit das wunderbarste Aussehn gab, herein. Er lehnte es ab, den ihm vorbehalten gebliebenen Platz an der Tafel einzunehmen, und

bat um die Erlaubniß, sich in einem Eck-Divan des Salons niederlassen zu dürfen.

Verzeihung, daß ich noch so spät erscheine, sagte Abbé Sièyes, zu dem Grafen de la Marck gewendet. Aber ich war auf der Zuschauer-Tribüne der Nationalversammlung zugegen, denn ich wollte der Schlacht wenigstens einen Augenblick zusehn, wenn ich auch keine Rolle darin übernehmen konnte oder mochte. Die Gewalt dieses Anblicks lähmte mich aber so, daß ich mich zur rechten Zeit nicht mehr aufraffen konnte, um Ihrer Einladung zu entsprechen. Jetzt endlich habe ich mich, ein Verwundeter ohne mitgekämpft zu haben, aus diesem wahrhaft infernalischen Schlachtgewühl fortgeschlichen. Das Niedersäbeln der Eigenthumsprincipien dauert noch immer fort. Blos durch Zujauchzen, durch jubelndes Schreien und Lärmen wird ein Decret nach dem andern angenommen. Es ist eine Pulvermine, um das große Rechtsgebäude von Jahrhunderten in die Luft zu sprengen.

Die Gesellschaft erhob sich jetzt von ihren Plätzen, und man umdrängte den ermattet zurücksinkenden Abbé, indem man ihn mit Fragen bestürmte, und ihn aufforderte, über die bisherigen Vorgänge in der Sitzung Bericht zu erstatten. Der Abbé Sièyes

konnte aber diesem Ansinnen nur sehr unvollkommen genügen, da ihn Mißstimmung und Aerger über das Vorgefallene im höchsten Grade zu beherrschen schienen.

Ueber gewisse Dinge hätte man sich fast rühren lassen können, bemerkte er mit einem weicheren Ton, als ihm sonst eigen war. Denn es war merkwürdig mit anzusehn, wie Einer den Andern fortriß, um wohlbegründete Eigenthumsrechte aufzuopfern und sich opfersüchtig und großmüthig, Einer auf des Andern Kosten, zu erweisen. Es war ein sentimentales Ansteckungsfieber der Herzen, das im Saale wüthete, und es mag schwer gewesen sein, sich dieser Ansteckung zu entziehen, wenn man mitten unter den Ergriffenen verweilte. Nachdem mit unsäglicher Eile, und wie in den raschen Wirbeln eines Contretanzes, die Abschaffung der Feudalrechte, die Abschaffung des Zehnten, die Abschaffung aller Privilegien der Provinzen, decretirt worden, sanken sich viele Abgeordnete vor Freuden in die Arme und weinten laute Thränen, die einen Augenblick lang den Sitzungssaal durchhallten. Auf den Flügeln dieses wahrhaft rasenden Enthusiasmus trug man immer neue Privilegien herbei, die man für unerträgliche Lasten des Volkes erklärte, und wozu man nur einen Moment gebrauchte,

um ihnen den tödtlichen Schlag auf's Haupt zu versetzen. Wenn der eine Opferstier hingesunken war, stand schon der andere wieder an der Schlachtbank. So wird es nun fortgehen bis zum Anbruch des Morgens, und am Morgen wird vielleicht schon der Katzenjammer über das eintreten, was man in dieser Nacht gethan hat!

Man begreift, daß die Abschaffung des Zehnten dem Herrn Abbé wohl besonders empfindlich gewesen sein mag, sagte der Prinz von Poix mit einer lächelnden Grimasse. Aber der Graf Sièyes ist ja der Befreier des dritten Standes, und für dies Glück kann man schon einige Opfer an seinem Geldbeutel bringen!

Glaubt Ihr, daß es das elende Geldinteresse ist, welches mich hier zum Gegner macht? rief Sièyes, indem er mit Heftigkeit aufstand, und sich mitten in die Gruppe der Debattirenden stellte. Nein, meine Herren, es ist mein Haß gegen die grundherrlichen Eigenthümer von Profession, der mich die Abschaffung des Zehnten als eine Ungerechtigkeit verwünschen läßt! Denn den Zehnten ohne Entschädigung aufzuheben, heißt nur den Clerus seines Eigenthums berauben, um damit die Grundbesitzer zu bereichern, denen man jetzt plötzlich mit einem Zehntheil ein freiwilliges Ge-

schenk machen will, während ihnen bei der Erwerbung ihres Gutes der Zehnte nicht mitangerechnet gewesen. Was hat das mit dem dritten Stande zu schaffen? Ein politischer Tarantelstich ist es, der diese Leute treibt. Ach, sie wollen frei sein, und wissen nicht einmal gerecht zu sein! *)

Man glaube mir, diese ganze Nachtsitzung der Nationalversammlung ist nichts als eine Intrigue des Herzogs von Orléans! rief jetzt Mirabeau mit seiner gewaltigen Stimme dazwischen. Die Herren von Noailles und von Aiguillon haben in dieser Woche, wie ich zuverlässig weiß, fast alle Tage bei dem Herzog dinirt, und der ganze Plan ist an seiner leckeren Tafel geschmiedet worden. Es ist dies für mich ein Hauptgrund gewesen, von dieser zweideutigen Debatte mich fern zu halten. Dem Herzog ist seine Absicht mißglückt, sich zum General-Lieutenant des Königreichs und zum Thronfolger ausrufen zu lassen, weil der Monarch am 17. Juli zur rechten Zeit nach Paris zu kommen wußte und sich dem Volke ver-

*) „Ils veulent être libres, et ils ne savent pas être justes.“ Mit diesen Worten schloß Sièyes seine Rede gegen die Abschaffung des Zehnten, mit welcher er sich bei der Specialberathung über die Decrete des 4 August (freilich ungehört) vernehmen ließ. Vgl. Dumont Souvenirs p. 147.

trauensvoll in die Arme legte. Nun operirt er mit der Abschaffung der Adelsprivilegien, um ein endloses Chaos hervorzurufen und im Trüben für seine Krone zu fischen. Man wird das Volk bald auf eine noch deutlichere Weise vor diesem Fischer warnen müssen.

Der Graf de la Marck drückte jetzt plötzlich einige Aengstlichkeit aus, und bat Mirabeau leise, darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Herzog jeden Augenblick in den Salon treten könne, da er zugesagt, nach Beendigung der Sitzung bei ihnen einzutreffen. Der Graf fügte hinzu, daß der Herzog dabei vornehmlich die Absicht habe, den Grafen Mirabeau anzutreffen, dessen nähere Bekanntschaft er schon seit längerer Zeit eifrig gesucht, ohne sie, wie er gewünscht, erhalten zu können.

Mirabeau verbeugte sich, und warf dem Grafen einen verwundert fragenden Blick zu, dem dieser auswich. Der Abbe Sièyes hatte sich wieder entfernt und ihm folgten, da der Schluß des über Mitternacht hinaus verlängerten Diners jetzt entschieden ausgesprochen war, bald auch die übrigen Gäste, sodaß Mirabeau mit dem Grafen de la Marck allein zurückblieb. Es schien dies Beiden eine willkommene Gelegenheit zu sein, sich ungestört über Manches aussprechen zu können, was ihnen auf dem Herzen lag,

und wodurch sich eigentlich der seit Kurzem zwischen ihnen entstandene Verkehr näher geknüpft hatte.

Der Graf de la Marck war eine der wohlwollendsten und hingebungsvollsten Persönlichkeiten, der, obwohl er der aufrichtigste und thätigste Freund des königlichen Hauses war, es doch zugleich liebte, mit Männern aller Parteien Umgang zu suchen und namentlich auch die einflußreichsten Stimmführer der linken Seite, denen er in der Nationalversammlung gerade gegenüber saß, wenigstens gesellschaftlich an sich heranzuziehn. Er bewies dabei eine feine Geschicklichkeit und Gewandtheit, die um so mehr wirkte, als sie zugleich aus dem Herzen zu kommen schien, obwohl es auch nicht fehlen konnte, daß man ihm dabei die Berechnung unterlegte, für das royalistische Parteilager Anhänger und Ueberläufer gewinnen zu wollen.

Es wurde jetzt auch die Bedienung beurlaubt, um allein bleiben zu können. Der Graf de la Marck hatte sich in eine vertrauliche Nähe zu Mirabeau gesetzt, der, wie es schien, ihm in einer großen Erwartung gegenüber saß, und gewissen Eröffnungen, auf die er harrte, gespannt entgegensah.

Mein lieber Graf, sagte La Marck nach einer Pause, wir müssen nun auch von der Sache reden,

die, Sie dürfen es versichert sein, mir noch bei weitem mehr am Herzen liegt, wie Ihnen. Ich habe, wie wie ich Ihnen schon mittheilte, der Königin durch die Gräfin d'Offun eine Andeutung machen lassen. Die Gräfin hat der Königin in meinem Namen sagen müssen, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau, über welche sich eigenthümliche Gerüchte verbreiten wollen, durchaus nicht mißtrauisch machen dürften gegen meine Hingebung für die Königliche Sache. Denn ich hätte dabei nur zweierlei im Auge, einmal durch meine Freundschaft mit dem Grafen Mirabeau seine revolutionairen Ausartungen zu zügeln, und dann dies größte Talent der Nationalversammlung dem König und dem Königthum nützlich zu machen, wofür die größten Neigungen in der Gesinnung des Grafen Mirabeau lägen. Denn auch die Minister würden bald genöthigt sein, sich mit dem Grafen Mirabeau einzuverstehn, wenn sie sich länger am Ruder behaupten wollten.

Vortrefflich eingeleitet, mein theuerster Freund! rief Mirabeau lebhaft. Und was hat die Königin darauf erwiedert?

Die Antwort der Königin war einstweilen noch sehr ungünstig, erwiederte der Graf de la Marck mit einer schonenden Betonung. Die Königin antwortete,

sie habe es gewußt, daß meine Verbindungen mit dem Grafen Mirabeau nur den besten Sinn in sich trügen, aber sie glaube nicht, daß ich jemals Etwas über Mirabeau vermögen würde. Auch sei sie nicht meiner Meinung, daß die Minister des Königs je nöthig haben würden, die Unterstützung Mirabeau's zu suchen. Ich meine, hatte die Königin wörtlich hinzugefügt, wir werden niemals so unglücklich werden, daß wir in die äußerste und peinlichste Nothwendigket versetzt werden könnten, zu Mirabeau unsere Zuflucht zu nehmen. *)

Mirabeau schwieg betroffen still, nachdem ihm diese Eröffnung gemacht worden.

Sollte die Königin von einer unüberwindlichen Abneigung gegen mich erfüllt sein? sagte er dann leise. Mir lag daran, die Königin wissen zu lassen, daß sie einen tief ergebenen Freund in der National=versammlung hat, auf den sie zählen könne. Darum bat ich Euch, dies bei Gelegenheit in ihr Ohr klingen zu lassen. Ich bin ein aufrichtiger Freund des Kö=nigthums geworden, ich habe es Euch oft genug ver traut. Denn ich sehe keine andere Möglichkeit mehr,= als der Freiheit ihre feste Wurzel in dem Königthum

*) Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck I. 107.

zu geben und die Interessen von Volk und Thron in einer unauflöslichen Gemeinschaft aneinander zu ketten. Aber ich würde diesen Weg ruhig für mich verfolgt haben, ohne mich je persönlich um den Hof zu kümmern, wenn mich nicht ein schmerzbewegtes Antlitz, das von dem Diadem keinen Strahl der Freude mehr empfängt, Tag und Nacht gemahnt nnd mir wunderbar vor der Seele gestanden hätte. Kein anderer Drang war es, der mich neulich trieb, als ich Euch um eine Art von Vermittelung anging und gern durch Euch im Schlosse angedeutet sehen wollte, daß man dort eher einen Freund als einen Gegner in mir sehen möchte! Ist die Königin aber nicht feinhörig genug, so bleibt Alles beim Alten.

Wir müssen vor allen Dingen einige Gednld haben, entgegnete La Marck in seiner ruhigen Freundlichkeit. Der König und die Königin werden bald von dem wärmsten Dank gegen Euch erfüllt sein. Denn nur Euerer titanischen Kraft, die mit der Besonnenheit des Weisen sich verbindet, kann es möglich werden, die Freiheitsideen der Zeit in einer monarchischen Richtung zu entwickeln und abzuschließen. Darauf beruht das ganze Geheimniß des Jahrhunderts, das Ihr, wie kein Anderer, zu lösen berufen seid. Niemals würde ich mir erlaubt haben, Euch nur ein

kleines Wort darüber anzudeuten, wenn ich nicht gesehen hätte, wie alle Euere herrlichen Kräfte von selbst dahin neigen, unser Helfer zu werden. Die Königin ist verschüchtert und mißtrauisch geworden, aber sie wird ihr Herz öffnen, glaubt es mir, sobald Euer Wirken für die Monarchie klar geworden sein wird, wie die Sonne. Der Hof wird Euch seine Rettung schuldig sein, und Euch dann seine Dankbarkeit nicht fehlen lassen.

Was verlange ich denn für Dankbarkeit? rief Mirabeau, auffahrend. Ihr wißt selbst, daß ich auf der Tribüne nur spreche, wie mir gerade um's Herz ist, und daß ich in anderer Weise gar kein Wort hervorzubringen vermöchte. Wenn ich nach Vortheilen trachtete, so würde ich mir niemals Mühe gegeben haben, die Schwierigkeiten, welche zwischen mir und dem Hofe zu bestehen scheinen, zu überwinden. Ich würde die Vortheile von dem Herzog von Orléans angenommen haben, der sie mir fast tagtäglich hat anbieten lassen. Ich brauchte dann den Karren nur so weit in den revolutionairen Schmutz treiben zu helfen, daß nichts Anderes mehr übrig bleibt, als auch einen König des Schmutzes zu ernennen und den Herzog von Orléans zum Regenten Frankreichs auszurufen. Aber die Wechsel des Herzogs von

Orléans, die mir fast schon in die Tasche gesteckt wurden, gefielen mir nicht, obwohl mich meine Schulden und meine Bedürfnisse auf eine fürchterliche Weise drängen. Davon wißt Ihr das beste Liedchen zu singen, lieber Graf denn die Windrose meiner abscheulichen Geldverlegenheiten zeigte in letzter Zeit oft genug nach dem freundlichen und gastlichen Himmelstrich Euerer Börse hin.

Mein theuerster Graf Mirabeau, mein lieber Freund, rief Graf de la Marck mit der ihm eigenen beeiferten Freundseligkeit, indem er Mirabeau's Hände unaufhörlich schüttelte. Solche kleinen Dienste ist man sich unbedingt schuldig, sowie auf einem Spazierritt wohl Einer dem Andern den Steigbügel hält, oder ihm den Staub von seiner Schulter abklopft.

Welch eine Wolke, groß genug die ganze Nationalversammlung darin einzuwickeln, würde auffliegen, wenn man mir einmal den Staub meiner sämmtlichen Schulden vom Leibe klopfen wollte, sagte Mirabeau mit einem tragikomischen Seufzer. Aber ich werde Euere Liebenswürdigkeit gegen mich nie vergessen, denn die feine Art, in der Ihr mich verpflichtet habt, ist es gerade, die Euer Verdienst um mich ausmacht. Denn die letzte Rolle von funfzig Louis habe ich noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, Euch wieder zu erstat-

ten, und sehe in diesem Augenblick noch nicht ab, wann dies wird geschehen können.

Ihr wollt mich beschämen und erröthen machen, Graf Mirabeau, sagte La Marck, ihm einen Kußfinger zuwerfend. Verzeiht nur, daß ich das letzte Mal so schlecht bei Kasse war, und nur diese kleine Rolle noch zu meiner Verfügung hatte. Die Auseinandersetzungen hinsichtlich der Erbschaft Eures Vaters, des Herrn Marquis von Mirabeau, werden Euch gewiß noch große Schwierigkeiten bereiten, und ich fürchte, es wird noch einige Zeit hingehen, ehe Ihr in den Besitz Eures Vermögens gelangen werdet. Ihr habt wahrlich genug durch Euere Familien-Angelegenheiten gelitten, und was wäre die Freundschaft, wenn sie nicht das Recht haben sollte, gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals eine kleine Abwehr bieten zu dürfen?

Meine Familien-Angelegenheiten verwickeln sich allerdings von Neuem, versetzte Mirabeau. Mein Vater hat mir ein Vermögen von 50,000 Livres Rente, aber auf die Güter der Familie begründet, hinterlassen, und dadurch ist mir ein Wirrsal von Theilungsstreitigkeiten mit den Brüdern und Schwestern entstanden. Man hat sogar einen Prozeß deshalb mit mir angefangen. Inzwischen bleibe ich ohne Geld, obwohl ich bei manchen Leuten für einen durch das

schönste Bestechungsgeld bereicherten Mann gelte.*) Aber in meinen Taschen herrscht die Tugend eines Mönches, der keine irdischen Glücksgüter besitzen darf. Ich schäme mich nicht, denn es gehört eine Oppositionskraft gegen das Schicksal dazu, es auszusprechen, daß es mir jeden Tag an Geld fehlt, und ich oft nicht so viel habe, um nur meinen Bedienten bezahlen zu können. Denn die Abgeordneten-Diäten, welche einfließen, erinnern nur auf eine schmerzlich trübe Weise daran, daß es ein Ding auf Erden giebt, welches man Geld nennt.

Ich glaube, ich habe da eben einen recht gescheidten Einfall, sagte Graf de la Marck, indem er lächelnd den Zeigefinger an die Nase legte und sich ein nachsinnendes Ansehen gab. Es wird dabei aber zuerst ein Versprechen von Ihrer Seite abzulegen sein, Herr Graf. Sie haben die Güte, mir zu versprechen, daß Sie in allen Dingen, welche wie Geldverlegenheiten aussehen, sich nur an mich, und an keine andere Person, adressiren wollen. Dann würde es mir zum größten Vergnügen gereichen, Ihnen monatlich funfzig Louisd'or leihen zu dürfen. Sie gewähren mir dadurch die Erleichterung, daß ich mich regelmäßig dar-

*) Correspondance entre Mirabeau et La Marck I. 95.

auf einrichten kann, und mit den Abgeordneten-Diäten zusammen, würde dies vielleicht einstweilen für das Laufende ausreichen. Was die Schulden anbetrifft, so würde ich Ihnen dann rathen, die Liquidation bis zu dem Augenblicke zu verschieben, wo Sie in das Vermögen Ihres Herrn Vaters werden eintreten können, das ein genügendes Sicherheits-Pfand für Ihre Gläubiger sein wird. Werden Sie mir den Egoismus gestatten, Ihnen auf diese Weise gefällig sein zu dürfen? *)

Ich sehe, Sie sind ein Freund, wie es wenige giebt, sagte Mirabeau, ihm mit einen raschen kräftigen Druck die Hand schüttelnd. Ich nehme Ihr Anerbieten an, und mache mich dadnrch zum Leibeigenen Ihrer Freundschaft.

Die Leibeigenschaft würde doch am Ende zu Dem gehören, mit dessen Abschaffung ich am meisten einverstanden bin, versetzte La Marck, freudig lächelnd. Was aber auch in dieser Nacht in der Nationalversammlung beschlossen werden mag, wir wollen unsere Zwecke nur um so kräftiger zusammen verfolgen. Stützen wir den König und die Monarchie, — meinetwegen auf der breitesten Grundlage der Freiheiten.

---

*) La Marck I. 108.

Sollte ich auch, als alter eingefleischter Aristokrat, manche dieser Grundlagen nicht lieben können, so würde ich sie doch gern dulden, wenn sich über ihnen fest und sicher das Königthum zu seiner heiligen Spitze emporwölben darf.

Dies Ziel können wir rasch und gewiß nur auf dem Wege einer organischen Verfassung erreichen, sagte Mirabeau. Darum dränge ich mit aller Gewalt danach, eine Constitution für Frankreich zu Stande zu bringen. Und warum nicht eine englische Constitution? Ich finde in derselben alle Garantieen für eine wahre, natur- und vernunftgemäße Freiheit. Das freie Gleichgewicht zwischen Volk und Thron, durch eine mächtige, in der Mitte stehende Aristokratie verbunden und aufrecht erhalten, was kann man mehr wünschen, um den Staat zu eine menschenwürdigen und menschlich bewohnbaren Sphäre zu machen? Auch wir Aristokraten, denn in manchem Betracht gehöre ich doch auch zu unserer Race, finden unsere volle Ehre bei einer solchen Gestaltung der Dinge gewahrt. Nur sehe ich noch nicht ein, wie wir mit unser elenden Nationalversammlung vorwärts kommen wollen. Bald buchstabirt sie, wie die Schulkinder, Monate lang an einer einzigen politischen Sylbe herum, bald zieht sie sich wieder philosophische Sieben-

meilenstiefel an, und will mit einem einzigen Schritt ein Ziel ersteigen, zu welchem der Gang der Jahrtausende noch nicht hat hingelangen können. So steht uns in den nächsten Tagen noch die Verhandlung über die Menschenrechte bevor, zu deren Redaction man mich in das Comité gewählt hat.

Ja, die Menschenrechte! sagte Graf de la Marck, indem er nachsinnend den Kopf schüttelte. Dies ist ja wohl eine amerikanische Erfindung, diese Menschenrechte, die jetzt in einem besonderen Codex verzeichnet werden sollen. Ich muß gestehen, daß ich bis zu dem Augenblick, wo man diesen unsinnigen Antrag in die Nationalversammlung warf, noch nicht gewußt hatte, daß man die Menschenrechte registriren kann, wie mein Wirthschafts-Inspector die Hammel auf meinen Gütern.

Es ist auch das lächerlichste Stück Arbeit, das nur gemacht werden kann! rief Mirabeau mit aufbrausender Heftigkeit. Ich habe neulich mit meinen Genfer Freunden darüber eine Besprechung gehabt, und selbst diese radicalen Herren kommen überein, daß eine Erklärung der Menschenrechte, die abgetrennt von einer politischen Verfassung abgegeben werden solle, nur ein kindisches Spiel und eine wahre Affen-

Komödie werden könne.*) Ich werde mir Mühe geben, die Versammlung zu bewegen, daß sie sich mit der Erklärung der Menschenrechte erst dann beschäftigen solle, wenn die französische Constitution vollendet ist. Denn die Menschenrechte können nur durch die Gesetze festgestellt werden, und es kann nur Menschenrechte geben, wenn man Gesetze hat. Ist es nicht eine abgeschmackte Lüge, bloß einfach, und im Tone einer Straßen-Verordnung, zu erklären: „Die Menschen sind frei und gleich geboren!“ Nein, sie sind nicht frei und gleich geboren, sondern sie kommen in Abhängigkeiten und Verschiedenheiten aller Art, die von ihrer Existenz selbst unzertrennlich geworden sind, hervor! Der Unterschied ihrer Verhältnisse und Begabungen wirft sie in unentrinnbare Fesseln und zwingt den Besten oft die Knechtsgestalt an. Oder ist die Preßfreiheit etwa ein Menschenrecht? Sie ist bei weitem mehr als ein Menschenrecht, denn das Menschenrecht, welches man mitbringt, ist sehr wenig. Ein Menschenrecht ist es, daß ich eine Nase habe, aber das Recht, meine Gedanken frei zu äußern, das Recht, Gott anzubeten, wie ich will und kann, dies werde ich mir nur in der gesetzlich geordneten Gesell-

*) Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 138.

schaft erobern können, da es nur in dieser seine Stelle und Bedeutung hat. Man mache daher erst den Staat fertig als ein Product der Gesittung und Gesetzlichkeit, und dann möblire man ihn nach Herzenslust mit allen Menschenrechten aus, die nur irgend darin Platz haben werden. —

La Marck drückte ihm mit dem innigsten Einverständniß die Hand und sagte dann: Sie entzücken mich, lieber Graf! Möchte ich Sie mit dieser hohen Mäßigung, mit diesem gesetzlichen Feuer auch stets auf der Tribüne reden hören. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie auch in der Debatte selbst diese herrliche Sprache führen wollen. Denn wenn Sie oben auf der Rednerbühne stehen, faßt Sie oft der Wirbel der revolutionären Leidenschaft an, und die schwarzen Rosse des Aufruhrs gehen dann auch mit Ihnen durch. Dies hat mir schon viel Schmerz gemacht, und erst wenn ich Sie dann wieder in meinen Armen halte, erkenne ich, was Sie sind und was Sie sein könnten.

Es ist wahr, entgegnete Mirabeau mit einem großen Ernst, indem er den Grafen de la Marck umarmte, wenn ich oben stehe, und rede, fühle ich oft, wie die Schlangen der Revolution sich um mein Haupt ringeln und mich an jedem einzelnen Haar zupfen und

zerren. Dann möchte ich aus jeder einzelnen Phrase, die mir entströmt, eine Flamme machen, um niederzubrennen, was nichts mehr taugt in der Welt, und es geschieht mit vollster Absicht, wenn ich zu weit gehe und nach dem Aeußersten greife. Auch kam es mir, ich muß es freimüthig gestehen, bisher darauf an, die Gährung des Volkes zu unterhalten, denn wenn Alles wieder still wird, halten sich die Nachtvögel von neuem sicher und beginnen ihren alten räuberischen Flug. Aber es wird nun bald nicht mehr nöthig sein, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen. Ich will allen meinen Gegnern die Hand bieten, wenn sie mit mir nichts als die freie und starke Monarchie wollen!

Man wird Euere außerordentlichen Talente zu würdigen wissen, Graf Mirabeau! sagte La Marck, ihn mit Thränen in den Augen umarmend. Und dann werdet Ihr eine Stellung in Frankreich haben, wie sie mächtiger und schöner noch Keinem zuerkannt worden. Graf Mirabeau wird der nächste Minister von Frankreich sein, sobald wir mit Necker fertig geworden. Bis jetzt seid Ihr noch dem Hofe verdächtig, woran einmal Euere ganze Vergangenheit Schuld ist. Aber ich werde nie aufhören, die Augen der Königin auf Euch zu lenken. Bald wird sie ein-

sehen, daß es nur einen Helfer in der Noth giebt, und das ist unser Mirabeau!

Sie können ja die Königin jeden Augenblick vertraut sprechen! rief Mirabeau jetzt mit dem lebhaftesten Feuer. Marie Antoinette hat eine wahre Freundschaft für Sie, denn Ihr Vater, der Herzog von Arenberg, war ja oesterreichischer Feldmarschall! Die Königin wird sich durch Sie leiten lassen, wenn Sie nur nicht müde werden, ihr von mir zu sprechen. Sagen Sie ihr, daß Mirabeau auf seinen Knieen die Gelegenheit herbeisehnt, ihr dienen zu können. Es kommt blos darauf an, die Befehle der Königin zu vernehmen, und Mirabeau würde Steine karren, um den Tempel ihrer Wünsche bauen zu helfen!

Er sprang bei diesen Worten rasch auf und griff nach seinem Hut, um sich zu beurlauben.

Verzeiht mir, wenn ich das Eintreffen des Herzogs von Orléans nicht abwarte, sagte er. Zwischen mir und dem Herzog kann doch nie ein Bund geflochten werden, und es ist besser, daß er mich lieber nicht näher kennen lernt. Es verbreiten sich schon Gerüchte, daß ich zur Partei des Herzogs von Orléans gehörte. Ihr wißt am besten, daß es nicht wahr ist, aber ich muß Euch aufrichtig gestehn, ich

möchte den Herrn Herzog auch nicht einmal zu meinem Kammerdiener haben. *)

Der Graf de la Marck mußte herzlich über diese Aeußerung lachen, und entließ dann seinen Freund mit dem erneuerten Ausdruck seiner ihm zugewandten aufrichtigen Gesinnung.

---

*) Das bekannte Wort Mirabeau's über seine angeblichen Verbindungen mit dem Herzog von Orléans. La Marck I. 128.

II.

Madame Le Jay und das Veto.

Es war an einem schönen, klaren Septembertage, als Mirabeau sich von Versailles nach Paris begab, um dort eine Geschäftsangelegenheit, die ihn seit einiger Zeit beunruhigte, persönlich in Ordnung zu bringen. Er hatte in Gemeinschaft mit seinen Genfer Freunden, namentlich mit Dumont und Duroverai, seit einiger Zeit ein Journal unternommen, welches unter dem Titel des Courrier de Provence in Paris gedruckt wurde, und sehr geharnischte und einflußreiche Artikel über die Tagespolitik und die Nationalversammlung brachte. Dies Blatt kam aber durch die Schuld des Buchhändlers Le Jay, der mit dem Vertrieb desselben beauftragt war, so unregelmäßig heraus, daß es beständige Klagen der Abonnenten

darüber gab, und man Mirabeau von allen Seiten bestürmte, eine Veränderung darin zu treffen. Besonders drangen Dumont und Duroverai unaufhörlich darauf, das Blatt dem Buchhändler Le Jay fortzunehmen, aber Mirabeau wollte sich nicht dazu entschließen, obwohl man ihn dabei auf eine ziemlich empfindliche Weise mit der schönen Madame Le Jay neckte und ihm Schuld gab, daß er, um sein zärtliches Einverständniß mit der galanten Buchhändlerfrau zu schonen, lieber eine Zeitung zu Grunde gehen lasse, die so wichtig geworden sei, und bereits in den ersten Tagen ihres Bestehens mehr als dreitausend Abonnenten gefunden habe.

Denn Madame Le Jay war die eigentliche Seele des buchhändlerischen Geschäfts, mit dem man zu thun hatte, und bei welchem ihr Mann, dessen allmächtige Gebieterin sie war, nur in unterwürfiger Bangigkeit ihr zur Seite stand. Es hatte sich aber bei den Herausgebern des Courrier de Provence der schlimme Verdacht erzeugt, daß nicht nur die schlechte Geschäftsführung an der eingetretenen Unordnung Schuld sei, sondern daß auch die eingelaufenen Abonnentengelder unterschlagen wurden. Außerdem klagte Le Jay alle Augenblicke, daß er kein Geld habe, um die Post oder Diligence, mit welcher die

Zeitungspackete verschickt wurden, zu bezahlen, oder der Drucker in Paris wollte nicht weiter drucken, da er kein Geld von Le Jay empfangen, und das Erscheinen des Journals wurde dann so lange unterbrochen, bis Mirabeau neue Vorschüsse machte.

Obwohl Mirabeau dem Andringen seiner Freunde lange auszuweichen gewußt, so hatten sie ihn doch heut fast wider seinen Willen genöthigt, sich mit ihnen in den Wagen zu setzen und zu einer gründlichen Untersuchung dieser Sache die Reise nach Paris zu machen. Mirabeau saß anfangs etwas mißgestimmt neben seinen Freunden, denen sich auch Clavière angeschlossen hatte, und der letztere konnte es in seiner Weise nicht unterlassen, über das übelgelaunte Aussehn Mirabeau's einige sarkastische Bemerkungen zu machen.

Unser Freund Mirabeau fürchtet sich vor den Auseinandersetzungen mit seiner schönen Freundin Le Jay, sagte er neckend zu Mirabeau, dem er im Wagen gegenüberfaß. Warum mußte aber auch der Debit des Journals gerade an einen Buchhänndler übertragen werden, der eine so verführerische Frau hat. Madame Le Jay ist zwar nicht mehr ganz jung, aber sie stellt die Frau von sechsunddreißig Jahren im hinreißendsten Stil dar. Wenn man der Gewalt

ihrer schwarzen Augen entfliehen zu können meint, so bleibt man gewiß an ihrer wundervollen Büste hängen, oder man lehnt sich mit erstaunten Gefühlen an ihren herrlichen Embonpoint an, der eine unerschöpfliche Fundgrube der Freude darzubieten scheint. Wer kann da noch an Abrechnungen oder unrichtige Führung der Bücher denken. Ich bin überzeugt, Madame Le Jay führt gar keine Bücher, denn es ist an sich schon unmöglich, ihr etwas schuldig zu bleiben. Und nun schleppen wir den großen Mirabeau fast als Gefangenen nach Paris, um mit der schönen Freundin zu rechnen.

Du bist ein Narr, Clavière, entgegnete Mirabeau mit einiger Heftigkeit. Du kennst mein Verhältniß zur Le Jay, und kannst Dir denken, daß es mir unangenehm sein muß, mit ihr in solche Auseinandersetzungen zu gerathen. Sie hat allerdings den Teufel im besten und im schlimmsten Sinne des Wortes im Leibe. Ich habe ihr schon meinen ganzen Antheil an dem Gewinn des Blattes cedirt, und würde auch gern noch Vorschüsse machen, so viel Ihr wollt. Aber daß Ihr von mir verlangt, dieser Misère auf den Grund zu gehen, ist wahrlich viel, und ich gebe Euch ein besonderes Freundschaftszeichen, daß ich darauf eingegangen bin. Ihr wißt, wie ungern ich mich jetzt auch

nur auf einen halben Tag von Versailles entferne. Die Debatten über das Zweikammersystem und das Veto haben begonnen, und diese Frage hat eine so ungeheure Wichtigkeit, daß ich auch keine einzige Nüance, welche sich dabei in der Versammlung regt, unbeachtet lassen möchte.

Du hast ja gestern schon eine gewaltige Titanen-Rede zu Gunsten des Königs gehalten, versetzte Clavière mit einem verzogenen Lächeln. Der Volksheld Mirabeau hat eine ganz philosophische Lanze für das Veto des Königs eingelegt, und ich kann Dir sagen, daß gewisse Clubs bereits Rache gegen Dich schnauben. Du willst den König, der jetzt froh sein muß, daß er Dich hat, durchaus das Recht ertheilen, alle Beschlüsse des gesetzgebenden Körpers durch sein einziges: „Ich verbiete es!“ umzuwerfen. Du hast Dich darin monarchischer als der König selbst und seine Minister erwiesen, denn Necker verlangte für die Krone nur das Recht, die Ausführung der Beschlüsse aufzuschieben, und sich an eine neu zu erwählende Versammlung zu wenden, deren Abstimmung dann erst für ihn entscheidend sein würde. Du aber, mein Freund, willst die Constitution auf Gnade und Ungnade dem Herrn Monarchen hingegeben sein lassen, und nachdem Du dies gestern an die große Glocke geschlagen, wirst

Du Dir wohl heut einige Ruhe gönnen und wieder einmal Madame Le Jay, die liebenswürdige Frau, besuchen können. Mögen heut nun die anderen Redner ihre Hefte ablesen, denn weiter bringt es Eure Versammlung doch nicht.

Ich weiß, daß ich in diesen Dingen mit Euch Genfern mich nicht einigen werde, entgegnete Mirabeau, in träumerischem Nachsinnen zum Wagen hinausblickend. Ich versichere Euch aber, daß, wenn in unserer neuen Staatsverfassung der König dies Veto, dies „Ich verbiete es" nicht haben soll, ich lieber in der Türkei als in Frankreich leben möchte. Denn es giebt keine Nation mehr, wenn sie nicht einen einzigen Chef an ihre Spitze hat, der untheilbar in seinem Willen und seinen Entschlüssen ist. Ihr Genfer, mir ist die Monarchie aufgegangen, weil ich den Organismus will. Was aber den Thron beständig umfließen muß, ist die Autorität, die seine natürliche Atmosphäre bildet. Die Autorität des Monarchen darf keinen Augenblick schlafen, sondern sie muß jederzeit wachen und sich geltend machen. Ich fürchte die Uebergriffe des Königs bei weitem weniger, als die souveraine Aristokratie einiger hundert Personen, die sich zu einer gesetzgebenden Versammlung vereinigt haben.*)

*) Sätze aus der Rede Mirabeau's für das Veto des Königs.

Man schwieg zu diesen Aeußerungen, und Dumont und Duroverai zeigten sich nur beeifert, den Postillon anzutreiben, damit man sobald als möglich die Hauptstadt erreichen könne. Wir müssen eilen, sagte Dumont, denn wie ich höre, geht die schöne Madame Le Jay so weit, sich das Eigenthumsrecht an dem Courrier zuzueignen. Sie gerieth neulich, als ich ihr meine Vorstellungen machte, in eine ganz allerliebste Wuth, und versicherte mich, daß sie uns nächstens ganz und gar zum Journal hinausjagen und sich andere Redaktoren suchen werde, mit denen sie weit besser wirthschaften zu können hoffe.

Mirabeau mußte unwillkürlich laut auflachen, und sagte dann begütigend: Wir werden schon mit ihr fertig werden. Mit ihr im Ernst zu brechen, halte ich allerdings für gefährlich, denn ihre Zunge beherrscht den ganzen Boulevard Poissonnière, auf dem sie ihr Magazin hat. Dort ist immer ein sehr lebendiges Volksgetümmel, und ich muß mich hüten, daß sie mich nicht in einer gar zu schwarzen Gestalt unter die Leute bringt. Es ist möglich, daß sie manche Aeußerungen und Geschichten von mir aufgeschnappt hat, denn ich habe eine Zeitlang fast täglich mit ihr gefrühstückt, als sie noch die kleine Boutique auf dem

Boulevard hielt, wo man die Zeitungen und Brochüren bei ihr las.

Und wenn Du in den Zeitungen und Brochüren nichts fandeſt, ſuchteſt Du bei Madame Le Jay etwas zu finden, ſagte Clavière lachend. Oft ſoll die Boutique geſchloſſen geweſen ſein, aus Mangel an guten Nachrichten, und Jeder wußte dann, daß die Revolution feierte, während Du mit der ſchönen Madame Le Jay nebenan bei dem Reſtaurant ſaßeſt, um in einem iſolirten Cabinet ein idylliſches Dejeuner einzunehmen. In einem ſolchen Moment magſt Du Dich auch zu Deiner Rede für das Königliche Veto begeiſtert haben, denn die Le Jay gilt für eine eifrige Royaliſtin, und auch die Leute vom Hofe ſollen ihr nicht ſelten in ihre Brochüren gekuckt haben.

Ihre ſchlechte Leſe-Boutique beſteht übrigens nicht mehr, warf Dumont lachend dazwiſchen. Ich war geſtern ganz erſtaunt, als ich an deren Stelle einen glänzend eingerichteten Buchladen antraf, in deſſen Mitte Madame Le Jay, umgeben von allen Neuigkeiten der Literatur, vor einem Comptoirtiſch von Marmor und Gold thronte. Man ſieht, die gefährliche Schöne hat die Abonnementsgelder unſerer Zeitung gut verwendet, während ſie uns nicht nur Alles vorenthält, was uns zukommt, ſondern auch

unser Blatt durch die liederlichste Wirthschaft zu Grunde gehen läßt. —

Mirabeau brach das Thema ab, das manches Unangenehme für ihn zu haben schien. Bald waren auch die Thore von Paris erreicht, und der Wagen fuhr jetzt rasch in die Straßen ein, auf denen ihnen bald ein ungemein aufgeregtes Volksgetümmel entgegendrang. Lärmende und tobende Haufen schienen heut wieder alle Stadttheile zu durchziehen, und auf den größeren Plätzen fanden massenhafte Versammlungen statt, in denen Redner mit ungeheuerer Heftigkeit und Bewegung sich vernehmen ließen.

Ich höre von Nichts als vom Veto sprechen, sagte Mirabeau betroffen, indem er sein ungemein scharfes Ohr nach allen Seiten hinwandte. Das Volk hat in der That ungeheure Fortschritte gemacht. Ich hatte nicht geglaubt, daß es an diesen Begriffen der Verfassung schon einen so tief eingehenden Antheil nähme, um da, wo noch vor Kurzem Barrikaden gestanden, jetzt philosophische Disputationen aufzuschlagen!

Das Volk wußte zwar zuerst nicht recht, was das Veto ist, entgegnete Clavière lächelnd, aber unsere Freunde, welche gestern die Stadt in allen Revieren bearbeiteten, haben es ihm mit allerhand Kunstgriffen und Bildern deutlich gemacht. Gestern fragte mich

ein Blousenmann in der Rue Saint-Denis, mit dem ich mich lange herumphilosophirte, ganz ernstlich und vertraulich, aus welchem District denn eigentlich Herr Veto sei, und warum man nicht vorziehe, ihn lieber an der ersten besten Laterne aufzuhängen? —

Der Wagen hatte die größte Mühe, durch die noch in der Ausbreitung begriffenen Volksmassen bis zu der kleinen Straße, die auf dem Boulevard Poissonnière lag, sich hindurch zu winden. Das Volk hatte die Person Mirabeau's erkannt, und umdrängte bald seinen Wagen mit Zurufen aller Art, die theils, wie sonst, der Beliebtheit und Volksthümlichkeit des berühmten Abgeordneten galten, theils auch einen fremden, ihm unangenehm auffallenden Beiklang zu haben schienen. Es waren Mißlaute, die vom Veto und vom Grafen Mirabeau klangen, und im Hintergrunde grollten einige leise Stimmen, welche andeuten zu wollen schienen, daß Mirabeau, wenn er für den König sei, nicht mehr für das Volk sein könne. Clavière stieß ihn bedeutungsvoll an, als Dergleichen unmittelbar in ihrer Nähe gehört wurde, und Mirabeau richtete sich aus einem tiefen Sinnen empor, in welches ihn diese Volksstimmen versetzt hatten.

Jetzt war das Haus der Madame Le Jay erreicht, und Mirabeau bemerkte, daß die Volksmenge,

die ihm aufmerksam nachgezogen, sich eiliger heran-drängte und ihm, indem er ausstieg, jetzt ganz nahe trat. Es befanden sich darunter einige bekannte Volksfiguren, mit denen Mirabeau schon früher in Berührungen gerathen war, und deren Einfluß in den Clubs und auf der Straße für sehr bedeutend galt. Mirabeau sah mit Erstaunen, daß diese Männer, die sich hastig an ihn drängten, als er aus dem Wagen stieg, ernste tiefbewegte Gesichter hatten, und ihn mit Blicken grüßten, welche auf eine fast inbrünstige Weise zu ihm zu reden suchten.*)

Ein alter Arbeiter, der Mirabeau's Hand ergriffen, hielt ihn an derselben fest, in dem Augenblick, wo er in den Buchladen der Madame Le Jay treten wollte. Herr Graf, sagte der Arbeiter, indem er sich fast bis zur Erde verneigte, Ihr seid der Vater des Volkes, und Ihr müßt uns retten. Wenn Ihr uns nicht gegen diese Unglücklichen vertheidigt, die uns dem Despotismus in die Hände liefern wollen, dann sind wir verloren. Hat der König das Veto, dann brauchen wir keine Nationalversammlung mehr, und wir sind und bleiben Sklaven, wie wir es bisher waren!

Mirabeau betrachtete den Mann näher und be-

---

*) **Dumont Souvenirs sur Mirabeau p. 156.**

merkte, daß eine große Thräne in seinem Auge schimmerte. Er verschwand rasch in der Menge, nachdem ihm Mirabeau die Hand geschüttelt und ihn mit einigen leichten Worten zu beruhigen gesucht hatte. Andere Gestalten traten zu Mirabeau heran, und beugten fast die Kniee vor ihm, indem sie ihn beschworen, es doch nicht dulden zu wollen, daß der König das absolute Veto habe. Mirabeau versprach auch diesen Leuten, alles Mögliche nach ihrem Willen zu thun.

Ihr macht Euch übertriebene Vorstellungen, die Euch unnöthiger Weise ängstigen, meine Freunde, sagte er. Aber Ihr dürft Euch auf mich verlassen, und Ihr sollt glauben, daß ich immer nur Euere wahren Interessen im Auge haben werde, wo und wie ich auch meine Stimme erheben mag!

Ein stürmischer Beifallsruf drang jetzt aus der Masse zu ihm her, und das Volk schien sich von Neuem seinen Entzückungen für Mirabeau hingeben zu wollen. Aber Mirabeau glaubte sich nicht zu täuschen, als er in diesem Augenblick auch ein schrilles Pfeifen aus dem Hintergrunde her vernahm. Er blickte mit Betroffenheit dorthin, und glaubte einige bekannte Gesichter aus den Clubs zu erblicken, die wild und drohend auf ihn gerichtet waren.

Jetzt erhob sich eine mächtige Stimme, die einem Manne angehörte, der soeben auf einen Laternenpfahl gesprungen war und von dort aus eine Rede halten wollte.

Das Veto ist ein Ungeheuer, welches uns Alle verschlingen muß! rief er mit den heftigsten Gebärden. Dies Ungeheuer hat Klauen wie eine Tigerkatze, denn es zerkratzt und zerreißt damit die Souverainetät des Volkes. Dies Ungeheuer hat den Giftzahn der Schlange, denn es träufelt sein Gift auf unsere junge Freiheit, die danach verdorren wird, noch ehe sie zu dem schützenden und nährenden Baum für uns Alle emporgewachsen!

Diese weitbauschige Rede sei unser Traufdach, unter dessen Schutz wir jetzt in den Laden schlüpfen wollen! sagte Mirabeau.

Madame Le Jay, welche ihre Ankunft längst bemerkt, hatte die Thür ihres Magazins geöffnet, und ließ jetzt rasch die Freunde zu sich eintreten. Man begrüßte die schöne leichtfertige Frau mit einigem Ernst, wie sie ihn namentlich von Mirabeau nicht gewohnt zu sein schien, und da sie dabei sogleich die Absichten empfinden mußte, welche mit diesem Besuch bei ihr verbunden waren, begann sie sich auf der Stelle in einen gewissen Vertheidigungszustand zu

setzen. Mit keck übereinandergekreuzten Armen in der Mitte des Gemachs sich aufstellend, erwartete sie dort in einer herausfordernden und fast majestätischen Haltung die Herren, von denen sie sich nicht der angenehmsten Eröffnungen versah.

Mirabeau schien zerstreut und ging zuerst einige Male in dem Zimmer aufundab, indem er die Bücher beschaute, die an den Wänden umherstanden.

Ihr seid jetzt sehr gut mit den literarischen Neuigkeiten versehen, Madame Le Jay! sagte er dann, sich mit einem Buch, welches er herausgezogen hatte, zu ihr wendend. Ihr habt da eine allerliebste Ausgabe der Liaisons dangereuses. Sagt mir den Preis und setzt mir den Betrag auf Rechnung, denn ich will die kleine hübsche Ausgabe der Kupferstiche wegen mitnehmen. Bei dieser Gelegenheit könnt Ihr mir gleich unsere Bücher vorlegen, damit ich doch einmal sehe, ob das Soll und Haben, welches unsern Courrier de Provence betrifft, auch nicht zu sehr zu Euerem Nachtheil hinüberneige. Denn sonst kann ich nur Alles gegen Baarzahlung entnehmen, was ich aus Euerm Bücherlager noch zu besitzen wünsche.

Seht doch, wie vorsichtig er bei seiner Schönen um den Brei herumgeht, sagte Clavière, der sich mit den andern Freunden in den Hintergrund zurückge-

zogen hatte und dort mit denselben flüsterte. Und welchen sinnreichen Uebergang zu unsern Geschäften erzielt er durch diese Liaisons dangereuses, die der unheimliche La Clos geschrieben, und die Mirabeau seit einiger Zeit mit besonderer Vorliebe liest. Steckt er nicht selbst bis über die Ohren in gefährlichen Verbindungen darin? Seine Liaison mit dieser üppig gebauten Madame Le Jay ist darunter noch die am allerwenigsten gefährliche. Diese ruinirt höchstens unser Blatt, aber seine andern Liaisons werden uns noch den ganzen Mirabeau ruiniren. Aber seht, jetzt spricht er ganz leise mit ihr, und drückt ihr die weißen vollen Hände, aber sie sieht böse aus, wie eine Meerkatze, und schüttelt zu allen seinen Eröffnungen auf eine höchst maliciöse Weise den Kopf.

Madame Le Jay, sagte jetzt Mirabeau mit laut erhobener Stimme, und in der Absicht, von den Andern gehört zu werden, wenn die Redlichkeit auch nicht in der Welt existirte, so müßte man sie doch erfinden, da sie das einzige Mittel ist, um sich wirklich zu bereichern. *)

Madame Le Jay aber schien jetzt der Aufregung, die sich ihrer in immer steigendem Maaße bemächtigt

*) Die eigene Aeußerung Mirabeau's bei dieser Gelegenheit. Dumont 122.

hatte, nicht länger Halt und Schweigen gebieten zu können. Sie trat, zitternd vor Leidenschaftlichkeit, einige Schritte vor, und mit ihren geballten Fäusten in der Luft gesticulirend, rief sie mit kreischender Stimme: Mein Herr Graf, und Ihr, meine Herren, die Ihr durch Euere bösen und königslästerlichen Artikel uns den ganzen Courrier de Provence so heruntergebracht habt, daß ich ihn nicht einmal mehr für werth halte, die Spiegelscheiben meines Magazins damit putzen zu lassen, Ihr wollt mir meine Bücher nachsehen, um mich auf unrichtigen Dingen zu ertappen? Ich führe gar keine Bücher für Euch, denn ich bin eine ehrliche Frau, und wenn Ihr mich noch lange ärgert, nehme ich mir heute noch zwei andere Redactoren an, die sich schon bei mir um das Blatt beworben. Ja, es giebt noch andere Autoren als Ihr seid, denn Paris ist Gott sei Dank eine Stadt, wo man Leute genug finden kann, die erträgliche Gedanken für hübsches Geld zu Papier bringen. Da ist zum Beispiel Herr Guiraudez, ein noch sehr junger Mann, der aber die ungeheuerste Gelehrsamkeit besitzt, und mit dem Ihr aufgeblasenen Stümper Euch gar nicht messen könnt. Herr Guiraudez wird von heut an meinen Courrier redigiren. Und jetzt bitte ich mich

augenblicklich zu verlassen, denn ich werde noch ohnmächtig vor Zorn, wenn ich Euch noch länger hier in meinem Magazin vor mir sehen muß. Oder ich werde mein Hausrecht gebrauchen, wozu es mir nicht an Willen und Stärke fehlt. Packt Euch hinweg, meine Hände fliegen mir, und ich kann nicht dafür stehen, daß sie nicht irgend Einem von Euch ins Gesicht fliegen sollten!

Diese furienhafte Erregung der Frau hatte auf die Genfer einen so überwiegend komischen Eindruck hervorgebracht, daß sie in ein lautschallendes Gelächter ausbrachen, und sich scherzend so anstellten, als wenn sie in der That jetzt die Flucht ergreifen würden. Der Unmuth Mirabeau's, der sich schon Luft machen wollte, wurde durch diese Heiterkeit seiner Freunde fast besiegt.

Laßt uns jetzt von hinnen gehen, denn es stürmt und hagelt hier wahrlich zu sehr, sagte Mirabeau, sich mit einer gleichgültigen Handbewegung von der noch immer wuthzitternden Madame Le Jay verabschiedend. Ich werde die Sache schon bestens mit ihr ordnen, verlaßt Euch nur auf mich. Es soll allen bisherigen Klagen gründlich abgeholfen werden.

Dumont und Duroverai erklärten jetzt, daß sie

ihrerseits von dem Journal zurücktreten und keinen Antheil mehr an demselben nehmen würden.

So wird Herr Guiraudez Redacteur, rief Madame Le Jay, mit Rache funkelnden Augen.

Armer Guiraudez! rief Clavière, indem er sich mit komischem Abschiedsgruß vor Madame Le Jay hinstellte. Ihm ist eine Schürzen-Redaktion beschieden, die eine wahre Sisyphus-Arbeit sein muß! Da glaube ich doch, daß man noch reiner bleibt, wenn man sich an den Hof verkauft, als an die Schürze der schönen Madame Le Jay? Was meint Ihr dazu, Graf Mirabeau?

Mirabeau überhörte diese Frage und lud dringend ein, das Magazin der Madame Le Jay zu verlassen. —

Draußen auf der Straße hatte sich inzwischen die aufgeregte Volksmenge wieder verlaufen. Es war Alles still und leer wie immer in dieser Straße geworden. Die Genfer trennten sich jetzt von Mirabeau, da sie noch nicht wieder nach Versailles mit ihm zurückkehren, sondern noch ihren Angelegenheiten in Paris sich widmen wollten.

Beim Abschied sagte Clavière lachend zu Mirabeau: Das ist also Alles, was wir hier zusammen ausgerichtet haben? Es ist Schade, daß Euere Versammlung unter den siebzehn Stück Menschenrechten,

die sie neulich wirklich angenommen, nicht auch den Satz mit decretirt hat: „Jeder Bürger hat das Recht, Madame Le Jay zu lieben, und an ihrem Herzen sich am Herzen der Königin zu träumen.“

Und damit Gott befohlen! sagte Mirabeau lachend, obwohl ihn der Spott Clavières zu verdrießen schien. Ich wünsche Euch bessere Aventuren, als die mit Madame Le Jay. Aber zu meiner Rechtfertigung muß ich hinzufügen, daß das Weib nicht so übel ist, als Ihr wähnt. Der Olymp bedurfte verschiedener Göttinnen, um alle Richtungen zu repräsentiren!

Mirabeau langte in der Nacht wieder in Versailles an. Sein Diener übergab ihm einen Brief, der während seiner Abwesenheit eingegangen war, und dessen schwarzes Siegel unheimliche Empfindungen in Mirabeau erregte. Er riß hastig das von einer unbekannten Hand überschriebene Couvert auf, und fand darin eine Todesnachricht, welche ihn in die größte und schmerzlichste Bewegung versetzte.

Es war ein Todesgruß aus einer alten wunderbar bewegten Zeit, der in diesem Augenblick zu Mirabeau herüberdrang. Lange hatten seine Gedanken und Erinnerungen nicht mehr in jenen drangvollen Zeiten verweilt, in denen mitten unter den Stürmen seiner

Jugend Mirabeau's Liebe zu Sophie von Monnier geblüht hatte.

In ihrem Landhause in der kleinen Stadt Gien, in welchem Sophie seit ihrem Austritt aus dem Kloster ununterbrochen gelebt hatte, und woher seitdem keine Kunde mehr von ihr zu Mirabeau gelangt war, hatte sie auch, aber nach eigenmächtigem und freiwilligem Entschluß, ihr qualenreiches und doch schönes Leben jetzt ausgeathmet. Als sie nicht um die gewohnte Zeit erschien, hatte man die Thür ihres Zimmers erbrochen und sie in einem Lehnstuhl, auf beiden Seiten umgeben von einem dampfenden Kohlenbecken, niedergestreckt gefunden. So hatte sie in ihrem sechsunddreißigsten Jahre, noch schön und blühend, wie sie es in ihrer Jugend gewesen, ihre vielbewunderten Reize in den Tod mit hinübernehmend, geendet. Ihr Arzt und treuer Freund, der Doctor Ysabeau, hatte diese Meldung von Sophiens Tod an Mirabeau gesendet, um damit das zwar erloschene aber einst in allen Herzen Frankreichs wunderbar wiedererklungene Verhältniß zwischen Beiden zu ehren. Der Doctor Ysabeau deutete auch über die Ursache dieses Selbstmordes Einiges an. Sophiens zärtlich gebautes Herz hatte in der letzten Zeit einer neuen Liebe Raum geben müssen. Aber ihr Verhältniß mit

Herrn von Poterat, das einen stillen, früher nie gekannten Herzensfrieden auf ihre letzte Lebenszeit gebreitet, war durch den plötzlichen Tod ihres Freundes unterbrochen worden. Sophie faßte den Entschluß, diesen Tod nicht zu überleben. *)

Sophie von Monnier todt? sagte Mirabeau mit einer tiefen Wehmuth, indem er an das geöffnete Fenster trat und in die lautlose Stille der Mitternacht hinausschaute. Sie war ein sanftes schönes Herz, und voll Leidenschaft in der Sanftmuth, voll Feuer in der Ruhe, und wenn die harmonische Oberfläche ihres Wesens von den Stürmen des Gefühls durchbrochen war, eine allmächtige, unverlöschliche Flamme! Als ich sie liebte war ich damals glücklich? Es war ein Uebermaaß der Blüthen, in denen ich schwelgte, es war die taumelnde Jugend ohne Zukunft, eine Liebe, die sich berauscht in sich selbst ohne Zweck und Ziel. Dann liebte ich Dich, Henriette, und es war ein fröhlicher, sinniger Herzensbund, der uns vereinigte! Du warst ein liebliches, frisches Geschöpf, meine Yet-Lie, und unsere Leidenschaft stand auf einem frohbewegten, gedankenvollen Grunde. Du liebtest das Volk und die Freiheit wie

---

*) Montigny Mémoires de Mirabeau III. 296.

ich, und schwärmtest, wie ich, für die Ideale der Zukunft. Oft richtetest Du Dich in meinen Armen plötzlich zu mir auf, und sahest mich lange mit Deinen ewig unschuldigen und von Ideen trunkenen Augen an, und dann fragtest Du mich unter Deinen Küssen, ob ich hoffte, daß die Liebe und die Freiheit und das Volksglück miteinander heimisch werden könnten auf dieser Erde, um sie zu einem Paradiese zu machen? Meine arme Nehra, jetzt bist Du krank, und der Dämon Deines Brustleidens fesselt Dich nun schon seit Monden an Dein entsagungsvolles Lager. Kaum sehe ich Dich noch, Yet-Lie, und es ist wahr, ich fliehe Deine bleichen Wangen, und der erloschene Glanz Deiner Augen thut mir so wehe, daß ich ihm nicht mehr begegnen mag. Meine Freundin, ich will ausführen, was wir uns einst gelobten, und nun liegst Du darnieder, und es sieht aus, als vernachlässigte ich Dich auf Deinem einsamen Krankenlager, während das Getümmel des Tages mich brausend fortzieht. Aber Sophie und Henriette sind Fixsterne der Erinnerung an meinem Lebensfirmament geworden. Und so, wie Du schwärmtest, Henriette, und wie wir uns gelobten, kann es doch nicht ausgeführt werden! Das Volk ist wie ein Frauenherz; es muß beherrscht werden, wenn es sich glücklich fühlen soll! Ueberlassen

wir es sich selbst so wird seine Fülle zu einer Leerheit, und seine Kraft vernichtet sich selbst in gemeiner Verwilderung. Aber sieh, der Morgenstern geht dort auf in siegreicher Pracht! In andächtiger Stille sammeln sich ringsher alle Gebilde der Nacht zu einem wunderbaren Moment der Feier. Wer bist Du auf Deinen stillen Flammenschwingen, herrschender Morgenstern? Du funkelst, wie Das Auge einer Königin' und Dein Geschmeide ist prächtig, wie Marie Antoinettens Haar. Ja, ich folge Dir, und alle anderen Gedanken müssen Dir gegenüber jetzt verblassen, wie diese Nacht! Es ist der Morgenstern, dem ich mich jetzt verschrieben habe, und von ihm will ich nicht lassen, ihm will ich mich zu nahen suchen, und er soll das letzte Ideal meines Lebens sein! Die Monarchie, neu und frei aufgehend wie dieser Morgenstern über den Häuptern der Menschen, verklärt auf ihrem Gipfel alle unsere Lebensträume und Liebesbilder und schließt sie dort ab zu ihrem seligen Genüge. O Marie Antoinette, strecke Deine weiße Hand aus, und verscheuche alles Gewölk, das noch den Stern der Monarchie umdämmern will. Und dann laß diese weiße glückspendende Hand mich küssen! —

III.

Die Oktobertage.

Es war am 5. Oktober, als in der Nationalversammlung, die ihre Sitzung heut schon am frühen Morgen begonnen hatte, plötzlich dunkle und beunruhigende Gerüchte auftauchten, die, man wußte nicht durch wen verbreitet, auf allen Bänken der Abgeordneten umherliefen, und bald auch den Präsidenten Mounier, der seit Kurzem die Zügel der Versammlung führte, zur Aussetzung der Verhandlungen veranlaßten. Man brach in Masse auf, um den Saal zu verlassen und sich auf die Straße hinauszubegeben, wo sich schon Volksmassen aller Art versammelt hatten, die ebenfalls in dem aufgeregtesten Zustande waren.

Mirabeau war mit dem Grafen de la Marck zusammen aus dem Sitzungssaal getreten und begab

sich mit demselben Arm in Arm nach dem Thore zu, welche auf die Landstraße nach Paris führte, und wo bereits eine große Menschenmenge durcheinanderwogte.

Ich glaube, ich sehe schon eine ungeheure Staubwolke in der Ferne die Landstraße heraufziehn! sagte Mirabeau zu seinem Begleiter. Und Ihr meint wirklich, daß ein revolutionairer Volkszug von Paris nach Versailles kommen werde, um dem König Gewalt anzuthun? Meine Pariser Freunde haben mich ganz und gar mit Nachrichten darüber im Stich gelassen.

Zu den Gerüchten, die darüber seit heut Morgen im Schwange gehn, kann ich Euch noch eine sehr wunderbare Mittheilung hinzufügen, sagte La Marck, indem er sich leiser flüsternd an Mirabeau's Ohr neigte. Gegen zehn Uhr Morgens ist heut der Vicepräsident des Pariser Stadtrathes, Vauvilliers, hier auf dem Schlosse angekommen und hat den Ministern eine Kunde überbracht, die den größten Schrecken einflößen mußte. Schon in der ersten Morgenfrühe sollen sich heut auf dem Grêveplatz in Paris einige tausend Weiber versammelt haben, die ihren Hunger zum Vorwand nahmen, um auf den König und alle Behörden zu schimpfen, und mit einem fürchterlichen Geschrei nach Brot und Rache in das Stadthaus ein-

zudringen. Sie zogen sogar die Sturmglocke, und brachten eine ungeheuere Menge Gesindel auf die Beine, das sich jauchzend und tobend mit ihnen amalgamirte. Auch die französischen Garden stürzten herbei, und verlangten Rache wegen des neulichen Offizierbanketts in Versailles, auf dem die Offiziere der königlichen Leibwache die dreifarbige Cocarde von ihren Hüten gerissen und unter ihre Füße getreten haben. Die rasenden Weiber, in denen Elend und Schmutz von ganz Paris sich zusammengehäuft, bildeten nun einen förmlichen Zug, dem eine bedeutende Volksmasse und sogar ein Artillerie-Train sich angeschlossen haben. Er soll zugleich mit mehreren tausend Mann der Pariser Nationalgarde hierher auf dem Wege sein. Vauvilliers war diesem Zuge vorausgeeilt, und meldete zugleich die Forderungen, welche die Weiber hier an den König bringen wollen. Sie werden nicht nur verlangen, daß der König ihnen Brot gebe, und daß er die Beschimpfung der National-Cocarde räche, sondern sie wollen auch den Monarchen zwingen, mit ihnen nach Paris zu kommen und dort mitten unter der Revolution seinen Wohnsitz zu nehmen. *)

*) Vgl. Sybel Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. I. 66.

Das hat den Weibern ihr eigener Verstand nicht eingeblasen, sagte Mirabeau nachsinnend. Die Orléanisten mögen bei dieser neuen Farce die Anstifter sein, aber so viel ich weiß, liegt diesem Herzog von Orléans nichts daran, den König in Paris zu haben. Denn er fürchtet eher die Anhänglichkeit des Pariser Volkes an den König, und würde den König lieber aus Frankreich oder aus der Welt schaffen lassen, als nach Paris. Sollte nicht der edle Commandant der Nationalgarde, sollte nicht der Marquis von Lafayette bei diesem Handel im Spiele sein? Er glaubt den König besser bearbeiten zu können, wenn er ihn in Paris hat, und träumt sicherlich von einem Ministerium Lafayette, mit dem man übrigens immer noch besser bestehen würde, als mit dem elend wiederaufgewärmten Ministerium Necker. Und was hat der König heut Morgen zu der Botschaft Vauvilliers gesagt?

Der König, entgegnete La Marck, war schon auf die Jagd geritten, die er heut in der Gegend von Meudon abhalten wollte. Man hat ihm sofort nach allen Seiten hin Boten nachgeschickt, um ihn zu benachrichtigen. Der König ist darin ein wahrhaft bewundernswürdiger Charakter. Mitten in den größten Bedrängnissen und Stürmen, setzt er doch alle seine

gemüthlichen Lebensgewohnheiten fort, und nichts unterbricht den regelmäßigen Lauf seiner Tage. Dabei ist er besonnen und ruhig, würdig und fest.

Und fandet Ihr auch die Antwort so, die heut Morgen in der Versammlung vorgelesen worden ist? fragte Mirabeau. Ich fürchte, diese Antwort wird gerade in einem so gefährlichen Moment, wie dem jetzigen, die Mißstimmung nach allen Seiten hin steigern, der König verfährt zu offenherzig, und dadurch wird er sich Alles verderben. Er erklärt sich, wie es ihm um's Herz ist mit diesen ersten Verfassungs-Artikeln und den Menschenrechten, die ihm zur Annahme vorgelegt worden. Ich finde, daß er auch darin, wie Ihr sagt, seinen gemüthlichen Lebensgewohnheiten treu geblieben ist. Er sagte in seiner Antwort nicht, daß er diese Artikel annehme, aber er will ihnen auch nicht entgegen sein, und mit dieser Ehrlichkeit, die ihn noch zu Grunde richten wird, fügte er hinzu, er werde ihnen unter einer Bedingung beitreten, von der er aber auch niemals ablassen werde. Und welches ist diese Bedingung? Daß die Berathungen der Nationalversammlung kein anderes Ziel finden würden, als die ausschließliche Befestigung der Executiv-Gewalt in den Händen des Monarchen! Niemand wünscht dies sehnlicher als

ich, denn Ihr wißt und seht, wie ich nur für dies Ziel jetzt in der Nationalversammlung arbeite. Aber diese Herren Necker und St. Priest, wenn sie nur einigen politischen Takt hatten, durften den König nichts antworten lassen, was ihn nothwendig in eine zweideutige Lage bringen muß. Denn diese Erklärung schließt halb eine Drohung, halb eine Feigheit in sich, und macht das Wort des Königs erst recht von den Beschlüssen der Nationalversammlung abhängig.

Wartet nur, Graf Mirabeau, wir werden bald ein besseres Ministerium finden, sagte Graf de la Marck, ihm bedeutungsvoll auf die Schulter klopfend. Wenn der Name Mirabeau erst an der Spitze des Cabinets aufgegangen sein wird, werden wir ein sicheres Licht haben, das auch die Entschließungen des Königs leiten wird. — Aber hört Ihr nicht das wundersame Getöse in der Ferne, welches wie eine Lawine, die sich krachend abgelöst hat, näher und näher heranzieht?

Ich glaube, es hat in der That gedonnert, entgegnete Mirabeau, indem er mit prüfenden Blicken den Horizont überschaute, an dem sich seit Kurzem düstere Wolken aufgethürmt hatten. Einen so heißen Octobertag hat man selten erlebt, und der Himmel sieht ganz und gar nach einem Gewitter aus.

Sie begaben sich noch eine Strecke weiter auf der Landstraße fort. Die höchst elektrische Gewittersäule wird sich bald zeigen! sagte La Marck mit seinem feinen Lächeln. Es sind die Fischweiber von Paris, welche bereits die Luft verderben, und aus deren Ausdünstungen sich Regen und Gewitter zusammenziehen wollen. Riecht Ihr es denn wirklich noch nicht, daß die Fischweiber herangezogen kommen, um die Bestätigung der Menschenrechte zu verlangen? Man will es in der That vornehmlich dieser Zögerung des Königs beimessen, daß der neue Krawall entstanden ist. Es mag noch ein gutes Zeichen bei dem Pöbel sein, daß er so sehr auf seine Menschenrechte versessen ist. Die Philosophen des Palais Royal sollen eine förmliche Namens-Liste angefertigt haben, auf welcher alle diejenigen stehen, welche in der Versammlung gegen die Menschenrechte gestimmt haben. Es ist dies eine ächte Proscriptionsliste, Graf Mirabeau!

Wir stehen nicht darauf, entgegnete Mirabeau, denn wir haben uns ja der Abstimmung enthalten.

Das war in der That ein guter Rath von Euch, lieber Freund, und ein neuer Beweis Eures staatsmännischen Genies! erwiederte La Marck.

Ich habe damit dem Volke bloß zeigen wollen, daß ich ihm gern gefällig bin, erwiederte Mirabeau

lächelnd. Auf den Straßen von Paris umfaßten sie beinahe meine Kniee, und beschworen mich, nicht gegen die Menschenrechte zu stimmen Ungefälligkeit ist nie mein Fehler gewesen. Und ich dachte, das Volk thut mir dafür ein anderes Mal wieder einen Gefallen.

In diesem Augenblick aber war das Schreien und Toben der Ferne ganz nahe getreten, und man erblickte bereits, in Staub gehüllt, und in den seltsamsten Trachten einherziehend, die ersten Gestalten eines sich wild durch einander wirrenden Zuges, der sich bald in einer unabsehbaren Länge, und in einer abenteuerlichen Reihe auffallender und nie gesehener Figuren, über die Landstraße hin entwickelte. Zugleich wälzte sich diese buntscheckige Prozession mit der reißenden Schnelligkeit eines Sturmwindes heran, und schien Alles, was ihm den Weg treten würde, wüthend vor sich herfegen zu wollen.

An der Spitze erschienen zuerst zwei Männer, von riesenhaftem Körperbau, die als Anführer auserseh en waren und in einem dieser Würde entsprechenden Aufzuge einherschritten, zum Zeichen ihres Commando's aber lange, mit Eisen beschlagene Stäbe in der Hand schwenkten. Mirabeau erkannte in ihnen zwei sogenannte Forts de la halle, wie die männlichen Mitglieder des wunderbaren Poissarden-Staats in Paris

genannt zu werden pflegen. Hinter ihnen folgten erst mehrere Tambours, die unaufhörlich und mit wirbelndem Sturm ihre Trommeln rührten. Dann sah man eine in einer gewissen Ordnung aufmarschirende Colonne von Weibern, welche in der eigenthümlichen Tracht der Damen der Halle mit gewaltigen, fast militärischen Schritten heranzogen, und Elend und Raserei auf ihren verzerrten, bleichen Gesichtern trugen. Die Zahl dieser Damen, von deren Lippen Schreie und Verwünschungen aller Art ertönten, mochte sich auf mehr als tausend belaufen, doch zwischen ihren Reihen und unmittelbar hinter ihnen erblickte man noch eine bedeutende Menge seltsamer und nie gesehener Männergestalten, die das vollständige Aussehen von wilden Männern hatten und mit hohen spitzen Mützen, lang herabrollenden Haarlocken und Bärten, Piken und eisenbeschlagene Stöcke in der Hand, oder auch mit andern bizarren Waffen, die man kaum zu nennen wußte, versehen einherzogen. Diese Männer schleppten zugleich fünf Stück Kanonen in ihrer Mitte fort, durch deren leichte Fortschaffung sie zugleich spielende Proben ihrer ungeheuren Körperkraft an den Tag legen zu wollen schienen. Es waren dies Gestalten von so sonderbarer und geheimnißvoller Art, daß man vor ihrem Anblick unwill-

kürlich zurückschauderte, und verwundert nach der fremden Heimath fragte, welche sie plötzlich ausgesendet haben mochte.

Da seht Ihr wieder die generatio aequivoca der Revolution! flüsterte Mirabeau seinem Freunde in die Ohren. Ist es nicht räthselhaft, wo diese Menschen herkommen? Jede einzelne Emeute ruft ihre besonderen Gestalten hervor, die am anderen Morgen wieder ebenso räthselhaft verschwinden und dann nie wieder erblickt werden!

Den Zug beschlossen einzelne französische Garden und Nationalgardisten, die sich aus freien Stücken zu seiner Begleitung hinzugefunden zu haben schienen.

Am tollsten und unheimlichsten klang das Geschrei der Weiber nach Brot, das sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlich heulenden Klage- und Wuthtönen, die oft wie eine einzige vibrirende Saite vom Anfang bis zum Ende des Zuges nachschwirrten, vermischte.

Die Lieder des Hungers tönen schauerlich! sagte Mirabeau zusammenschreckend, indem er den Arm des Grafen de la Marck faßte, um sich mit ihm in die Stadt zurückzubegeben, die sie noch vor Ankunft der Poissarden daselbst zu erreichen strebten.

Ein bitterer Mangel herrscht ganz gewiß in Paris, sagte La Marck mit einem mitleidigen Anflug.

Und doch halte ich diesen Nahrungsmangel zum Theil für künstlich hervorgebracht, um die revolutionaire Wuth des Volkes zu reizen. Denn Frankreich hat eine gute Ernte gehabt, und das Brot hat in der letzten Zeit nie mehr als drei Sous das Pfund gekostet, was schon seit Jahren der Marktpreis in Paris gewesen. Aber das Brot fängt plötzlich an zu fehlen, und das Ministerium sollte Tag und Nacht den Ursachen nachspüren lassen. Man flüstert von einem bösen Feind, der durch seine Agenten überall die Nahrungsvorräthe aufkaufen läßt. Oh, ich möchte um den König weinen, denn wenn solche Intriguen der Hölle sich einmischen, ist der edelste Mann, der je einen Thron geziert, verloren!

Ja, er ist ein Intriguant der Hölle, dieser liebenswürdige, thronsüchtige Herzog von Orléans! rief Mirabeau mit der heftigsten Gebärde.

Um Gotteswillen, sprecht diesen Namen nicht so laut aus! sagte La Marck, indem er sich vorsichtig nach allen Seiten umherblickte. Aber es wird Zeit sein, mein Freund, daß wir uns auf unsern Posten begeben. Die Wiedereröffnung der Sitzung war um drei Uhr bestimmt, und der Präsident hat uns Pünktlichkeit und Vollzähligkeit eingeschärft. Denn was sich auch heut noch ereignen möge, die Nationalver-

sammlung muß auf dem Platze sein, um einen festen Anhaltspunkt der Ordnung und Gesetzlichkeit Allen bieten zu können.

So melden wir die Damen mitsammt ihrem Hofstaat an, sagte Mirabeau lachend. Denn, wie ich erlauscht habe, geht ihre erste Absicht dahin, der Nationalversammlung einen Besuch abzustatten, und seht, sie folgen uns bereits auf dem Fuße. Ich bin der Meinung, daß die Nationalversammlung diesen Besuch mit all der Artigkeit annimmt, die man den Damen schuldig ist. Beeilen wir uns!

Als Mirabeau und La Marck in den Sitzungssaal zurückkamen, hatte Mounier soeben mit der ihm eigenen feierlichen Würde den Präsidentenstuhl wieder bestiegen. Man begann eine untergeordnetere Debatte aufzunehmen, die mit den leidenschaftlichen Tagesfragen in gar keiner Beziehung stand. Es wurde ein Commissionsbericht vorgelesen, die Abgeordneten waren zerstreut, und von der unerhörten Kunde, die sich bereits überall verbreitet hatte, eingenommen. Man blickte unverwandt nach den Thüren und erwartete jeden Augenblick die ungewöhnlichen Gäste angemeldet zu sehn.

Jetzt öffnete sich die Thür des Saals, und ein Huissier trat ein, der sich, mit den Zeichen großer

Bestürzung in seinem Gesicht, dem Präsidentenstuhl näherte und leise flüsternd eine Botschaft ausrichtete Mounier erhob sich, ernst und gehalten, wie immer, um der Versammlung anzukündigen, daß die Damen der Halle aus Paris erschienen seien und der National-versammlung ihren Besuch abzustatten wünschten. Man entschied sich durch Aufstehen mit einer bedeutenden Stimmenmehrheit dafür, ihnen den Eintritt in den Saal zu erlauben. Unmittelbar darauf trat auch schon eine große Anzahl von Weibern mit ziemlichem Getümmel herein, die sich ohne Weiteres, wo gerade Platz war, auf die Bänke der Abgeordneten zu bunter Reihe mit denselben niederließen. An der Spitze der Damen waren wieder die beiden Männer erschienen, die auf der Straße den Zug angeführt hatten, und von denen der Eine, der sich mit einer ruhigen Dreistigkeit gerade vor den Präsidentenstuhl hinstellte, jetzt zu reden anhub. Er sagte, daß sie nach Versailles gekommen wären, um Brot und Geld zu haben, und zu gleicher Zeit die Bestrafung der Gardes-du-Corps zu erlangen, welche die patriotische Cocarde geschmäht und mit Füßen getreten hätten!

Die Weiber aber erhoben sich von den Abgeordneten-Bänken, und schrieen und kreischten gleichzeitig wie

mit einem einzigen fürchterlichen Ton, daß man ihnen und der Stadt Paris Brot schaffen müsse!

Der Präsident begnügte sich ihnen bemerklich zu machen, daß die Nationalversammlung schon sehr viel gethan, um die Zufuhr von Nahrungsmitteln nach Paris zu befördern, und daß man noch auf neue Mittel und Decrete dafür sinnen wolle, daß aber die Bürgerinnen, wie Mounier sie gelant genug nannte, einstweilen wohl thäten, sich wieder in Frieden nach Paris zurückzubegeben.

Das genügt nicht! riefen jetzt mehrere tiefe und gewaltig tönende Baßstimmen, die aber den Lippen der unter die Abgeordneten verstreuten Damen angehörten.

Sprich Du doch, Deputirter! sagte eine hochgewachsene, im Gewicht ihres Embonpoints majestätisch thronende Poissarde zu ihrem Nachbar, indem sie von der patriarchalischen Gewohnheit des Dutzens, die im Fischweiber-Staat herrschte, einen für die Situation ungemein feierlichen Gebrauch machte.

Und Du halte Deinen Mund, Deputirter! sagte eine Andere, indem sie einen beim Volke wenig beliebten Abgeordneten, der sich eben zum Reden erheben wollte, an den Rockschößen wieder auf seinen Platz niederzog. In diesem Augenblick hörte man

einige schmetternde Kanonenschläge, die jetzt in kurzen Zwischenräumen sich donnernd wiederholten. Es waren die Kanonen, welche die Poissarden aus Paris mitgebracht, und mit denen der größte Theil ihrer Genossinnen, die nicht in den Sitzungssaal hatten Einlaß finden können, sich unmittelbar in die Avenue des Schlosses begeben hatten, um dort die Feuerschlünde einstweilen zur Ankündigung ihrer Thaten spielen zu lassen.

Man erblickte plötzlich in dem Saal viele bleiche und erschrockene Gesichter. Da stand Mirabeau von seinem Platze auf und erhob seine Stimme, vor der plötzlich ein tiefes lauschendes Schweigen auf allen Punkten des Saales eintrat. Er fragte mit seiner gebieterischen Haltung: mit welchem Recht die Bürgerinnen gekommen wären, um der Nationalversammlung Gesetze vorzuschreiben, und die Abgeordneten in ihrem Handeln zu beeinträchtigen? Auch die Bürgerinnen der Halle, wie verdient sie sich auch um das Vaterland gemacht, hätten die Pflicht, in dieser Versammlung zu schweigen und den von der Nation erwählten Gesetzgebern ihren Respect zu beweisen!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sämmtliche Frauen in lautschallende Bravorufe ausbrachen

und unaufhörlich in ihre Hände klatschten, um ihre Freude über den Redner und seine kraftvollen Aeußerungen auszudrücken. *)

Ein prächtiger Junge das, dieser Graf Mirabeau! riefen mehrere Poissarden wie aus Einem Munde.

Bravo, mein Sohn! sagte eine Andere, indem sie mit einem ungemein naturkräftigen Knix vor ihn hintrat und ihm alsdann mächtig die Hände schüttelte.

Mirabeau wandte sich darauf gegen den Präsidenten und beantragte, auf der Stelle eine Deputation zu ernennen, die, mit dem Präsidenten an der Spitze, sich noch in demselben Augenblick zum König begeben solle, um ihn zu einer unzweideutigen und ohne Verzug zu erklärenden Annahme der bis jetzt fertig gewordenen Verfassungs-Artikel zu bestimmen. Diese Deputation sollte dann von Seiner Majestät zugleich eine schleunige Abhülfe für Paris begehren, die der Lebensmittelnoth abhelfen und die Nahrungsverhältnisse der Hauptstadt befriedigend ordnen könne.

Von Neuem brach jetzt der Jubel über Mirabeau bei den weiblichen Insassen des Sitzungssaales los. Die Deputation wurde rasch, diesem Antrag gemäß, ernannt, und Mounier erklärte sich bereit, mit den

---

*) Mèmoires de Rivarol p. 273. Ferrières I. 323.

dazu bestimmten Mitgliedern abzugehen, als in diesem Augenblick die Damen der Halle sich stürmisch erhoben, und ihren Willen zu erkennen gaben, mitzugehen und dem König ebenfalls ihren Besuch zu machen. Keine Vorstellungen halfen, sie von diesem Vorsatz abzubringen, und man war froh, sie endlich nur dazu bestimmen zu können, daß nicht mehr als sechs dieser Damen mit zum König eintreten wollten. Indeß brach doch jetzt der ganze Schwarm theils tobend, theils lachend und kichernd auf, um der Deputation zu folgen.

Draußen floß der Regen in Strömen herab. Die Abgesandten der Nationalversammlung hatten sich, um keine Zeit zu verlieren, zu Fuß auf den Weg begeben, und die Weiber zogen ihnen mit jauchzenden und heulenden Ausrufungen zum Schlosse nach, an dessen Zugängen unabsehbare Volksmassen sich umhertrieben. Zugleich erblickte man dort den größten Theil des Poissardenzuges, der sich voraus nach dem Schlosse begeben, aber nur bis zum ersten Gitter gelangt war, wo er sich in einer Art von Schlachtordnung aufgestellt hatte. Weiter hatten die Gardes-du-Corps, welche den Place d'armes besetzt hielten, die Annäherung an das Schloß nicht gestattet, doch schien ihnen verboten, von den Waffen Gebrauch zu

machen, obwohl die Massen es an Verhöhnungen und Drohungen gegen sie nicht fehlen ließen.

Man ließ die Mitglieder der Nationalversammlung, sobald sie erkannt waren, mit großer Ehrerbietung vorwärtsziehen, und umgab sie sogar mit einem Geleit, welches aus jenen zerlumpten, mit Piken, Beilen und Stöcken bewaffneten Männern bestand, die mit den Poissarden aus Paris hergezogen waren. Unter dieser seltsamen Bedeckung gelangten die Deputirten in den inneren Schloßhof, um sich bei dem König melden zu lassen. Der weibliche Theil ihrer Gesandtschaft hatte sich aber auf diesem Wege mehr als verdoppelt, da sich noch einige Pariserinnen von so starker und gewaltthätiger Constitution, daß ihnen nicht leicht zu widerstreben war, mit eingedrängt hatten.

Der König war schleunigst von der Jagd zurückgekehrt, nachdem er durch seinen Stallmeister, den Marquis von Cubières, welchen die Königin in ihrer Angst nach ihm ausgesandt hatte, glücklich aufgefunden worden war. Bei seiner Ankunft, fielen auf dem Platz vor dem Schlosse einige Flintenschüsse, die zwischen den Gardes-du-Corps und dem sie neckenden Volke gewechselt wurden, und wodurch einige Kugeln gegen die Mauern des Sitzungssaales der Nationalversammlung prallten. Der erste Befehl aber, welchen

Ludwig XVI. ertheilte, war dahin gegangen, daß die Truppen sich durchaus des Feuerns enthalten sollten. Als ihn der Prinz von Luxembourg, der Capitaine der Gardes-du-Corps um weitere Verhaltungsbefehle ersuchte, sagte der König sogar scherzend: „Wie? Verhaltungsbefehle gegen Fischweiber? Ich muß annehmen, daß Sie Kurzweil treiben wollen."

Das Vorzimmer des Königs hatte sich inzwischen mit einer bedeutenden Anzahl von Personen angefüllt, unter denen sich auch Necker und der Minister des Innern, Herr von St. Priest, befanden. Hier und da wurden vertraute und leise Unterhaltungen angeknüpft, und man begann in diesem Kreise seltsamer Weise schon darüber zu verhandeln, ob der König abreisen solle oder nicht, und ob es nicht zur Sicherung des Throns einstweilen das Gerathenste wäre, wenn sich der König in eine Provinz zurückzöge. *) Mounier stand mit den Abgeordneten und den Poissarden längere Zeit in diesem Kreise, ehe er zum König vorgelassen wurde.

Ludwig XVI. empfing die Deputation mit jener einfachen und rührenden Güte, die bei ihm zugleich auf dem Grunde einer des Besten sich bewußten Ge-

---

*) Madame de Staël Mémoires et considérations sur la révolution française I. ch. XI.

sinnung erschien, und in diesem Augenblick mehr von der Stärke als von der Schwäche seines Wesens an sich hatte. Mounier trug zuerst die Begehren der Nationalversammlung vor und entwarf dann mit beredten und nachdrucksvollen Worten eine Schilderung des Elends, welches die Bevölkerung der Hauptstadt heimgesucht habe. Ludwig XVI. antwortete, daß er Nichts unversucht lassen werde, um alle Uebel zu heilen, und der Ton seiner Stimme war dabei so hinreißend gewesen, daß den Frauen die Thränen in die Augen traten. *) Mounier bat um eine Stunde, in welcher er die Erklärung Seiner Majestät über die reine und einfache Annahme der Constitutions-Artikel und der Menschenrechte, die von der Nationalversammlung erbeten worden sei, empfangen dürfe. Der König bestimmte die neunte Stunde desselben Abends. Es war jetzt gegen sechs Uhr. Darauf zog sich der König, nachdem er freundlich nnd herzlich gegrüßt, in sein Cabinet zurück, wohin er die Minister zur Berathung berief.

Inzwischen hatten sich unten auf dem Platz und den Vorhöfen des Schlosses die Zustände bedeutend zu verschlimmern angefangen. Die fort-

---

*) Rivarol p. 278.

dauernden Reibungen zwischen den dort sich umhertreibenden Volksmassen und den Gardes du Corps hatten die übelste Wendung genommen. Man versuchte jetzt gewaltsam durch das Gitter in das Innere des Schloßhofes einzudringen, und ein Soldat der Nationalgarde von Versailles, die sich mit den revolutionairen Zuzüglern von Paris verbündet hatte, schoß einen Hauptmann der Gardes du Corps vom Pferde herunter. Dies wurde das Signal zu einem fürchterlichen Massacre, das sich bald von allen Seiten erhob, und bei dem die Gardes du Corps in dem schlimmen Nachtheil sich befanden, daß sie dem Befehl des Königs, von den Schießwaffen keinen Gebrauch zu machen, treu zu bleiben suchten. Das Volk aber hatte ein mörderisches Feuer gegen die Soldaten zu richten begonnen, und die Nationalgarde von Versailles machte Miene, mit einer Kanone zu schießen, die vor den Kasernen der alten französischen Garden aufgestellt war.

Ludwig XVI. sandte den Befehl herunter, daß die Soldaten den Platz gänzlich räumen und sich in ihre Kasernen zurückziehen möchten. Er hoffte, daß durch diesen Rückzug das Volk sich beruhigt finden würde. Die Gardes du Corps bildeten sich jetzt zu einer Colonne und verließen den Place d'armes, aber

das Volk hatte seine Flinten von Neuem geladen und verfolgte die Abziehenden, denen es bis zu ihren Ställen hin einen unaufhörlichen Kugelregen nachschickte. In allen Straßen, aus allen Häusern wurden sie jetzt auf diesem Wege von Schüssen empfangen, viele sanken todt von ihren Pferden herab, und der größte Theil zog sich in einer musterhaften Ordnung zurück, ohne eine Gegenwehr zu üben.

Dieser Vorgang hatte jetzt die größte Beunruhigung im Innern des Schlosses hervorgerufen. Im Rath der Minister, welche um den König versammelt waren, wurde jetzt mit größerem Nachdruck als bisher das Wort Flucht ausgesprochen. Aber der König wies jeden Gedanken an eine Flucht mit stillem Ernst zurück. Dann schlugen die Minister vor, wenigstens die Königin und den Dauphin abreisen zu lassen. Aber als sie die Wagen bereits heranfahren ließen, hieb das Volk den Pferden die Stränge ab, zerbrach die Räder, und lief mit dem Wuthschrei durch alle Straßen, daß man die Flucht des Königs nach Metz verhindern müsse!

Marie Antoinette aber war zu dem König in das Gemach getreten, und hatte ihm mit einer hohen muthvollen Stimme erklärt, daß sie ihn niemals verlassen, daß sie mit ihm sterben würde! Der König

betrachtete seine Gemahlin mit einer staunenden Zuversicht und Freude. Ihr Gesicht strahlte von einer heldenhaften Entschließung, und das ängstliche Zagen, welches noch vor Kurzem auf demselben geherrscht, war verschwunden. In ihren schönen Augen blitzten nicht mehr die früheren Thränen, sondern ein Feuer, das den König mit Bewunderung und Kraft erfüllte. Es war gegen zehn Uhr Abends. Die Königin bemerkte ein Papier in den Händen des Königs, und sie fragte ihn mit ihren Augen danach. Der König erwiederte, das sei die schriftliche Erklärung, die er abgegeben, und wodurch er sich zur Annahme der ihm von der Nationalversammlung gestellten Begehren bekannt habe. Die Königin zuckte einen Augenblick unwillkürlich zusammen, zeigte aber sogleich wieder ihre ruhige, fast heitere Miene. Dann ließ der König Mounier rufen, der schon seit einer Stunde wieder in der Antichambre auf diese Antwort harrte. Ludwig händigte sie ihm mit einem lächelnden, gütevollen Blick ein, obwohl er kurz zuvor vernommen, daß Mounier in der Mitte des Regiments von Flandern gesehen worden sei, als er dasselbe eben mit aufwiegelnder Beredsamkeit zum Abfall von der Sache des Königs zu ermahnen gesucht. Dies Regiment hatte sich auch bereits geweigert, zu den Waffen zu

greifen, und in den Schloßhof einzurücken. Denn vor einer Stunde war der König zweifelhaft und bange über die Lage der Dinge geworden und hatte nach diesem Regiment geschickt. Er hatte auch seine getreuen Gardes du Corps, die er vorher zurückgesandt, wieder nach dem Schlosse rufen lassen. Ein großer Theil derselben hatte sich auch sogleich wieder gestellt, obwohl viele mit tiefen und gefährlichen Wunden, denn in allen Straßen, durch welche sie geritten, war abermals und von allen Seiten auf sie geschossen worden.

Nach zehn Uhr traf plötzlich ein Adjutant des Marquis von Lafayette aus Paris auf dem Schlosse von Versailles ein, der dem König meldete, daß Lafayette an der Spitze der gesammten Nationalgarde von Paris im Anzuge begriffen sei und binnen Kurzem in Versailles eintreffen werde. Die unendliche Verwirrung des Ministerraths schien bei dieser Nachricht nur zu steigen. Denn zu gleicher Zeit wurde bekannt, daß Lafayette zu diesem Ausmarsch durch den Ausschuß der Pariser Commune selbst bevollmächtigt worden sei. Man hielt sich überzeugt, daß er neue Forderungen von Paris aus überbringen würde. Der König äußerte, daß man in Ruhe und ohne Mißtrauen die Ankunft des Generals erwarten müsse.

Zur Königin sagte er, daß ihm doch auch noch etwas übrig geblieben sei, um sich der Armee des Marquis von Lafayette entgegenzustellen, nämlich sein eigener Degen!

Indeß fühlte sich der König, je mehr die Nacht hereinbrach, mehr und mehr von einem eigenthümlichen Wunsch bewegt, dem er jetzt Ausdruck leihen mußte. Er hielt es nämlich für gerathen, sich in dieser gefahrvollen Stunde mit der Unverletzlichkeit der Repräsentanten der Nation zu umgeben, und ließ deshalb dem Präsidenten der Nationalversammlung seinen Wunsch aussprechen, ihn in dieser Nacht bei sich auf dem Schlosse zu sehn, und zwar mit einer so großen Anzahl von Abgeordneten, als er nur immer mit sich herbeiführen könnte. Da durch die Volksmassen, welche inzwischen in den Saal des Menus geströmt waren, die Sitzung längst aufgehoben worden, so ließ Mounier von Straße zu Straße durch einen Tambour die Repräsentanten der Nation herbeirufen, soviel er nur deren habhaft werden konnte. Endlich erschien der Präsident selbst mit den hervorragendsten Mitgliedern der Versammlung auf dem Schlosse. Unter diesen sah man auch Mirabeau, den Grafen de la Marck, Volney, Robespierre, Guillotin, und viele andere. Einige von ihnen hatten Waffen angelegt,

was den peinlichen Ernst und Drang des Augenblicks ungemein erhöhte. Mirabeau führte einen Säbel an einem Bandelier, den er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal dem schwarzen Kleide des dritten Standes, das er jederzeit trug, hinzugefügt hatte.

Endlich gegen Mitternacht war Lafayette mit zwanzigtausend Mann Nationalgarden in Versailles angelangt. Seine Trommel erschreckte zuerst den Weibertrupp der Poissarden, die sich auf dem Place d'armes jetzt zu einer vollständig kriegerischen Stellung formirt hatten, und eine Patrouille ausschickten, um die Absichten dieses neuen Ereignisses erforschen zu lassen. Lafayette aber ließ seine Armee im Angesicht des Schlosses Halt machen und stellte sich auf dem Platz und den Zugängen des Schlosses und in allen angränzenden Straßen in einer feierlichen Ordnung auf. Dann stieg er vom Pferde und begab sich, begleitet von den Commissarien, welche ihm die Commune von Paris mitgegeben, zum König in das Schloß. In einer kurzen Anrede erklärte Lafayette dem König, daß er mit allen Nationalgarden von Paris gekommen sei, um die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen, und den Frieden des Königs mit der Nation dauernd zu vollenden. Die Forderungen der Pariser Commune ließ er durch die Commissarien

selbst vortragen. Dieselben bestanden in vier Punkten. Der König möge den Dienst in seinem Schlosse nur durch die Nationalgarde versehen lassen; er möge der Commune Einsicht in alle Acten über die Verpflegung von Paris gewähren; er möge die Menschenrechte einfach genehmigen; er möge Paris zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte wählen.*)

Der König erwiederte, den ersten Punct werde er gern genehmigen. Der zweite und dritte seien ja schon erledigt. Was den vierten Punct anbetreffe, daß man die Verlegung seiner Residenz nach Paris wünsche, so liege dies gewiß nicht außerhalb seiner Neigung, aber er werde es vorziehen, darüber noch nach seinem Gefallen sich bestimmter zu entschließen.

Nach dieser Unterredung eilte Lafayette zur ersten Ausführung seiner Sendung. Er beorderte die Abtheilungen der Nationalgarde, welche jetzt in das Schloß rücken sollten, um alle Posten in demselben zu besetzen. Die übrigen Bataillone wurden in den Kirchen und anderen Gebäuden der Stadt untergebracht, oder sie lagerten auf den Straßen, bei fröhlich flackerndem Wachtfeuer. Diese Feuer wurden zugleich eine Anlockung für die übrigen Volksmassen, welche, unruhig

---

*) Sybel Geschichte der Revolutionszeit I. 69.

umherschwärmend und immer aufgeregter werdend, die Nacht auf den Straßen zubringen zu wollen schienen. Allmählig begann die ganze Weiber-Colonne, mit all ihrem Anhang aus den Pariser Faubourgs, sich in der Nähe dieser Wachtfener anzusiedeln, wodurch viel Spaß und Tollheit, aber auch neue Aufregung und Lust zu vermessenen Unternehmungen entstanden. Man verabredete sich, die Caserne der Leibwache zu stürmen und diese verhaßte Truppe gänzlich aufzureiben.

Obwohl diese drohenden Anzeichen ihm gemeldet waren, so verließ doch der General Lafayette schon bald nach Mitternacht das Schloß, um, da er sich erschöpft und ruhebedürftig fühlte, im Hôtel Noailles sein Nachtquartier zu nehmen. Auch die Mitglieder der Nationalversammlung, die bis dahin in einem Saal des Schlosses vereinigt gewesen, entfernten sich jetzt. Es schien wieder eine Stunde des Friedens im Schlosse von Versailles eingekehrt zu sein. Der König und die Königin begaben sich in ihre Gemächer, um den Schlummer zu suchen. Eine wunderbare Stille und Lautlosigkeit begann plötzlich im ganzen Schlosse zu herrschen.

Draußen aber brach in der Stille der Nacht ein neues und gewaltiges Toben an, das zuerst vor der Caserne der Gardes-du-Corps sein Ziel suchte. Die

Caserne erlag sofort den wüthenden Volkshaufen, welche in übermächtiger Anzahl eindrangen, und Alles vor sich niederzuwerfen und zu zerstören suchten. Die nur in geringer Anzahl anwesenden Garden suchten sich durch die Flucht zu retten, und nahmen schleunigst ihren Weg zum Schlosse des Königs hin. Mehrere von ihnen wurden getödtet, oder auf entsetzliche Weise verstümmelt.

Jetzt aber, als der Morgen heraufzudämmern begann, wandte sich wie in einer stillschweigenden Uebereinstimmung der Massen ihre rasende Unternehmungslust dem Schlosse zu. Man fand einen Eingang zum Schlosse von seiner Wache verlassen, und durch diesen ergoß sich zuerst die brausende Menge, die bald alle Höfe und Corridors überschwemmte und erst leise und vorsichtig, dann mit ungezügelter Wuth losstürmend, zu den Königlichen Gemächern vorzudringen strebte. In diesem Augenblick erscholl plötzlich ein wunderbarer Laut aus diesen sich in den Corridors fortwälzenden Haufen. Die Stimme rief mit einem seltsam schneidenden und zischenden Klang: „der Kopf der Königin!“, und von einem fürchterlichen Drohgeheul, das diesem Ausruf folgte, erschallte jetzt das ganze Königsschloß in allen seinen Räumen. Man drang weiter vor, tödtete einige Leibwachen, die

auf den Gängen ihre Posten hatten, und fand zuerst einen hartnäckigen Widerstand an der Schildwache, die vor der Thür des Schlafzimmers der Königin stand, und sich so lange vertheidigte, bis sie unter den auf sie geführten Streichen der Piken und Flintenkolben zusammenstürzte.

Von den furchtbaren Stößen, welche gegen die Thür geführt wurden, war Marie Antoinette erwacht und in ihrem Bett hoch emporgefahren. In demselben Augenblick stürzte ihre Kammerfrau herbei, und benachrichtigte die Königin von den ausgebrochenen Schrecknissen, vor denen kaum noch ein Entrinnen möglich schien. Marie Antoinette sprang aus ihrem Bett und eilte, ohne sich noch Zeit zum Ankleiden zu gönnen, nackt, nur mit dem Nachthemd bekleidet, zu einer Seitenthür ihres Gemaches hinaus, die in einen inneren Corridor führte, einen langen und engen Gang, durch welchen das Gemach der Königin mit dem Oeil de boeuf und von dort mit den Zimmern des Königs in Verbindung stand. Vom Entsetzen getrieben, eilte die Königin über diesen Gang dahin, fand jedoch zu ihrem neuen Schrecken die Endthür des Corridors verschlossen, an der sie erst einige Minuten lang klopfen mußte. Dann aber konnte sie sich mit einem lauten Freudenschrei in die

Arme des Königs retten, der ihr entgegenkam und sie an seine Brust drückte.*)

Unterdessen hatte der tobende Haufen, welcher das Schlafzimmer der Königin in düstern Absichten belagerte, die Thür eingeschlagen, und war mit einem nach seiner Beute verlangenden Gebrüll jetzt in das Innere des Gemachs eingedrungen. Man stürzte sogleich bis zum Bett der Königin vor, und ein Mann mit einem großen rothen Bart, der eine bekannte Figur in der Verbrecherwelt von Paris war, zog mit einem grinsenden Lachen die Vorhänge des Betts herunter. Mit einem allgemeinen Aufschrei wurde bemerkt, daß das Bett leer war und die Königin sich nicht mehr darin befand. Die Pikenmänner warfen sich jetzt über das Bett hin, rissen die Kissen herunter, und durchbohrten dieselben mit ihren Waffen.

In diesem Augenblick trat Mirabeau ein und betrachtete mit Empfindungen, die ihn auf das Wunderbarste überwältigten, diesen Ort, der die Scene eines so widerwärtigen Frevels geworden war. Er war, mit mehreren anderen Mitgliedern der Nationalversammlung, auf die bald durch ganz Versailles gedrungene Schreckenskunde von den Vorgängen im Schlosse,

---

*) Weber I. 446.

wieder hierher zurückgeeilt, und der überall verbreitete Ruf, daß das Leben der Königin bedroht werde, hatte ihn unmittelbar zu diesen Gemächern hergetrieben, wo er soeben in der größten Aufregung, und mit dem glühenden Wunsch, die Königin retten zu können, angelangt war.

Mit einer flammenden Gebärde trat er jetzt vor das Bett der Königin hin, und zog den an seiner Seite hängenden Degen, indem er damit die Unfugtreibenden zurückzujagen suchte. Er breitete sich dabei über das Bett hin, in welchem Marie Antoinette noch vor wenigen Minuten gelegen und geschlummert hatte, und die eine seiner Hände ruhte eine Zeitlang auf dem Pfühl, der noch warm von dem Körper der Königin zu sein schien. Diese Wärme erfüllte ihn jetzt wie mit einem elektrischen Strom, und er vergaß der ihn umdrohenden Gefahr, indem er sich von einem Schauder des Entzückens in allen seinen Gliedern durchdrungen fühlte.

Man hatte in dem Haufen den Grafen Mirabeau erkannt, und schien es nicht so ernst nehmen zu wollen, daß Mirabeau sich zu einer Abwehr gegen ihr Beginnen aufgestellt hatte. Man beachtete ihn kaum, da man schon im Begriff gewesen war, dies nutzlose Treiben von selbst wieder zu verlassen und

zu anderen Nachforschungen im Schlosse eilig fortzustürmen.

Als Mirabeau sich aus der träumerischen Verzückung, in welche er am Bett der Königin gerathen war, wieder emporrichtete, sah er sich fast allein in dem Gemach. Nur im Hintergrunde desselben bewegten sich noch einige Gestalten auf und nieder, die ihm aber fern blieben. Seine Augen wandten sich immer wieder zu dem Bett der Königin zurück, das in dem Gewühl der Zerstörung, in dem es vor ihm lag, zugleich Anschauungen in ihm wachrief, von denen er sich nicht losreißen zu können schien.

Jetzt fühlte er plötzlich, daß ihm eine starke Hand auf die Schulter klopfte, und als er sich fast erschrocken umwandte, sah er in das ernste, kalte, ihn spöttisch anblickende Gesicht des Abgeordneten Pétion.

Ein fesselnder Anblick für die Männer der linken Seite, sagte Pétion grinsend, indem er auf das zerwühlte und zerfetzte Bett der Königin hindeutete. Unser College Mirabeau scheint noch nach einigen Parfüms aus der Atmosphäre der schönen Marie Antoinette zu suchen. Hallo, ist das nicht auch ein Verrath an der Volkssache, bei dem wir den Grafen Mirabeau hier ertappen?

Mirabeau, der unwillig einige abweisende Worte

erwiederte, bemerkte jetzt zuerst, daß sich in diesem Augenblick ein ganzer Kreis von Abgeordneten um ihn gebildet hatte, unter denen er namentlich Robespierre, Barnave und den Doctor Guillotin erkannte. Die beiden ersteren sahen Mirabeau mit mißtrauischen und zürnenden Blicken an. Aber Doctor Guillotin, der stets ein ungemein sanftes und einnehmendes Lächeln auf seinem Gesicht hatte, reichte Mirabeau freundlich die Hand, obwohl mit den einigermaßen spöttisch hinzugefügten Worten, daß er es entschuldigen möge, wenn man ihn aus schöneren Träumen in die Wirklichkeit zurückversetzt habe.

Mirabeau schwieg, indem er mit ruhig übereinandergeschlagenen Armen diese Herren betrachtete, mit deren revolutionairem Feuereifer er schon in der letzten Zeit bei den Debatten der Nationalversammlung sehr häufig in Widerspruch getreten war, und deren Haß er sich mehrfach erworben zu haben glaubte.

Es war immerhin ein herzbrechender Anblick, den Grafen Mirabeau zu sehen, wie er das Bett der Königin gegen die wackern Männer des Volkes schützte!

rief Robespierre mit einem wilden und verächtlichen Ausdruck. Steht er nicht da, wie der Hohepriester der Reaction an dieser Bundeslade der Königlichen Gnaden? Und viel Gnaden sind sicherlich schon in

diesem Bett ausgetheilt worden, Graf Mirabeau! Warum ist man aber auch verspäteter Royalist?

Dies Bett ist allerdings so schön und süß, daß es sich sogar angenehm darin sterben würde! sagte der weichere Barnave, indem er zu dem Bett der Königin hinüberblinzelte.

Für eine angenehme Todesart laßt nur hier unsern Doctor Guillotin sorgen! rief Robespierre mit einem rohen Lachen. Er hat eine wunderbare Köpfmaschine erfunden, von der ich neulich die Zeichnung bei ihm eingesehen habe. Damit werden die Köpfe so mild und sanft abgehn, daß man es für eine Wohlthat der Menschheit halten wird, wenn die Maschine nur erst zu arbeiten anfängt. Und dies wird hoffentlich bald geschehen.

In der That, ist die Köpfmaschine fertig, Doctor Guillotin? fragte Barnave begierig.

Ich kann mich dessen noch immer nicht rühmen, entgegnete Guillotin mit seinem freundlichen Kinderlächeln. Unser Freund Robespierre eilt damit gar zu sehr. Ich werde den mir übertragenen Bericht über das peinliche Gesetzbuch wohl erst gegen Ende dieses Jahres abstatten können, und damit will ich zugleich meine Maschine vorlegen, an der ich noch jeden Tag verbessere, und die, wenn sie mir ganz ge-

lingt, in der That ein Triumph der Humanität sein wird.

Nun, so wird man wohl inzwischen noch andere Mittel finden, um die Verräther des Volks zu treffen, und aus dem Wege zu schaffen! rief Robespierre mit einem finstern Trotz. Seine Augen begegneten sich dabei auf eine unheimliche Weise mit den Blicken Mirabeau's, der, erstaunt über die seltsamen Ahnungen, die ihn in diesem Augenblick beschleichen wollten, ihn fragend anstarrte.

Aber Robespierre hatte sich in diesem Augenblick rasch umgekehrt und war aus dem Zimmer verschwunden. Eben so rasch waren ihm Pétion, Barnave und Guillotin gefolgt, und Mirabeau sah sich wieder allein in dem Gemach der Königin, in welchem die Ampel, durch die dasselbe bisher erhellt worden, zu erlöschen begann. Mirabeau fühlte sich von einem Schauder ergriffen, den er sich nicht zu erklären vermochte, und eilte in die erleuchteten Corridors des Schlosses hinaus, durch welche ein unaufhörliches Menschengewoge, vermischt mit einzelnen räthselhaften Gestalten, die Jedermann bekannt schienen und doch von Niemand gekannt wurden, sich hin- und herschob. Mehrere dieser Gestalten trugen Masken, oder hatten sich die bizarrsten Verkleidungen erwählt, um unkenntlich zu

erscheinen. Durch einen der Gänge glaubte Mirabeau den Herzog von Orléans schlüpfen zu sehen, dessen bleiches, heut von einem wilden Fanatismus beseeltes Gesicht ihm auch in einem Winkel des Haupt-Corridors wieder begegnete, wo der Herzog, geheimnißvoll flüsternd, mit seinen Vertrauten, dem Herzog von Aiguillon und seinem Secretair La Clos, dem Verfasser der Liaisons dangereuses, zusammenstand und die ferneren Parolen für die Weiterführung dieses Aufstandes auszutauschen schien. Auch Marat und die colossale, finster häßliche Gestalt Danton's, mit den Medusen-Augen, dessen Namen zuerst unter den Vorkämpfern im Bastille-Sturm genannt worden, glaubte Mirabeau in diesem beispiellosen Gewühl vorbeitreiben zu sehen.

Plötzlich aber verbreitete sich wie mit einer Posaunenstimme, welche durch alle Räume des Schlosses schmetterte, die Nachricht, daß der General von Lafayette angekommen sei. Aus seinem Schlaf erweckt, dem er sich in so auffallender Sorglosigkeit überlassen, hatte er sich auf sein Pferd geworfen und war in Sturmeseile zum Schlosse hergeritten. Ihm folgten starke Abtheilungen der Nationalgarde, die sich auf seinen Befehl sofort im Schlosse vertheilten und alle Verbindungsgänge in demselben besetzten.

Die in demselben angesammelt gewesenen Volkshaufen wurden wie mit einem einzigen Stoß hinausgedrängt, wogten aber noch auf den Höfen des Schlosses in einer unentwirrbar tobenden Masse weiter. In demselben Augenblick stieg eine helle strahlende Herbstsonne am Horizont empor, und schien über den zerstiebenden Gebilden dieser furchtbaren Nacht den Anbruch einer Versöhnung zu verkündigen.

Lafayette stand vor dem König und suchte Worte der Zuversicht und der Beruhigung einzusprechen. Aber zugleich deutete er darauf hin, daß die Abreise des Königs nach Paris unerläßlich sein werde. Ludwig XVI. schien ermüdet und sorgenvoll. Von allen Seiten drängte man sich jetzt mit der Bitte um ihn her, daß er in die Verlegung der Königlichen Residenz nach Paris willigen möchte. Die Königin stand abseits, und vermied es, den Augen des Königs zu begegnen. Endlich sagte der König mit einem gefaßten und entschiedenen Ton, daß er gegen Mittag nach Paris abreisen wolle Diese Nachricht verbreitete sich rasch und ungestüm von Mund zu Munde. Unten auf den Höfen begannen die Massen bereis hoch zu jubeln.

Der König trat jetzt, an der Seite Lafayette's, auf den Balcon hinaus, um der Menge diese Kunde

zu bestätigen, die jetzt mit ungeheueren Freudenschreien, mit unzähligen Lebehochs für den König und mit dem Feuer der Musketen, das man überall löste, aufgenommen wurde. Als aber eine Pause in diesen Jubelbezeugungen eintrat, hörte man die heftigsten Flüche und Verwünschungen gegen die Königin laut werden.

Jetzt führte Lafayette auch die Königin auf den Balcon hinaus. Sie erschien ohne Zögern und mit einem festen Auftreten ihrer herrlichen Gestalt, indem sie an der einen Hand den Dauphin, an der andern die Madame Royale führte. Da schrie von unten herauf eine gewaltige Stimme: Keine Kinder! Marie Antoinette stieß mit einer kaum bemerklichen Bewegung der Hand ihre Kinder wieder in den Saal zurück, und blieb neben Lafayette allein auf dem Balcon stehen, indem sie mit einer unendlichen Ruhe und edeln Würde ihre Arme über der Brust faltete, und ohne sich zu demüthigen, doch ihren Tod zu erwarten schien. Jetzt ergriff Lafayette die Hand der Königin und küßte dieselbe. Da durchdröhnte der einstimmige Jubelschrei des Volkes die Luft, und der lange nicht gehörte Ruf: Es lebe die Königin! erschallte von allen Seiten.

Einige Stunden später fuhr der Wagen des Königs

mit den beiden Majestäten über die Landstraße der Hauptstadt zu.

Vierzehn Tage darauf folgte die Nationalversammlung nach Paris, um dort ihre Sitzungen zu halten.

Mirabeau hatte diesen Vorschlag gemacht, und dabei erklärt, daß die Nationalversammlung von der Person des Monarchen unzertrennlich sei!

IV.

Die Reise zur Königin.

Es war am 3. Juli 1790, als Mirabeau in Gesellschaft des Grafen de la Marck in den Wagen stieg, um sich nach Saint-Cloud zu begeben, wohin seit längerer Zeit glühende und rastlose Wünsche ihn gezogen hatten.

Der Hof verweilte seit Anbruch des Sommers auf dem Schlosse in Saint-Cloud, wo er in einer stillen und unthätigen Zurückgezogenheit die Ereignisse abwarten zu wollen schien. Seine Lage war nicht schlimmer, aber auch nicht besser geworden, und jeder Tag begann für den König und die Königin mit einer neuen Unsicherheit und endete nur mit einem zweifelhaften und bedenklichen Trost. Mirabeau glaubte, daß der König etwas Entschiedenes unternehmen müsse, um dies

lange Krankenlager, auf dem die Monarchie dahinsiechte, zu unterbrechen. Seit einiger Zeit hatte er täglich den Grafen de la Marck beschworen, ihm eine Zusammenkunft mit der Königin Marie Antoinette zu verschaffen. Von einer persönlichen Unterredung mit der Königin wollte Mirabeau die außerordentlichsten Erfolge hoffen. Er maß sich die Kraft bei, ihr durch zwei Worte, die er mit ihr wechselte, andere und neue Ueberzeugungen über das, was zu thun nothwendig sei, einflößen zu können.

Der Graf de la Marck hatte diesem Andringen bisher widerstanden, da er die Abneigung und Scheu, welche die Königin fortwährend gegen Mirabeau hegte, aus erneuerten Gesprächen mit ihr kannte, und es deshalb nicht mehr wagte, von Mirabeau zu sprechen. Dagegen hatte es jetzt der oesterreichische Gesandte in Paris, der Graf von Mercy, der im Vertrauen der Königin seit einiger Zeit den ersten Platz einnahm, übernommen, die Bedenken der Königin zu besiegen, nachdem er zuvor mehrere Unterredungen mit Mirabeau gehabt, und mit ihm den Plan zur Rettung der Monarchie besprochen hatte. Mirabeau gerieth in einen Ausbruch des Entzückens, als ihm Graf Mercy gestern anzeigte, daß die Königin eingewilligt

habe, den Grafen Mirabeau am heutigen Tage in Saint-Cloud zu empfangen.

Mirabeau war so erregt von dieser Aussicht, auf die er lange gedacht und geträumt, daß er eine Zeitlang schweigsam und stumm im Wagen saß und mit La Marck, der ihn auf diesem Wege zu begleiten gewünscht, nur eine sehr nothdürftige Unterhaltung führte.

Der gesprächige La Marck konnte aber dies Schweigen nicht länger aushalten, und mochte es zugleich für seine Schuldigkeit ansehn, noch einige wohlgemeinte Winke und Rathschlüsse auszutheilen, um Mirabeau vor jeder Uebereilung der Königin gegenüber zu warnen. Indeß, fügte er auch wieder mit seiner ihn nie im Stiche lassenden Verbindlichkeit hinzu, der Graf Mirabeau ist darin der ächte Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, daß ihn in der schwierigsten Situation am allwenigsten der Takt verläßt und er stets genau weiß, wie weit er gehen, wo er anfangen und wo er aufhören soll.

Es ist sehr großmüthig von Ihnen, lieber Freund, entgegnete Mirabeau, daß Sie noch auf meine aristokratische Natur rechnen wollen, nachdem unsere Nationalversammlung vor einigen Wochen den ganzen Adel abgeschafft, und ich heut nur noch als Monsieur

Riquetti zur Königin nach Saint-Cloud gehe, während mein Freund, der gute Monsieur Marck, die Güte haben will, mich bis Auteuil zu begleiten!

La Marck lachte über diesen guten Humor, in dem sich Mirabeau befand. Er schien aber noch mancherlei andere Bedenken auf dem Herzen zu haben.

Ich weiß, daß Sie große und segensreiche Entwürfe für Frankreich hegen, lieber Mirabeau, sagte er nach einer Pause. Aber hüten Sie sich davor, die Königin durch Vorschläge in Verlegenheit zu setzen, die den Finanzpunkt zu stark in Anspruch nehmen könnten. Der Hof hat kein Geld, um irgend etwas Großes und Umfassendes jetzt unternehmen zu können. Da es sich als eine Unmöglichkeit erwiesen hat, die neue Necker'sche Anleihe zu Gelde zu machen, trotz der Zustimmung, mit welcher die Repräsentanten der Nation dieselben versehen haben, und kein Banquier auch nur einen Sous darauf hat einzahlen wollen, so sind die Geldmittel des Hofes in diesem Augenblick auf's Aeußerste beschränkt.

Was ich vorschlagen will, wird nur wenig Geld kosten, aber sehr viel Geld einbringen, sagte Mirabeau lächelnd. Ich will den König allein auf meine Kosten retten, wenn er mir versprechen wollte, die ungeheure Vermehrung aller Staatseinkünfte, die nachher noth-

wendig entstehen muß, mit mir zu theilen, oder wenigstens meine Schulden zu bezahlen.

Er wird mehr als das thun, erwiederte La Marck bedeutsam. Ihr wißt, daß ich in diesem Betracht mich zu Eurem Geschäftsführer gemacht habe, und nicht ruhen werde, bis ich Eure Interessen auf das Vollständigste wahrgenommen.

Ihr habt Recht, entgegnete Mirabeau nachläßig, Einer muß doch wenigstens Geld haben. Wenn die Monarchie nicht bei Kasse ist, so muß es doch der Retter der Monarchie wenigstens sein! Uebrigens gebt Euch nicht so viel Mühe mit dieser Angelegenheit, mein guter Graf de la Marck! Eure wahrhaft freundschaftliche Fürsorge für die Verbesserung meiner Finanzen verdient zwar den allerhöchsten Dank, aber Ihr kennt mich auch zu gut, um nicht zu wissen, daß ich mir im Grunde aus dem Gelde ungeheuer wenig mache. Ich habe mir schon so viel Geld in meinem Leben durch die Finger geblasen, daß ich ziemlich gleichgültig geworden bin, wo dieses infame Material immer wieder herkommt, denn ich habe jedesmal gesehen, daß man es plötzlich auf irgend eine Weise wieder in den Taschen hat. Und das ist das beste Geld, von dem man gar nicht weiß, wo es hergekommen ist. Immer ganz genau zu wissen, wo man

sein Geld herhat, ist höchst fatal. Ich habe es Euch wohl nie erzählt, daß Lafayette gegen Ende des vorigen Jahres einmal zu mir kam, und mir, obwohl ich ihn lange nicht gesehn, plötzlich und wie aus der Pistole geschossen eine Summe von funfzigtausend Francs anbot. Meine Geldbedrängnisse waren damals gerade von der abscheulichsten Art, und es mochte wohl darüber Etwas ruchbar geworden sein. Aber das Geld sollte auf die Civilliste des Königs angewiesen werden, über welche Lafayette, als der Nationalgarden-Souverain von Frankreich, damals fast nach Belieben zu verfügen schien. Diese Sache war mir unangenehm, und ich nahm sie so auf, daß nie wieder die Rede davon sein konnte.*)

Es ist aber doch sehr wichtig, Graf Mirabeau, daß wir Sie wieder in ganz geordneten Verhältnissen haben, bemerkte La Marck mit vielem Ernst. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht darüber nachdächte und Schritte vorbereitete. Ihr habt versprochen, mir eine vollständige Aufstellung aller Eurer Schulden zu geben, und ich bitte Euch wiederholt darum.

Auf Euer vieles Zureden habe ich mit dieser verdrießlichen Beschäftigung allerdings begonnen, ent-

---

*) La Marck I. 130.

gegnete Mirabeau lachend. Aber weit bin ich mit so empfindsamen Rückerinnerungen nicht gekommen. Ich habe nur soviel herausgerechnet, daß die Totalsumme meiner Schulden sich etwa auf 208,000 Francs belaufen möchte. Aber die Details haben mich zum Theil auf eine ganz fürchterliche Weise beläftigt. Denkt Euch, daß sich unter meinen unbezahlten Rechnungen sogar noch der Posten für das Hochzeitskleid meiner Frau gefunden hat.*) Ich bin überzeugt, wenn dies Emilie von Marignane wüßte, würde ihre stolze und empfindliche Seele auf der Stelle jeden Gedanken an eine Wiedervereinigung mit mir aufgeben. Ich hätte fast Lust, ihr dies in einem anonymen Briefe melden zu lassen. Ich habe sie übrigens seit einiger Zeit nicht mehr in der Nationalversammlung gesehn.

Weil Ihr selbst ein so seltener Vogel in den Sitzungen geworden seid, lächelte La Marck.

Ich nehme nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten das Wort, und das genügt in dieser von Tag zu Tag abgestandener werdenden Gesellschaft, versetzte Mirabeau mit einer stolzen Handbewegung.

Aber laßt uns bei der Sache bleiben, die wir zu-

---

*) La Marck I. 159.

vor berührt haben, nahm La Marck von Neuem das Wort. Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, mit dem König im größten Vertrauen zu reden. Er erkannte an, daß Graf Mirabeau der Mann sein würde, um als ein Organ der Kraft und des Talents für die Wiederherstellung der zerrütteten Verhältnisse der Monarchie zu dienen. Er schien mir geneigt, jedes Opfer zu bringen, um solchen Mann an seinen Thron zu fesseln.

Macht mit mir, was Ihr wollt, lieber Graf, erwiederte Mirabeau. Wenn Ihr es durchaus verlangt, will ich mich auch bestechen lassen, aber nur unter der Bedingung, daß ich die Monarchie nicht anders vertheidige, als ich es schon auf der Tribüne der Nationalversammlung und durch alle meine sonstigen Schritte höchst unbestochener Weise gethan habe. Und was ich bisher gethan, war das einzig Rechte, um die Monarchie zu erhalten und wiederherzustellen, glaubt es mir! Meine Bestechung aber sei eine lustige Aventüre, nichts weiter. Kann aus dem allgemeinen Finanzschwindel auch einmal etwas für mich herausgeschlagen werden, so mag es gut sein. Sei mir jedes Fünffrankenstück gegrüßt, das ich dem Ruin aller Kassen abgejagt habe, aber es falle ganz thatsächlich und ohne viele Redensarten in die Tasche

Mirabeau's, als wenn dieselbe der reine Schooß der Danaë wäre.

So soll es in der That sein, sagte La Marck, seinem Freunde angelegentlich die Hand schüttelnd. —

Die Reisenden hatten in diesem Augenblick Auteuil erreicht, wo sie sich einstweilen trennen wollten. Denn nach der zuvor getroffenen Verabredung hatte es La Marck übernommen, in dem Wagen voraus nach Saint-Cloud zu fahren und dort die bevorstehende Ankunft zu melden. Mirabeau's Einführung bei der Königin sollte unter so geheimen Veranstaltungen geschehen, daß selbst den vertrautesten Hofleuten in der Umgebung Marie Antoinette's keine Ahnung entstehen könnte. Um durchaus kein Aufsehn irgend einer Art zu erregen, sollte darum auch Mirabeau allein und in der größten Stille an der ihm bezeichneten Pforte des Parks von Saint Cloud eintreffen.

In Auteuil wohnte seit einiger Zeit die liebenswürdige Marquise von Arragon, die Nichte Mirabeau's, welche er seit dem Tode seines Vaters nur wenig gesehen, und in deren Hause er erst einen Augenblick verweilen wollte, um sich von dort auf einem Pferde, das für ihn bereit gehalten wurde, zu der ihm bestimmten Stunde nach Saint-Cloud zu begeben.

Kurze Zeit darauf saß auch der Reiter zu Pferde, nachdem er zuvor noch einen prüfenden Blick auf die Sauberkeit seiner Toilette geworfen, in der er sich der Königin nahen wollte. Mirabeau hatte auch heut das Kostüm des dritten Standes, jedoch mit einigen eleganten Veränderungen, welche die Cravate und Weste betrafen, angelegt. Aber er zeigte sich unterwegs ernstlich bemüht, den Staub, welcher seinem Frack von der Landstraße her, zuflog, auf demselben nicht aufkommen zu lassen.

Es war ein schöner, sonnenheiterer Julitag. Die Wangen Mirabeau's, die in der letzten Zeit, in Folge mancher Erschütterungen, die mit dem Gesundheitszustand Mirabeau's vorgegangen zu sein schienen, oft mit einer kränklichen, gelben Bläße bedeckt waren, schimmerten heut wieder in einer lebensfrischeren Röthe. Seine ganze Gestalt dehnte sich in einer neuen, jugendlichen Elasticität im Sattel. Die Gestalt der Königin schien ihm in der Ferne zu winken, und mit immer heißerem Ungestüm flog er über die Landstraße dahin. —

V.

Der Retter der Monarchie.

An der ihm bezeichneten Pforte, welche in den Park des Schlosses von Saint-Cloud führte, hielt Mirabeau mit seinem Pferde still. Ein vertrauter Kammerdiener der Königin hatte ihn dort bereits erwartet, und nahm ihm, nachdem Mirabeau abgestiegen war, das Pferd ab, um es in einem der nahegelegenen Stallgebäude unterzubringen. Dann näherte er sich ihm wieder mit einer Gebärde, die Vorsicht und Schweigen anzuempfehlen schien, und öffnete die Gartenpforte, indem er ihm eine der dunkelsten und dichtverschlungensten Alleen des Gartens bezeichnete, welche sie jetzt einzuschlagen hätten. Dieser Gang wurde still und mit Vermeidung jedes Geräusches zurückgelegt und darauf der Weg zu den für die Königin besonders vorbehaltenen Gärten genommen. Dort, auf einer Anhöhe, lag ein von Aka-

zien und Plantanen malerisch umhegter Pavillon, auf welchen der Führer mit einem stummen und ehrerbietigen Wink hindeutete, indem er dann in denselben eintrat, und mit den leise geflüsterten Worten zurückkehrte, daß Ihre Majestät die Königin den Grafen Mirabeau erwarte.

Mit beflügelten, muthig vertrauenden Schritten begab sich jetzt Mirabeau in den Pavillon. *)

Marie Antoinette erhob sich bei seinem Eintritt von einem Sessel in der Ecke des Salons, und schritt ihm zögernd und mit sichtlicher Unschlüssigkeit entgegen. Sie war ganz allein. Eine tiefe Stille und Abgeschiedenheit herrschte in dem Gemach, in dem schon einige dämmernde Schatten des herannahenden Abends sich auszubreiten begannen.

Die Königin hatte den tiefen Gruß Mirabeau's mit der hinreißenden Würde und Anmuth erwiedert, die ihr auch jetzt, wo sie in einem heftigen Kampf und Widerspruch ihrer Gefühle begriffen schien, in bezaubernder Weise eigen geblieben waren. Mirabeau

---

*) Die Angabe La Marck's (I. 189.) daß Mirabeau von der Königin in einem ihrer Gemächer im Schlosse empfangen worden, scheint ein Gedächtnißfehler bei ihm gewesen zu sein. Uebereinstimmend wird sonst der Pavillon im Schloßgarten genannt. Vgl. auch Madame Campan II. 125.

aber empfand mitten in dem Entzücken, mit dem er die Königin betrachtete, die getheilte Stimmung, von der Marie Antoinette bei seinem Anblick beherrscht wurde. Er fühlte genau, was in ihr vorging, er sah den Schrecken, der in einer augenblicklichen Bläße ihrer Wangen sich kundzugeben schien, die herrliche, sanft zu ihm herübergeneigte Gestalt plötzlich schwanken und leise in sich erbeben ließ und ihrem Auge einen ängstlich irrenden, ungewissen Ausdruck gab.

Mirabeau erinnerte sich, daß die Königin nie aufgehört hatte, jene Schreckniße, welche sie in der Nacht des 5. Oktober in Versailles erlitten, mit seiner Person in Verbindung zu setzen. Und seitdem waren kaum neun Monate verflossen, daß man ihr das fürchterliche Mitglied der Nationalversammlung als ein entsetzliches Ungeheuer geschildert, und ihr gesagt hatte, es sei Mirabeau gewesen, der an der Spitze einer Bande von Räubern in ihr Schlafgemach eingedrungen sei, um die Königin zu ermorden! Die Nationalversammlung selbst hatte ihn freigesprochen von jedem Verdacht, der deshalb auf ihm ruhen konnte, aber er sah, daß die Königin diesen Verdacht gegen ihn tief in ihrem Herzen behalten hatte.*)

---

*) La Marck I. 190.

Bei diesem Gedanken trat jetzt ein Lächeln auf sein Gesicht, in dem er den Ausdruck seines frohen und stolzen Bewußtseins, und das Bekenntniß, wie sehr die Königin auf ihn und seine Hingebung vertrauen dürfe, nicht zurückhalten konnte. Die Königin begegnete diesem zu ihr herüberfliegenden Lächeln mit einer unwillkürlichen Betroffenheit. Sie trat ihm in ihrer leichten schwebenden Haltung, die in diesem Augenblick von einem unbeschreiblichen Zauber umflossen wurde, einen Schritt näher, und der Entschluß, den sie gefaßt, ihm ein freundliches und gewinnendes Wort zu sagen, schien ihr jetzt um Vieles erleichtert worden zu sein.

Sie hob noch einmal langsam und prüfend ihr Auge zu ihm empor, und ließ dasselbe mit einer sichtlichen Beruhigung auf ihm weilen. Dann sagte sie mit einer Stimme, der man zuerst anmerkte, daß sie einen gewaltsamen Anlauf der Freundlichkeit genommen, die aber bald den freien und natürlichen Ausdruck der Königin wiederfand: Bei einem Feinde gewöhnlicher Art, bei einem Manne, der den Untergang der Monarchie geschworen hätte, und den Werth derselben für eine große Nation nicht zu würdigen vermöchte, würde der Schritt den ich in diesem Augenblick thue, gewiß sehr übel angebracht sein; aber wenn

man mit einem Mirabeau spricht, schwinden alle zagenden Bedenken und man giebt sich sogleich der Hoffnung hin, sich über alles Gute, was heut noch übrig geblieben, mit ihm verständigen zu können!*)

Die Königin hielt jetzt lächelnd inne. Sie schien zufrieden mit dieser geschickten Wendung, mit der sie die Einleitung gefunden. Die Worte „ein Mirabeau" hatte sie mit dem schönsten nnd rührendsten Ausdruck ihrer Stimme betont, der so überwältigend auf Mirabeau wirkte, daß es ihn fast auf seine Kniee vor ihr niedergezogen hätte.

Madame, ich muß mich zuerst anklagen, daß ich eine der Hauptursachen Ihrer Leiden gewesen bin! begann er dann mit einer weichen, fast zärtlichen Stimme, in der sich zugleich eine innere Bewegung und Zerknirschung, die plötzlich auf eine wunderbare Weise seiner Herr werden wollte, ausdrückte.

In der That, Herr Graf, Sie waren nicht immer unser Freund! sagte die Königin leise und mit einem gewichtigen Ernst. Und ist es denn wahr, daß wir Sie jetzt zu den wenigen Treuen zählen dürfen, die dem Thron Frankreichs zur Seite stehen wollen? Seien Sie uns willkommen, Herr Graf, und rechnen

---

*) Die eigenen Worte der Königin bei dieser Unterredung. Campan II. 125.

Sie auf uns, wie wir auf Sie rechnen werden. Und es ist noch nicht zu spät, die Monarchie zu retten?

Nein, Madame, rief Mirabeau, sich hoch emporrichtend, mit einem enthusiastischen Ausdruck. Für die Monarchie ist jetzt erst ihre eigentliche Lebensquelle gefunden worden, und diese fließt in der Freiheit!

In der Freiheit? wiederholte die Königin erschrocken. Sie suchte aber den Eindruck, der sie so sichtlich hatte zusammenfahren lassen, sogleich wieder in ihrer Haltung zu verwischen, und blickte mit milder Ruhe, seine Antwort erwartend, zu ihm hinüber.

Die Monarchie, Madame, kann nur durch die Freiheit erhalten werden, und die Freiheit kann nur durch die Monarchie Leben gewinnen! rief Mirabeau. Einst wollte ich nur die Freiheit des Volkes und hatte den Thron vergessen. Ich weiß nicht, ob es meine Schuld gewesen. Aber ja, ich wurde schuldig, sehr schuldig! Ich habe Leiden verursachen helfen, die Thränen erpreßt haben in Augen, deren allbeglückender Glanz niemals von Thränen umschleiert werden sollten! Doch meine Erkenntniß und meine Kräfte sind stark geworden bei dem Anblick dieser Leiden. Jetzt fühle ich die Riesenkräfte eines Atlas in mir, der die Monarchie auf seinen Schultern zu tragen

vermag, wenn man den Athem der Freiheit in seiner Brust läßt.

Sie sprechen von unsern Leiden, sagte die Königin sanft, und auch Sie haben bereits für uns gelitten! Mit großem Wohlgefallen haben der König und ich Ihre Anstrengungen bemerkt, mit denen Sie in der Nationalversammlung für das Recht des Königs über Krieg oder Frieden gestritten haben. Ihre schönen großen Worte haben endlich allen Widerstand Ihrer und unserer Gegner umgeworfen. Ja, wir haben bereits gemeinschaftliche Gegner, Graf Mirabeau, und das muß uns Vertrauen zu Ihnen einflößen. Aber die Jacobiner sind schlimme Leute. Sie haben Euch Straßenscenen bereitet, man trachtet Euch sogar nach dem Leben, wie ich vernehme, und doch gehört Ihr auch wieder zu ihnen, und seid ein Mitglied der Herren, welche sich in der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré versammeln. Werden Sie die Güte haben, mir dies zu erklären?

Die Jacobiner werden mich wohl nicht mehr lange als ihr Mitglied betrachten wollen, Madame, entgegnete Mirabeau ruhig. Aber so lange sie mich nicht gewaltsam aus ihrer Mitte ausstoßen, werde ich bei ihnen bleiben. Ich besuche den Club freilich nur selten, aber man muß die Stürme des Meeres studirt

haben, wenn man eine glückliche und sichere Fahrt machen will. Um die Monarchie wieder emporzureißen aus diesen Orkanen, muß man den Jacobinern ihre Vortheile abzugewinnen suchen, denn die Jacobiner sind es, welche an der Monarchie hin- und herzerren mit aller Gewalt der Elemente. Wer aber mit dem Sturm kämpfen will, ist sicher verloren. Mit dem Sturm kämpft man nicht, sondern man lernt ihm nur die Richtung ab, in der man durch ihn hindurchschiffen kann. Nachher findet man, daß die Bahn nur um so schöner, die Fahrt nur um so leichter geworden. Denn die Orkane sind es, welche die Luft gereinigt und den blauen Himmel wieder heraufgeführt haben. Das ist mein Verhältniß zu den Jacobinern, Madame!

Die Königin konnte sich bei dieser Auseinandersetzung eines leisen Schauders nicht erwehren. Sie preßte die über der Brust gekreuzten Arme enger aneinander und schwieg, indem sie zu erwarten schien, daß Mirabeau noch etwas hinzufügen werde.

Man sagt allerdings, daß mir die Jacobiner nach dem Leben trachten, begann Mirabeau wieder nach einer etwas ängstlichen Pause. Sie lassen Flugblätter gegen mich auf den Straßen ausrufen, worin ich als Verräther des Volkes gebrandmarkt werde. Wäh-

rend ich auf der Rednerbühne, für das Recht des Königs sprach, allein und ausschließlich über Krieg oder Frieden mit den auswärtigen Nationen zu entscheiden, suchte das Volk bereits in den elyseischen Feldern einen Baum für mich aus, an dem sie meine irdischen Gebeine flattern lassen wollten. Aber ich habe mich nicht irre machen lassen, und ich habe gesiegt. Ich habe ein Recht erobert, ohne welches jede Constitution nur ein Schattenbild und ein wesenloser Scheinkörper sein wird. Denn an der Spitze der freien Monarchie muß ein freier Monarch stehen, und ein Monarch, der eine lebendige Person, nicht eine mathematische Formel ist. Denn mit dem Recht Krieg oder Frieden zu beschließen, verliert der König auch seine Individualität und entzieht dieselbe dem, ganzen Staatskörper. Das ist die constitutionelle Monarchie, in welcher König und Volk, Einer durch des Andern Freiheit, frei werden! Ja, Madame, lassen Sie uns aus freiem Herzen die constitutionelle Monarchie aufrichten, und der Thron ist gerettet!

Er warf einen scharfen durchdringenden Blick auf die Königin, und suchte in ihrem Innersten zu lesen. Es entging ihm nicht, daß Marie Antoinette in einer ungeheuren Bewegung sich befand, und daß die überlegene Haltung der Königlichen Persönlichkeit Gefahr

lief, von den sie überwältigen Gefühlen fortgerissen zu werden. Ein immer höher wogender Athem trieb ihren Busen auf und nieder. Nachsinnend senkte sie ihr schönes Haupt, und sagte dann, plötzlich empor=fahrend: Sie haben Recht, Herr Graf, eine Consti=tution wird es sein müssen, wenn uns geholfen wer=den soll. Und Sie dürfen überzeugt sein, daß der König und ich, sobald man unserer Würde darin nicht spotten will, eine solche Constitution aus aufrichtigem Herzen annehmen werden, und nicht daran denken wollen, irgend Etwas, das zum Heil des Volkes seit=her geschehen, wieder rückgängig zu machen. Aber wie werden wir leicht und bald zu diesem Ziel ge=langen, Herr Graf? Werden noch der Stürme und Gefahren viele das Haupt des besten Königs bis dahin bedrohen?

Mirabeau glaubte eine Thräne in ihren Augen schimmern zu sehn. Alle Leidenschaften stürmten zu seinem Herzen. Er legte sich einen Augenblick die Hand auf die Stirn, um sich zu besinnen. Dann, nachdem er fühlte, daß er seine ganze Haltung wie=dergewonnen, sagte er mit einem ernstlichen dringlichen Ton: Ich glaube, daß der König allen persönlichen Gefahren, die sich ihm hier in Paris nähern könnten, sobald als möglich entzogen werden muß! Ich bin

nicht der Meinung, daß Se. Majestät sich aus Frankreich entfernen dürfe, daß er sich von der Revolution trennen, sich von seinem Volke scheiden, und die Waffen, etwa gar des Auslandes, gegen Frankreich herbeiziehen solle. Dies wäre ein furchtbares und entsetzliches Mittel, um jeden Glauben an die väterlichen und hochherzigen Absichten des Königs zu zerstören. Aber ich bin wohl der Meinung, daß sich der König auf einige Zeit nach der Normandie zurückziehen möge, eine treue und ihm sehr ergebene Provinz, welche an die Bretagne und an das Anjou stößt, wo Bevölkerungen wohnen, deren Herz noch für den Thron schlägt. Dort möge der König durch beruhigende Proclamationen die Nation zu sich rufen, von dort möge er ihr ins Gedächtniß bringen, daß er stets, und seit den ersten Zeiten seiner Regierung, sich als ein Feind alles Despotismus, aller Mißbräuche und Verschleuderungen erwiesen, daß er nie aufhören werde, durch alle nur denkbaren Mittel das Loos seiner Völker zu verbessern, und daß er in der Vermehrung und Gestaltung ihrer politischen Rechte der Nation voran-

gehen werde, wie es noch nie ein König seiner Dynastie gethan! Dann wird die neue Monarchie erstehen, deren wir bedürfen, statt der alten, die Niemand mehr vertheidigen kann, und auch ich nicht!

Die Königin hatte ihm ruhig und mit einem gewissen Ausdruck der Ergebenheit zugehört, der etwas Rührendes hatte. Bald aber trat wieder die ganze Festigkeit und Hoheit ihres Wesens in ihr hervor. Sie richtete sich in die Höhe und sagte mit einem stolzen, lächelnden Blick: Ich danke Ihnen, Herr Graf! Noch lebt auch einige Zuversicht in meinem Herzen, ich darf es wohl gestehn. Ich denke noch immer, es wird Alles gut werden, und die Zukunft wird uns einbringen, was wir in der Gegenwart leiden. Ich habe mich auch nie entschließen können, an die gänzlich bösen Absichten meiner Feinde zu glauben. Aber wenn ich Sie bitten darf, lassen Sie nicht ab, uns Ihre Ideen mitzutheilen, wie Sie heut begonnen. Schreiben Sie Alles auf, schreiben Sie jeden Tag nieder, was Sie für uns bemerkenswerth und nützlich halten, und fügen Sie uns Ihren Rath hinzu, der gewiß mit dem größten Dank beherzigt werden soll. Schicken Sie solche Noten und Denkschriften unmittelbar an Seine Majestät den König ein, den Sie dadurch aufrichtig verbinden werden.

Mirabeau sah sich entlassen. Er betrachtete die Königin noch einmal mit einem sich glühend zu ihr hindrängenden Blick. Dann sagte er, sich ihr weiter als bisher nähernd, mit einer vor Bewegung zittern-

den, aber zugleich kühnen Stimme: Madame, wenn die Königin Maria Theresia, Ihre erhabene Mutter, einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart schenkte, so verabschiedete sie ihn niemals, ohne ihm ihre Hand zum Kuß zu verstatten. *)

Die Königin reichte ihm jetzt, heiter blickend, mit unendlicher Grazie die Hand dar.

Dieser Kuß rettet die Monarchie! rief Mirabeau, hingerissen von Begeisterung und Entzücken, mit einer stolzen, feierlichen Stimme, indem er seine Lippen einen flüchtigen Augenblick lang auf der weißen Hand der Königin ruhen ließ.

Dann stürzte er fort, in den Garten hinaus, auf dessen duftiger, von Vögeln durchsungener Flur der schönste Frühlingsabend heranzudunkeln begann.

Als Mirabeau die Anhöhe des Pavillons hinunterschritt, glaubte er einen Mann zu bemerken, der sich eiligst vor ihm her in das Gebüsch zurückzog. Mirabeau eilte ihm nach, um sich zu überzeugen, ob sein Gespräch mit der Königin durch einen Verräther belauscht worden sei, und erkannte jetzt an dem Fliehenden deutlich die Uniform eines Nationalgardisten, vermochte aber den Mann, der bald hinter den Bäumen verschwunden war, nicht mehr einzuholen.

*) Weber II. 38.

Mit einer unheimlichen Empfindung, die ihn in seinen noch eben genossenen Entzückungen störte, schritt Mirabeau jetzt dem Ausgange zu, wo der Kammerdiener, der ihn zuvor geleitet, bereits mit seinem Pferde harrte.

Mirabeau ritt langsam, dem Pferde die Zügel lassend, die Landstraße hinunter. Plötzlich hörte er einen Wagen eiligst hinter sich herrollen, und vernahm gleichzeitig die Stimme des Grafen de la Marck, der ihn eingeholt hatte, und ihm angelegentliche Grüße und Erkundigungen zurief.

Die Königin ist von der Unterredung mit Ihnen krank geworden, sagte La Marck. Das Gespräch hat sie so bewegt und angegriffen, daß sie sich sogleich in's Bett legen mußte, wie ich von Madame Campan soeben hörte.*) Hat denn Euer Gespräch so erschütternde Wendungen gehabt?

Der Anblick meiner Person scheint für die Königin etwas Beunruhigendes gehabt zu haben, sagte Mirabeau, indem er, neben dem Wagen herreitend, dem Freunde den ganzen Inhalt seine Unterredung mit der Königin erzählte. —

---

*) La Marck I. 190.

VI.

Mirabeau bei den Jacobinern.

In der alten Kirche der Jacobiner-Mönche in der Rue St. Honoré hatte sich heut gegen die sechste Abendstunde eine ungewöhnlich zahlreiche Versammlung eingefunden, die in dem engen Raum kaum Aufnahme zu finden vermochte. Die Kirche war seit Kurzem in einen förmlichen Sitzungssaal umgewandelt worden, der ein längliches Viereck darbot, in dem sich auf allen Seiten die Sitze für die Mitglieder des Jacobiner-Clubs, wie sich die Gesellschaft der Freunde der Constitution seit ihrer Uebersiedelung in diesen Saal nannte, amphitheatralisch erhoben. An jedem Ende des Saales befanden sich zwei sehr geräumige, über einander gelegene Tribünen, deren ebenfalls amphitheatralisch aufsteigende Sitzreihen für das

gegen Karten zugelassene Publikum bestimmt waren. An den Brustwehren dieser Tribünen las man in mächtig großen rothen Buchstaben die Worte: „Vivre libre ou mourir!“ Das alte Klostergemäuer mit seinen düstern Winkeln und Bogen machte durch die mit wenig Kunst und Geschmack vollzogene Einrichtung zu einen modernen parlamentarischen Sitzungssaal einen eigenthümlichen, sehr bizarren und wüsten Eindruck. Doch war auch für einige pittoreske Ausstattung gesorgt. Hinter dem Präsidentenstuhl, der an dem einem Ende des Saales auf einer Erhöhung sich erhob, erblickte man einen Altar, welcher wahrscheinlich noch derselbe war, der hier früher für den Kirchengebrauch der Jacobiner-Mönche gestanden. Aber an dem mittleren und unteren Raum desselben las man jetzt auf einer großen reich verzierten Tafel eine Aufzeichnung der Menschenrechte, die mit einer außerordentlichen Pracht und umgeben von allerhand Arabesken und Symbolen ausgeführt waren. Auf dem Altar selbst standen die Büsten von Jean Jacques Rousseau und Helvétius. Ueber den Köpfen dieser Philosophen flatterten die Freiheitsfahnen, in deren Mitte sich ein Bündel Piken befand, das mit einer Bürgerkrone geschmückt war. Eine dieser Piken, die aus dem Bündel weiter hervorragte als die übrigen, trug auf ihrer

Spitze die rothe Mütze. An den Wänden hingen einige Bilder umher, in denen der schaffende Pinsel eines für die Revolution begeisterten Künstlers bereits die Erstürmung der Bastille und den Zug der Pariser Fischweiber nach Versailles zu verherrlichen gestrebt hatte. Dem Altar gegenüber erhob sich an der anderen Langseite des Saals in der Mitte der Wand die Rednerbühne.

Die heutige Sitzung, zu welcher ein so außerordentlicher Andrang stattfand, hatte nicht nur eine neue Präsidentenwahl des Clubs, sondern auch eine eigenthümliche Verhandlung, zu welcher Mirabeau das Präsidium dringend aufgefordert, zu ihrem Gegenstand. Mirabeau hatte den geheimen und gewaltsamen Anfeindungen, welche ihm seit einiger Zeit durch die Männer des Jacobiner-Clubs widerfuhren, offen entgegentreten wollen, und sich darum erboten, einer Versammlung beizuwohnen, in der er alle gegen ihn vorzubringenden Anklagen anhören und auf der Stelle seine Vertheidigung und Rechtfertigung dagegen unternehmen wollte. Er hatte es als eine Feigheit bezeichnet, wenn man eine im Finstern schleichende Inquisition gegen ihn ausüben wolle. Er forderte eine ritterliche und richterliche Verhandlung, wie es den

Männern des Volkes und der Freiheit nicht anders gezieme.

Mirabeau hielt einen offenen und mannhaften Austrag dieser Art um so mehr für seine persönliche Ehrensache, als die Republikaner bereits angefangen hatten, auch den Namen der Königin in ihre Angriffe gegen Mirabeau hereinzuziehn, und auf seine Zusammenkunft mit Marie Antoinette in Saint-Cloud mit den schlimmsten und gröblichsten Verdächtigungen für die Person der letzteren hinzudeuten. Schon am andern Tage, nachdem Mirabeau in Saint-Cloud gewesen, war in dem Orateur du peuple, welchen der wilde Fréron herausgab, ein ebenso frecher als unverbarer Artikel erschienen, der die stattgefundene Unterredung Mirabeau's mit der Königin als einen Volksverrath bezeichnete, und sogar einige Einzelnheiten daraus andeutete, die zwar in einem gehässigen Sinne verzerrt, aber nichtsdestoweniger richtig waren. Mirabeau hatte daraus nur die Bestätigung entnehmen können, daß sein Gespräch mit der Königin behorcht gewesen, aber er fühlte darin nur um so mehr die Aufforderung, seine Feinde zu einer offenen Schlacht zu nöthigen, von der er sich allein Vortheile für seine Stellung versprechen wollte.

Mirabeau erschien, seiner Gewohnheit nach, sehr

spät in der Versammlung, welche durch den Präsidenten bereits eröffnet worden war. Duport, eines der leidenschaftlichsten und heftigsten Mitglieder des Jacobiner-Clubs, hatte eben die Redner-Tribüne bestiegen und, wie es schien, eine Darstellung der Situation begonnen, in welche Frankreich und die Männer der Freiheit seit dem Beschluß der Nationalversammlung über das Krieges- und Friedensrecht des Königs eingetreten. Der Uebergang zu der neuen, für volksfeindlich geltenden Stellung Mirabeau's war dabei schon wie von selbst eröffnet, denn der parlamentarischen Allgewalt, welche Mirabeau in der Nationalversammlung ausübte, wurde es zugeschrieben, daß er dieselbe, ungeachtet der heldenhaftesten Anstrengungen von Barnave, Robespierre, Pétion, zu einem solchen der Freiheit und dem Volke ins Gesicht schlagenden Beschluß hingerissen habe.

In diesem Augenblick, als Mirabeau's Namen zwar noch nicht ausgesprochen war, aber schon auf der Zunge des Redners schwebte, schon den Gedanken aller Anwesenden sich aufdrang, trat Mirabeau in den Saal. Seine Erscheinung, welche in diesem Club seit einiger Zeit zu einer großen Seltenheit geworden, verfehlte nicht eine ungeheuere Bewegung hervorzurufen. Von allen Seiten brachen Zeichen

des Mißfallens, unwillige Ausrufungen, ja selbst laute Drohungen gegen ihn hervor. Die überlegene Ruhe seiner Haltung schien sich aber keinen Augenblick dadurch getrübt zu fühlen. Stolz emporgehoben, wie immer, aber mit einem klaren und fast gemüthlichen Ausdruck in seinem Gesicht, schritt er zu einem leer gebliebenen Platz hin, auf dem er sich, sogleich dem Redner aufmerksam zugewandt, niederließ. Alles schwieg wieder, und Duport, der bei diesem Eintritt Mirabeau's fast die Fassung verloren, fand von Neuem den Faden, den er mit gesteigerter Heftigkeit aufgriff.

Duport nannte jetzt den Namen Mirabeau, indem er von einem Manne sprach, der eine parlamentarische Dictatur in der Nationalversammlung an sich gerissen habe, und dadurch einen Despotismus ausübe, welcher der Freiheit die größte Gefahr bringe. Mit Wehmuth aber erfülle er den Eidschwur, welchen alle Mitglieder des Clubs geleistet, nämlich Diejenigen anzuzeigen, in denen man nur Feinde der Freiheit erblicken könne. Wenn sich aber Mirabeau als ehrenwerther Mann bewähren könne, so werde er der Erste sein, der sich beeilen wolle, ihm um den Hals zu fallen.

Kaum hatte Duport unter einer Todtenstille der Versammlung geendet, als Mirabeau langsam und

ruhig der Tribüne zuschritt, und um die Erlaubniß bat, einige Worte auf diese Anklage erwiedern zu dürfen. Dann sagte er, er bedauere nur die Bitterkeit, mit der man ihn hier und anderswo persönlich verfolge, während man ihn in der Nationalversammlung, wo aller Kampf dieser Art hingehöre, niemals angegriffen habe. Die allgemeinen Redensarten könnten eben so wenig, als die geheimen Gewaltthaten gegen seinen Namen und seine Person, etwas beweisen. Er verlange bestimmte Anklagepunkte, und halte sich dann überzengt, daß er sich zur Zufriedenheit seiner Mitbürger darüber werde äußern können.

Diese einfache Art, die zugleich eine verächtliche Kälte in sich trug, machte bereits einen sichtlichen Eindruck auf die Versammlung, schien aber auch die Erbitterung seiner eigentlichen Gegner, die heut den entscheidenden Schlag gegen ihn zu führen dachten, nur um so stärker angefacht zu haben. Mit einer stürmischen Bewegung eilte jetzt Alexandre de Lameth auf die Rednerbühne, und berührte sich fast auf eine feindselige Weise mit dem noch im Hinuntersteigen begriffenen Mirabeau. Seine Augen blitzten Flammen des Hasses, eine grenzenlose Wuth drückte sich in seinen widerwärtig verzerrten Gesichtszügen aus. Er war ein Mann von kleinem, schmächtigem Körperbau,

den eine schlangenartige Beweglichkeit der Glieder charakterisirte, der aber jetzt so sehr von Leidenschaftlichkeit gegen Mirabeau hingerissen schien, daß die Mienen, mit denen er seine Rede begleitete, noch stärker und herausfordernder als seine Worte waren.

Lameth begann mit einer feurigen Lobrede auf die Verdienste des Jacobiner-Clubs und knüpfte daran das sehr beleidigend ausgedrückte Bedauern, daß dieser Club zugleich Denjenigen eine Stätte gegeben habe, welche, um gegen das Volk zu wirken, die Maske des Patriotismus vor ihr reactionnaires Gesicht genommen hätten. Denn nur aus der Mitte dieser Gesellschaft heraus könne Mirabeau, mit dem gleißnerischen Schein des Volksfreundes sich bekleidend, noch den Hebel der öffentlichen Meinung in Bewegung setzen. Mirabeau bleibe noch immer Mitglied des Jacobiner-Clubs, weil er nur zu sehr fühle, daß er die öffentliche Meinung nöthig habe, sowohl um sich selbst aufrecht zu erhalten, als auch um seinen geheimen Auftraggebern, die ihn leiteten, erst recht die ersprießlichsten Dienste zu leisten. Wenn er aus dieser Gesellschaft ausscheiden sollte, würde daher Vieles klarer werden in der ganzen Situation Frankreichs. Aber, schloß Lameth seine Rede, er wird Euch bald wieder von dieser Tribüne herab sagen, daß die Frei-

heit keinen beſſern Freund hat als ihn, daß er niemals gegen die Intereſſen des Volkes geſtimmt hat, daß er nicht für das abſolute Veto des Königs ſprach noch dem König das Recht des Friedens und des Krieges rettete. Er wird Euch auch heut wieder ſagen, daß er nur aus der Begeiſterung für das Volk, für Euch, ſein ganzes Wirken geſchöpft hat, nicht aber aus den Zuflüſterungen, Belohnungen und Liebkoſungen ſeiner Freunde und Freundinnen, die in ihren ſtolzen Schlöſſern über den Häuptern des Volkes thronen!

Dieſe Rede brachte auf verſchiedenen Stellen des Saals, wie auf den Zuhörer-Tribünen eine ungeheure Wirkung hervor. Klatſchen und Beifallsrufe erſchollen in einem brauſenden Gemiſch, und dazwiſchen wurden bedenkliche Töne laut, die aber für Mirabeau nichts Furchterregendes zu haben ſchienen. Ohne die geringſten Zeichen der Bewegung zu verrathen, wandte Mirabeau ſeinen Kopf mit der ihm eigenen Freiheit und Unerſchrockenheit der Haltung nach allen Seiten umher, und ſchien ruhig und erwartungsvoll die Geſichter der Geſellſchaft prüfen zu wollen. Aus dem Anblick einiger Blouſenmänner und Ouvriers, die in ſeiner Nähe ſaßen, ſchien er bereits eine beſondere Befriedigung zu ſchöpfen. Der Zauber, den ſeine Perſönlichkeit auf Leute dieſer Art ſtets ausgeübt

verläugnete sich auch jetzt nicht. In dem Augenblick, wo seine erbittertsten Gegner schon das Gericht über Mirabeau hereingebrochen wähnten, drehten sich die vor ihm sitzenden Arbeiter um, nahmen ehrfurchtsvoll ihre kurzen Pfeifen, die sie geraucht hatten, aus dem Munde, und neigten sich zu ihm herüber, indem sie ihm zum Zeichen des Vertrauens, das sie in ihn setzten, vielmals die Hände schüttelten. Einer der=selben, eine groteske Straßenfigur von Paris, mit verbundenem, in blutige Lappen gewickelten Kopf, und schwarzen, verschmitzt lächelnden Augen, klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter und sagte polternd: Jetzt reden, Mirabeau, jetzt reden, und die ganze Sache ist wieder gut!

Reden, Mirabeau! rief es jetzt auch von anderen Seiten her mit Stimmen, die ermuthigend für ihn klangen.

Mirabeau erhob sich und sagte von seinem Platze mit einer milden, fast bittenden Stimme: Bürger! Ich darf noch nicht reden, denn das Triumvirat in unserer Gesellschaft hat sich noch nicht vollständig gegen mich ausgesprochen. Das Triumvirat der großen Volksfreunde besteht ja, wie Ihr wißt, aus den Herren Duport, Alexandre Lameth und Barnave. Wir haben aber erst die Herren Duport und Lameth

gegen mich vernommen. Laßt doch auch meinen edeln Feind Barnave sich noch aussprechen. Er wird gewiß auch manches Schlimme von mir wissen, und dann sage ich es Euch auf Einmal, was ich von diesen Feinden denke, und ob sie wirkich edele und rechtschaffene Feinde gegen mich sind!

Bravo, Mirabeau! rief es jetzt von mehreren Seiten. Barnave soll noch reden, aber dann soll Keiner mehr anklagen! riefen andere Stimmen mit einem schon fast unwilligen Ausdruck.

Barnave stand von seinem Platze auf und sagte in seiner feierlichen, halb sentimentalen Weise: Ich verzichte auf das Wort, aber ich schließe mich mit allem Nachdruck und auf das Bestimmteste der wohlbegründeten Anklage an, welche meine Freunde Duport und Lameth vor mir ausgesprochen haben!

Und ich klage Mirabeau der elenden Verfassungsmacherei an, die der eigentliche Hochverrath am Volke ist, rief eine wilde, zornig kreischende Stimme, die Robespierre angehörte. Dadurch, daß er die Verfassungsmacherei in der Nationalversammlung auf's Tapet gebracht hat, dadurch, daß er immer nur Constitution und nichts als Constitution schreit und in einem todten Verfassungsschema, wie in einer Mausefalle, alle Rechte und Genüsse des Volkes einfangen

will, hat er der Reaction Vorschub geleistet und sich mit den Verräthern der Freiheit verbündet!

Mirabeau betrat jetzt die Rednerbühne. Ein tiefes, den leisesten Laut anhaltendes Schweigen, die gespannteste Erwartung empfing ihn.

Bürger! sagte er dann, sein Haupt mit einem behaglichen und gefälligen Ausdruck schüttelnd, als wenn ihm jetzt erst wohl und leicht würde, indem er der Versammlung gegenüberstand. Erlaßt es mir zuerst, meinen Collegen Robespierre, der gewiß ein Freund des Volkes ist, zu widerlegen. So nützliche Männer, die gewiß einst der Volkssache und Frankreich große Dienste leisten werden, widerlegt man nicht gern. Ist die Nationalversammlung die Versammlung der zähnestochernden Verfassungsmacher geworden, so bin ich nicht Schuld daran, denn ich habe ja nur eine einzige Stimme in dieser Versammlung. O, ich wollte, unser großes Volk hätte sich in einer Urversammlung die Verfassung erdacht, deren Gestalt es anzunehmen für würdig hält, denn das Volk ist weise, es ist Prophet und Gesetzgeber in seinem eigenen Busen. Aber jetzt, da das Werk einmal in unsere Hände gelegt ist, müssen wir auch daran arbeiten, wie unsere Freunde, die höchst ehrenwerthen Maurer und Zimmerleute, die ein Haus bauen. Und da Ihr

mir erlaubt, einen Ehrenmann, wie Robespierre, nicht zu widerlegen, so frage ich Euch jetzt, ob ich die Herren Duport und Alexandre Lameth ernstlich widerlegen soll? Ihr sollt mir eine aufrichtige und freundschaftliche Antwort darauf geben, und um Euch diese Antwort zu erleichtern, gestattet mir, Euch nur zwei Worte von einem Blatt, welches ich zufällig in meiner Tasche trage, vorzulesen.

Mirabeau zog sein Portefeuille hervor, öffnete es, und las mit leiser, fast schüchterner Stimme von einem daraus entnommenen Blatt Folgendes vor: „Verhandelt vor dem Zuchtpolizeigericht über die von dem Bürger Riquetti erhobene Anklage gegen ein unter dem Titel: „Großer vollständig aufgedeckter Verrath des Grafen Mirabeau“ erschienenes Pamphlet. Das Zuchtpolizeigericht erkennt, unter Vorsitz des Commissairs Defresne, wie folgt: 1. Als Verfasser dieses Pamphlets ist ein gewisser Lacroix, Sohn eines Procurators des Königs, in Châlons-sur-Marne, ermittelt worden, der auch seine Urheberschaft eingestanden hat. 2. Es ist vollständig ermittelt, daß dieser junge und noch gänzlich unmündige Mann, der sehr exaltirt ist, zu dieser Schrift angestiftet und aufgereizt worden ist durch Alexandre Lameth, Duport und Barnave, welche ihm für sein Libell Schutz und

Garantie versprochen haben. 3. Das Libell, welches in sechstausend Exemplaren abgezogen ist, wurde gratis auf den Straßen von Paris ausgetheilt. 4. Es bleibt dem Bürger Riquetti überlassen, seine Anklage auf die genannten Sieurs, Alexandre Lameth, Duport und Barnave, auszudehnen."*)

Mirabeau übergab das Blatt mit dem Gerichtssiegel dem ihm zunächst sitzenden Clubmitglied, um es auf den Bänken umhergehen zu lassen. Eine ungeheuere Aufregung hatte sich der Versammlung bemächtigt.

Ich bin aber von jeder Anklage abgestanden! setzte Mirabeau rasch und laut hinzu. Ich bin mit den Herren Lameth, Duport und Barnave durch die Mitgliedschaft dieses Clubs verbunden, und das ist ein heiliges Volksband, welches ich niemals zerreißen werde. Ein Mitglied des Jacobiner-Clubs werde ich niemals anklagen, denn wir sind hier Alle im Namen des Volkes als Brüder vereinigt, und es heißt das Volk beleidigen, wenn man seine Brüder anklagt. Ich vergebe den Herren Lameth, Duport und Barnave, und ich bitte Euch, meine Freunde, es mit mir zu thun!

---

*) Montigny VII. 259.

Ein gewaltig losdonnerndes Beifallsrufen und Klatschen folgte diesen Worten. Man stand von allen Seiten her auf und umdrängte Mirabeau mit enthusiastischen Grüßen und Ausrufungen. Mirabeau aber winkte sie lächelnd und mit einer hinreißenden Handbewegung auf ihre Plätze zurück. Lameth und Duport saßen mit bleichen Gesichtern und flammenden Wuthblicken da. Auf Barnave's weichem Gesicht hatte sich ein Zug gutmüthigen Bedauerns eingestellt. Lameth wollte auf die Tribüne stürzen, um zu reden, aber man brüllte ihm in einem vollstimmigen Chor zu, zurückzubleiben. Graf Mirabeau allein habe das Recht zu sprechen! Denn ungeachtet aller Abschaffung der Adelstitel nannte doch das Volk den Mirabeau vorzugsweise gern *seinen Grafen*.

Ich habe gewiß viele Fehler, begann Mirabeau von Neuem, aber eine Tugend besitze ich doch, und das ist die der Treue gegen meine Freunde. Und ein Freund bin ich dieser wahrhaft patriotischen Gesellschaft, welche hier in der Kirche der Jacobiner tagt! Ja, ich liebe die Jacobiner, wie ein Freund den andern liebt. Ich kann Euch noch mehr sagen, ich will, daß die Jacobiner in das Ministerium treten und an das Staatsruder gelangen sollen. Ich habe dazu einen Plan entworfen, den ich vorläufig mit

Monsieur, dem Grafen von Provence besprochen habe. Ihr nehmt doch wohl keinen Anstoß daran, daß ich einige Aeußerungen über die Lage der Dinge mit dem Grafen von Provence gewechselt habe? Einige Selbstständigkeit der Ansichten und des Verfahrens müssen sich ja Freunde unter einander vorbehalten, auch wenn sie sonst ganz Eines Sinnes und Herzens sind. Der Graf von Provence ist ein erleuchteter Kopf und der König hört gern seine Stimme. Wir müssen ein neues Ministerium haben, denn das jetzige verräth und verdirbt uns den Athem in unserer eigenen Brust! Aber ich habe beantragt, einen Theil des neuen Ministeriums aus Mitgliedern des Jacobiner-Clubs, aus Euch, meine theuren und wahrhaft patriotischen Freunde, zu bilden. Denn dadurch kann Frankreich allein eine sichere Garantie seiner Zukunft gewinnen. Es lebe das Ministerium der Jacobiner!

Dem Donnerruf Mirabeau's, welcher den Saal erschütterte, entsprachen sogleich unzählige sympathische Stimmen, die jubelnd und tobend, drohend und begeistert, einstimmten.

Das hieße ja, auch die Jacobiner an den Hof zu verkaufen! rief Robespierre mit einer schneidend durchdringenden Stimme dazwischen. Lieber ein allgemeines Morden und Brennen heute noch, als diese

unzeitige, nach allen Seiten hin gleißnerische Versöhnung mit unsern Feinden!

Eine nicht geringe Anzahl des Clubs schien sich jetzt für diese Auffassung der Dinge erklären zu wollen, und gab klatschend und trommelnd ihre Zustimmung zu den Worten Robespierre's zu erkennen. Die Mehrzahl der Versammlung aber drang wiederum mit jauchzenden Zurufen für Mirabeau durch, der hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne stehen geblieben war und den Moment erwartete, in dem er wieder sich vernehmen lassen könne.

Auch die Freiheit muß ihre Gestalt, ihre Ordnung, ihre Verwaltung haben! begann Mirabeau von Neuem. Es ist wahrlich keine Freude dabei, in einem Ministerium zu sitzen, und ich für mein Theil danke Gott, daß der Beschluß der Nationalversammlung, der den Abgeordneten verbietet, Ministerstellen anzunehmen, mich über diese Verlegenheit glücklich hinausgebracht hat. Die berühmten dreißig Stimmen auf der äußersten Linken, die diesen Beschluß durchgesetzt, haben gerade mir damit einen besonderen Possen zu spielen geglaubt. Aber nein, meine Herren, Sie haben sich in mir getäuscht! Ich werde fortfahren, zu wirken, aber meine Wirksamkeit ist nicht an den Besitz eines Portefeuilles geknüpft, sondern an den Bei-

fall und das Glück des Volkes, dem ich überall nachstreben werde, wo ich Kopf an Kopf, Herz an Herz mit dem Volke stehe! Ich wünsche auch, daß Diejenigen in dieser Versammlung, welche zugleich Abgeordnete sind, nicht Minister werden mögen, aber es giebt wackere Arbeiter und Handwerker hier unter uns, von denen ich gern Einen oder den Andern im Ministerium und an der Spitze der Verwaltung sehen möchte! denn mit dem ächten Volksverstande muß Alles gemacht werden, was für das Volk gelingen soll. Das Volk über Alles! —

Mirabeau trat jetzt rasch, aber unter endlosen Beifalls- und Freudenbezeugungen, von der Bühne ab. Man umringte und beglückwünschte ihn von allen Seiten, und ergriff seine Hände, seine Kleider, hing sich an seinen Armen, seinen Schultern fest, um ihm zu erkennen zu geben, wie sehr man ihn ehre und hochhalte, wie man ihn anerkenne und ihm huldige! Mirabeau konnte sich nur mit großer Mühe den Händen seiner Verehrer entziehen. Er fühlte das Bedürfniß, auf einen Augenblick den heißen Saal zu verlassen, und in dem Hofraum Luft zu schöpfen. Eine augenblickliche Unpäßlichkeit vorschützend, die ihn befallen habe, eilte er fort, und ließ die Versammlung hinter sich zurück, die sich in demselben Augenblick,

auf den Hammerschlag ihres Präsidenten, von Neuem ordnete, um noch zu einem andern Geschäft, welches dieser Sitzung bestimmt gewesen, überzugehn. Es wurde zu der Wahl eines neuen Präsidenten für den Jacobiner-Club geschritten. —

Mirabeau, der in dem an den Saal gränzenden Corridor auf und nieder schritt, und dort Jemand zu erwarten schien, vernahm lächelnd das Geräusch der Ab und zu gehenden, welche sich zu der Wahlurne hinbegaben, um ihre Stimmzettel in dieselbe zu legen. Der alte düstere Klostergang, in dem sich Mirabeau hin und her bewegte, öffnete sich an seinem äußersten Ende in einen kleinen Hof, in dem aus halb verwittertem und vielfach durchlöchertem Stein ein Crucifix stand. Der Hof führte zu einem Ausgang des Klosters, der nach einer kleinen Nebenstraße sich öffnete, und hier harrte Mirabeau mit immer sich steigernden Zeichen der Ungeduld.

In dem kleinen Klosterhof war schon das Abenddunkel hereingebrochen und Mirabeau lehnte, mißmuthig werdend, mit den Rücken gegen das Crucifix, als sich ihm jetzt mit raschen Schritten eine männliche Gestalt näherte, in der er, froh aufathmend, seinen Freund, den Grafen de la Marck, erkannte.

Ich komme mit der besten Botschaft, flüsterte La

Marck leise, indem er Mirabeau umarmte. Der König hat jetzt in Alles eingewilligt, wie ich es ihm vorgeschlagen habe. Er wird ein großes Heil darin sehen, Eure Dienste in der bestimmtesten Weise entgegennehmen zu können. Noten, Denkschriften, Berichte aller Art sollt Ihr ihm anfertigen über Alles, was der Tag Wichtiges und Bemerkenswerthes bringt, und Ihr dürft gewiß sein, daß Euere Urtheile und Winke bei den Entschließungen Seiner Majestät vorzugsweise in die Waagschaale fallen sollen. Auch rechnet der König auf Eure fortdauernd gute Haltung in der Nationalversammlung, in welcher Ihr den Interessen der Monarchie schon so große Dienste geleistet habt. Der König bittet Euch, die Summe von 6000 Francs monatlich empfangen zu wollen, und hat also ganz und gar die Summe genehmigt, welche ich nach unserer Verabredung ihm vorgeschlagen habe. Euere Schulden werden in der Gesammtsumme von 208,000 Francs, wie wir dieselbe neulich aufgestellt haben, aus der Chatoulle des Königs bezahlt werden.

Der Erzbischof von Toulouse, Herr von Fontanges, dessen vertraute Ergebenheit für den König und namentlich für die Person der Königin Ihr kennt, ist dazu ernannt, sowohl den finanziellen als den politischen Theil dieser Angelegenheit zu besorgen. Ihm

werdet Ihr daher auch Euere Berichte, die an den König gehen sollen, durch eine sichere Person zu übersenden haben. Der Herr Erzbischof wird außerdem 300 Francs monatlich an Euren Copisten, Herrn de Camps, zahlen, denn da derselbe, weil er Euere Noten an den Hof abzuschreiben hat, im Geheimniß bleiben muß, so ist es nöthig, daß man sich seines Stillschweigens versichere. Außerdem hat mir Seine Majestät vier von seiner eigenen Hand ausgestellte Wechsel übergeben, deren jeder sich auf 250,000 Francs beläuft, und die ich in meinem Portefeuille bis zum Schluß der Sitzungen der Nationalversammlung aufzubewahren habe. „Wenn, sagte der König, Herr von Mirabeau, wie er es versprochen hat, mir gut und aufrichtig dient, so werdet Ihr ihm am Ende der Session diese Wechsel übergeben, gegen welche ihm im Gesammtbetrage eine Million ausgezahlt werden soll!“*)

Da sind die Wechsel, seht her! fügte der Graf de la Marck mit einem noch leiseren Ton hinzu, indem er sein Portefeuille öffnete und die Papiere vor Mirabeau's Augen hielt.

Nun, meinetwegen! sagte Mirabeau, indem er die

---

*) **La Marck I. 163.**

Unterschrift Ludwigs XVI. lächelnd betrachtete. Der Hof hat stets so viel Geld für seine Verräther gezahlt, er kann nun auch einmal seine Mittel an einen wahren Freund der Monarchie ausschütten!

Dann ging er plötzlich in einen heitern, fast ausgelassenen Ton über, und sagte, mit der Hand gegen das steinerne Crucifix schlagend, so daß dasselbe zu tönen begann: Nun wohlan, so mögen denn alle Sphären des Lebens von Neuem mit brausendem Orgelton klingen! Wir bauen die neue Monarchie, und leben als lustige und glückliche Leute darin! Der goldene Becher des Daseins fülle sich wieder bis an den Rand mit der schäumenden und rauschenden Quelle der Lust! Etwas schaffen kann man erst, wenn man nicht mehr zu rechnen braucht. Der König, mein lieber La Marck, hat sich als einen anständigen, wenn auch sehr klugen und vorsichtigen Mann, mit mir erwiesen. Ich glaube ihm aber keine bessern Dienste leisten zu können, als daß ich ihm Alles so sage und schreibe, wie es mir gerade um's Herz sein wird. Denn lügen kann ich auch für viele Millionen nicht, und meine Lügen würden den König tödten. Ich hoffe aber den König am Leben zu erhalten, wie es jetzt wohl jeder ehrliche Mann in Frankreich hofft. Die Zeit ist schlimm, La Marck, und wenn wir nicht

richtig arbeiten, werden doch noch König und Königin das Pflaster mit ihren Leichnamen schlagen müssen.*) Aber laßt uns doch mit heiterer Zuversicht jetzt vorwärts gehn. Schmücken wir uns mit allen funkelnden Blüthen des Lebens, um das Hochzeitsfest der Monarchie mit der Freiheit würdig zu begehn!

Leben Sie wohl, mein Freund! sagte La Marck, ihm die Hand drückend. Ich halte es nicht für gut, hier länger zu verweilen. Sie besuchen mich doch morgen zum Diner? Dann wollen wir noch Alles auf das Reiflichste besprechen.

Damit eilte La Marck fort. Mirabeau sah ihm noch eine Zeitlang in einem träumerischen Hinstarren nach. Dann begab er sich, in einem frohen, elastischen Aufschwung seines ganzen Wesens, wie er ihn seit lange nicht in sich gefühlt, fort, um in die Sitzung zurückzukehren. Als er hörte, daß das Secretariat noch mit der langweiligen Zählung der Wahlstimmen beschäftigt sei, blieb er noch eine Zeitlang in dem Vorsaal stehen. In einem daran angränzenden Zimmer war ein Büffet für die Bedürfnisse der Abgeordneten aufgeschlagen. Mirabeau bemerkte dort seinen Schreiber Camps, den er heut mit in die Ver-

---

*) Ein oft wiederholter und stehend gewordener Ausruf Mirabeau's in der letzten Zeit seines Lebens. La Marck I. 224.

sammlung genommen hatte, und rief ihn herbei, indem er ihm den Auftrag gab, ihm ein Glas Limonade zu besorgen.

Als Camps mit der Limonade wieder zurückkehrte, fiel es Mirabeau auf, daß derselbe zu einer Nebenthür wieder hereintrat, die, wie ihm bekannt war, zu einem neben dem Büffet liegenden kleinen Cabinet gehörte. Auch erblickte er, während die Thür aufging, in jenem Cabinet das unheimliche, in diesem Augenblick einen besonders widerwärtigen und erschreckenden Ausdruck zeigende Gesicht des Alexandre Lameth, mit dem Camps einige Worte gewechselt zu haben schien.

In demselben Moment aber ließ sich aus dem Sitzungssaal her ein lautes, donnerndes Jubelgeschrei vernehmen, in das freilich auch einige zischende Stimmen einklangen. Der Präsident des Clubs hatte das Resultat der neuen Präsidentenwahl verkündet. Es war der Name Mirabeau's, der aus der Urne gefallen. Von allen Seiten erschallte jetzt der Ruf nach Mirabeau, und man stürzte in Massen heraus, um ihn zu rufen.

Mirabeau leerte erst rasch das Glas Limonade, welches ihm Camps dargereicht hatte, und begab sich dann in die Kirche, um die ihm zugedachte Ehre an-

zunehmen und die Glückwünsche seiner Freunde zu empfangen. Mirabeau, Präsident des Jacobiner Clubs! umrauschte es ihn hier von allen Seiten.

Wer hätte gedacht, daß sie mich heut noch zum König der Jacobiner ausrufen würden! sagte Mirabeau still lächelnd in sich hinein, indem er auf die Rednerbühne zuschritt, um mit einigen Worten seinen Dank auszusprechen.

VII.

Das Gift.

Mirabean hatte seit einiger Zeit ein glänzendes Hôtel in der Chaussee d'Antin, dem schönsten Stadttheil von Paris, bezogen, das er für eine ziemlich bedeutende Summe zu seinem Eigenthum angekauft. Mit der früheren Nomaden-Wirthschaft der Chambres garnies, in denen Mirabeau den größten Theil seines früheren Lebens zugebracht, hatte er seitdem vollständig gebrochen. Denn die kostbaren und prunkvollen Einrichtungen, mit denen er sich jetzt umgeben, deuteten zugleich auf eine dauerhaftere und gediegenere Niederlassung hin. Mirabeau entfaltete plötzlich Talent und Geschmack für den Luxus, wie man es früher an ihm nicht geahnt hatte. Und nicht nur die Reihe glanzvoller Gemächer, in denen Pracht und

Kunst miteinander wetteiferten, sondern auch die ausgesuchten und schwelgerischen Genüsse seiner Tafel, die sich gastfrei jeden Tag und jede Stunde für eine ihn zahlreich umdrängende Gesellschaft in seinen Salons darbot, sprachen für die neue Stellung, welche Mirabeau in Paris einzunehmen strebte. Aber, seiner alten Gewohnheit gemäß, hatte er auch für die Genüsse des Geistes nicht zu sorgen unterlassen. Er hatte die große Bibliothek des Grafen Buffon an sich gekauft, und diese Schätze, mit denen er in einer ruhigeren Zeit sich zu beschäftigen brannte, in vielen kostbaren Schränken bei sich aufstellen lassen.

Aber mit seiner Person war seit Kurzem eine bedeutende und auffällige Veränderung vorgegangen. Die titanische Kraft seines Körpers schien plötzlich einen geheimnißvollen Stoß erlitten zu haben, den man aber nur an seinen unheilvollen Wirkungen, die er täglich sichtlicher ausübte, erkannte. Sein Leiden hatte mit heftigen Fieberanfällen und Augen-Entzündungen begonnen, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten und ihm die heftigsten Schmerzen und Beängstigungen verursachten. Besonders aber beunruhigte ihn die zeitweise Anschwellung seiner Füße, mit denen sich in der Brust und in den Armen die schmerzhaftesten, ihn oft ganz und gar niederwerfenden Affectionen

verbanden. Dazu hatten sich eigenthümliche Schmerzen in der oberen Mundhöhle des Magens eingefunden, die oft so stark wurden, daß sie ihn in eine laut ausbrechende Verzweiflung setzten. Seine Muskeln und Nerven, welche sonst einem Herkules anzugehören schienen, hatten sich in eine so große Schwäche und Empfindlichkeit umgestimmt, daß er selbst oft mit traurigem Lächeln die Frage aufwarf: wer ihn so plötzlich in eine nervenschwache und hysterische Frau umgewandelt haben könne? Wunderbar aber waren die Veränderungen, welche sich mit seinem Haar zeigten. Der gewaltige Wuchs dieser Haare, die sich sonst wie von selbst in natürlichen, malerisch sich ringelnden Locken um sein mächtiges Haupt schwangen, hatte sich gar nicht vermindert, aber die Locken hingen schlaff und leblos an seiner Schläfe herunter, und wenn man das Haar mit der Hand berührte, war es von einer so weichen und feinen, fast durchsichtigen Beschaffenheit, daß es, von der Wurzel bis zur Spitze, kaum noch einen Körper hatte und sich wie ein in den Herbstlüften sich zerreibendes Blatt verflüchtigen zu wollen schien. *)

---

*) Cabanis Journal de la maladie et de la mort de H. G. Riquetti Mirabeau p. 238. (Hinter dem Werk: Du degré de certitude de la médecine Par. an XI.)

Mit diesen räthselhaft umgeschlagenen Zuständen seiner Gesundheit, mit diesen ihn täglich folternden Qualen und Schmerzen, die ihn zugleich wie ein düsteres Geheimniß bedrückten und auf deren eigentliche Bedeutung er sich vergeblich in sich selbst besann, hatten sich bald auch alle seine Lebensgewohnheiten verändert. Seinen vielen körperlichen Bewegungen, denen er sonst mit Vorliebe nachgehangen, hatte er ganz entsagt. Die Fechtübungen, welche sonst sein Lieblingsvergnügen in seinen Mußestunden gebildet, mußten ganz bei Seite gelassen werden. Auch sein rasches Pferd bestieg er nicht mehr. Den kurzen Weg von seinem Hause bis zur Nationalversammlung legte er aber nicht mehr anders als in einem Wagen zurück, welchen dann jedesmal das Geleite der ihn umjauchzenden Volksmassen, bei denen Mirabeau's Namen einen schöneren Klang als je hatte, bis zum Sitzungssaal führte. Das Volk feierte jetzt in ihm zugleich den Präsidenten der Nationalversammlung, wozu ihn die letzte Wahl, unter Uebereinstimmung fast aller Parteien, und nur mit dem bekannten Widerspruch der dreißig republikanischen Stimmen, erhoben hatte. —

Mirabeau war heut Morgen mit einer besseren Empfindung als je aufgestanden, und hatte sich rasch

an seinen Schreibtisch gesetzt, um den guten Moment zu benutzen, und eine neue Denkschrift, die er zur Kenntniß des Königs und der Königin bestimmt, zu vollenden. Seine Feder wurde aber durch einen hef= tigen Schlag, den er sich mitten durch die Brust gehen fühlte, in ihrem Laufe unterbrochen. Bald begann sich auch wieder die Entzündung seiner Augen auf die beunruhigendste Weise bei ihm anzukündigen. Mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer legte er die Binde über seine Augen, mit der er sich dann vor den stechenden Einwirkungen des Tageslichts zu schützen pflegte. Nach einer Pause des Ausruhens hoffte er immer noch arbeiten zu können. Seine Hand spielte mit dem vor ihm stehenden Schreibzeug, das seit einigen Tagen seine Liebhaberei bildete, und das er sich wegen seiner künstlerischen Ausschmückung mit einer antiken Figur, und zugleich wegen seiner Be= setzung mit kostbaren Edelsteinen, gekauft hatte. Aber er schob endlich auch diese Spielerei mit einem fast ergrimmenden Unwillen weit von sich zurück. Seine Schmerzen und Beängstigungen begannen sich bis zur Unerträglichkeit zu steigern. Dann schleuderte er die Binde wieder von seinen Augen zurück und ging mit hastigen, wie von einem Verfolger getriebenen Schrit= ten im Zimmer auf und nieder.

Der Graf de la Marck wurde ihm durch seinen Kammerdiener gemeldet. Mit leisen Schritten trat La Marck in das Zimmer und näherte sich Mirabeau mit den herzlichsten Erkundigungen. Mirabeau sank seufzend in einen Lehnsessel zurück, und winkte dem Freund, sich neben ihm niederzulassen. Die gutmüthige Taktik La Marcks, den Kranken nur immer zu trösten und seinen Zustand als die Folge ganz gewöhnlich zusammenwirkender Einflüsse zu bezeichnen, begann auch jetzt wieder ihr Spiel.

Ich bin noch immer der Meinung, sagte er heut wieder, daß Ihre übermäßigen Anstrengungen auf dem Präsidentenstuhl der Nationalversammlung Ihren Gesundheitszustand in der letzten Zeit so erschüttert haben. Es ist wahr, mein theurer Mirabeau, Sie sind der musterhafteste Präsident, den man gewiß je in einer solchen Versammlung gesehen. Niemals, weder in Frankreich, noch in England, ist dieser Platz auf eine so ausgezeichnete Weise ausgefüllt worden, und Sie haben dadurch Ihrem unsterblichen Ruhm noch einen ganz neuen Glanz hinzugefügt. Mit Ihrer Würde, Ihrer Grazie und Ihrer Gerechtigkeit genügen Sie jeder Partei, von Ihnen fließt Licht und Ordnung in jede Frage aus, und ein einziges Wort von Ihnen stillt jeden Tumult. Und dabei nehmen Sie

noch selbst auf die bewundernswürdigste Weise an der Debatte Theil. Gestern, ungeachtet Ihrer entsetzlichen Angegriffenheit, haben Sie fünf Mal in der Frage über die Minen gesprochen. Mein lieber Freund, das geht nicht. Sie muthen sich viel zu, und ich komme, um Ihnen den Vorschlag zu machen, daß Sie auf einige Wochen Urlaub bei der Versammlung nehmen möchten. Es ist für uns die Hauptsache, daß Sie uns erhalten bleiben! Denn wir haben keinen zweiten Mann, auf dessen Schulter wir das Heil Frankreichs und der Monarchie legen könnten!

Das ist es nicht, lieber La Marck! erwiederte Mirabeau, mit einer ausbrechenden bittern Wehmuth. Alle Arbeit ist für mich ein Spiel, das meine Kräfte stets nur erhöht hat, statt sie niederzuwerfen. Aber was mir fehlt, das wühlt sich unergründlich in meiner Brust und allen meinen Eingeweiden fort. Wenn ich an ein langsam und planmäßig wirkendes Gift glauben könnte, so würde ich nicht länger zweifeln, daß man mich vergiftet hätte. Denn ich fühle mich hinsiechen, ich fühle, wie ich verzehrt werde, als wenn ich über einem kleinen Heerdfeuer liege, das aber immer riesenhafter unter mir sich anfacht.*)

*) Mirabeau's eigene Worte. Dumont Souvenirs p. 226.

Um Gotteswillen, mein Freund, wie kommen Sie nur auf so entsetzliche Gedanken! rief La Marck, seine beiden Hände ergreifend, und sich dieselben an die Brust drückend. Ich halte mich wie von meinen Leben überzeugt, daß es in ganz Frankreich Niemand giebt, der den Muth oder das Interesse haben könnte, dem besten Manne Frankreichs nach dem Leben zu stellen!

Ich weiß es nicht! erwiederte Mirabeau. Aber so viel weiß ich, daß mir ein böser Feind heimlich alle meine Sehnen und Muskeln entzweigesägt hat!

Es ist ein so schöner Märztag heut, begann La Marck wieder mit seiner weichen gemüthlichen Stimme. Man hat selten einen so heiter und warm heranbrechenden Frühling gesehn. Meine Equipage steht unten schon bereit. Lassen Sie uns zusammen nach dem Marais fahren, dem allerliebsten Landgut, das Sie sich bei Argenteuil gekauft haben, und wo ich seitdem so gern mit Ihnen weile. Einige Stunden in der frischen Luft, unter Ihren neuen, so geistreichen Anlagen, werden Sie erquicken. Sie dürfen versichert sein, daß auch der Aufenthalt in dem neuen, höchst ungesunden Sitzungssaal der Nationalversammlung Ihnen schadet. Seitdem wir hier in Paris in dem Saal der Manége tagen, in diesem feuchten,

engen Raum, sind wir ja fast Alle krank. Selbst höchst robuste Mitglieder leiden an Augen-Entzündung und Fieber, gerade wie Ihr.

Ihr seid liebenswürdig, Graf de la Marck! erwiederte Mirabeau mit einem traurigen Lächeln. Aber unternehmen kann ich heut nichts mehr. Und vor meinem kleinen Marais habe ich einen wahren Schauder bekommen. Ich hatte vor einigen Tagen dort einen Anfall von Kolik, in dem ich schon meinen letzten Seufzer aushauchen zu müssen glaubte. Wenn ich heut noch einige Kraft wiedergewinne, will ich diese Noten dort vollenden, die ich für den König aufzuzeichnen begonnen. Es wird wohl das Letzte sein, was er von mir empfängt. Ich gestehe Euch, daß ich mit der Haltung des Königs von Tag zu Tag unzufriedener werde. Und ich will froh sein, wenn auf die eine oder die andere Weise diese Verpflichtung für mich aufhört, ihm Rath ertheilen zu müssen. Bis jetzt ist nichts von Allem geschehen, was ich, mit wie unabweislichen Gründen auch, ihm als nothwendig und unerläßlich bezeichnet habe. Daß Necker fort ist, haben wir nicht dem Entschluß des Königs, sondern dem unabläßigen Drängen der Nationalversammlung zu danken. Möge er nun als seliger Finanzmann in seinem Coppet schlummern! Aber was

soll aus dem König, was soll aus der Monarchie werden, wenn Ludwig XVI. noch länger fortfährt, sich in diesem zaghaften und unschlüssigen, eines Mannes ganz unwürdigen Benehmen aufzulösen? Aus Unmuth habe ich schon einige Tage mit meinen Berichten innegehalten, wenn ich mich nur irgend wieder wohl fühle, will ich mein letztes Wort zu ihnen sprechen! Wahrlich, es ist jetzt Zeit, daß der König dieser Versammlung, die schon über einem Ohr die rothe Mütze hängen hat, mit tapferm Arm gegenübertrete. Kann diese Versammlung ihre eiteln und übermäßigen Gelüste nicht zügeln, so muß sie aufgelöst werden, und man muß den Geist der Wähler bearbeiten, daß sie eine neue Versammlung gründen, die einen gesunden Herzschlag für die Monarchie und einen tüchtigen Verstand für die Einrichtungen des Staates hat. Kann dies nicht bald geschehen, so ist Alles verloren. Ich sage dann wieder, wie ich schon oft gesagt habe: es werden sonst der König und die Königin das Straßenpflaster mit ihren Leichnamen schlagen! Was liegt freilich am Leben? Werde ich nicht selbst Einer der Ersten sein, die unter der Sichel des Geschickes dahinsinken?*)

---

*) La Marck I. 218. 224.

Mirabeau fühlte sich nach diesen Worten so angegriffen, daß er La Marck bitten mußte, ihn wieder zu verlassen. Dann sank er, mit einer leuchtenden Todesbläſſe in seinem Gesicht, in den Sessel zurück. Er war so erschöpft, daß sich augenblicklich ein leiser Schlummer auf seine entzündeten Augenlieder herabsenken zu wollen schien.

Jetzt wurde aber die Thür des Salons hastig wieder geöffnet, und die Marquise von Saillant, die zärtlich geliebte Schwester Mirabeau's, welche vor einigen Tagen auf die Nachricht von seiner Erkrankung nach Paris geeilt war, trat mit ihren beiden jungen Töchtern zu ihm herein.

Mirabeau schrak bei dieser Annäherung zusammen, aber als er sah, wer zu ihm wolle, erheiterte und belebte sich sein Gesicht, und er wandte sich den Frauen mit einer hingebenden Bewegung zu.

Frau von Saillant aber, die sich ihm rasch genähert hatte, sagte, indem sie ihn mit dem Ausdruck der größten Besorgniß umfing: Mein Freund, wir müssen durchaus noch ein strengeres Auge auf Deine Umgebungen und auf manches Andere in Deinem Hause haben. Schon wieder ist eine Sendung von Weinen und Liquören für Dich von unbekannter Hand hier abgegeben worden. Statt aber Dergleichen, wie

ich befohlen habe, sogleich aus dem Fenster zu schütten, hat sich Dein Haushofmeister nichtsdestoweniger darauf eingelassen, den Wein zu behalten. Neulich schickte man Dir aus der Nachbarschaft eine Tasse Kaffee, angeblich von einer armen Frau des Volkes, die dem großen Mirabeau ihre Theilnahme ausdrücken wolle. Als Einer der Hausgenossen diesen Kaffee nur kostete, wurde er gleich darauf von einem fürchterlichen Erbrechen befallen. Wir haben es mit einer ganzen Legion von schlimmen Freunden zu thun, und wir müssen wachen, mein lieber herrlicher Freund, daß kein Schlag gegen Dein kostbares, unersetzliches Leben geschehe!

Ich weiß, Du bist besorgt um mich, entgegnete Mirabeau lächelnd. Aber sei ruhig, ich bitte Dich. Ich bin entweder schon getroffen, oder ich bin unverwundbar. Ich höre auch, daß Du Deinen Sohn bewaffnet neben meinem Cabinet schlafen lässest, um mich vor jedem mörderischen Anfall zu schützen. O, meine geliebte Freundin, gieb Dich doch einer größeren Sorglosigkeit meinetwegen hin. Es ist wahr, ich habe viele schlimme und gefährliche Feinde. Die äußerste Partei, die bis jetzt noch nichts ist, aber nach meinem Tode Alles zu werden hofft, hat wohl ein Interesse daran, mein Leben zu kürzen. Bin ich doch schon

Mordanfällen auf der Straße ausgesetzt gewesen. Aber alle Kugeln treffen ja nicht. Es kann einst noch Alles gut mit mir werden.*)

Und nun geht wieder, Kinder! setzte er leise hinzu. Aber auf die frischen, duftigen Wangen meiner Nichten muß ich heut noch einen recht kühnen Abschiedskuß drücken.

Die beiden jungen Mädchen sprangen rasch und freudig auf ihn zu. Und indem er die Jüngste und Schönste küßte, rief er, in sich selbst zusammenschauernd: „So umarmt der Tod den Frühling!“

In diesem Augenblick wurden ihm Dumont und Clavière gemeldet. Frau von Saillant wollte diesen Besuch nur unter der Bedingung zugestehn, daß die Herren sich jedes längeren Gesprächs mit Mirabeau enthielten, und ihn nur zu sehen aber nicht zu sprechen kämen.

Nachdem sie sich im Vorzimmer mit ihnen darüber verständigt, traten Dumont und Clavière mit dem Ausdruck der tiefsten und ernstesten Theilnahme ein. Dumont wollte Abschied nehmen, weil er sich auf einige Zeit nach Genf zurückzubegeben gedachte. Mirabeau küßte ihm die Stirn, und sagte gutmüthig

---

*) Montigny VIII. 425.

lächelnd: Für Dein Vaterland habe ich noch nichts thun können, Dumont. Die Zeit ist mir zu kurz zugemessen worden. Und nun muß ich selbst fort, um mir ein neues Vaterland zu suchen, dessen Verfassungsformen ich noch gar nicht berechnen kann.

In Dumonts Augen standen Thränen. Und Du, mein starker, aus Eisen und Stahl gebauter Clavière, fuhr Mirabeau fort, indem er sich zu dem andern Freund wandte. Bist Du noch immer der Meinung, daß die Assignaten, welche wir auf die eingezogenen Kirchengüter ausgestellt haben, vortrefflich dazu dienen, Jedermann an die Sache der Revolution zu ketten?

Mein theuerer Freund, erwiederte Clavière, mit einer ihm sonst niemals eigen gewesenen Weichheit und Unsicherheit der Stimme, ich will jetzt nur von Dir etwas wissen, denn ohne Dich liegt mir die Sache der Revolution nicht mehr am Herzen. Ich bin Dir nicht selten, heimlich und offen, entgegen gewesen, aber Deine große, göttliche Kraft, die dem Hofe und den Jacobinern zugleich zu gebieten verstand, ist eine Nothwendigkeit für die ganze Zeit geworden! Du bist der Stern, bei dessen Verlöschen wir bald straucheln werden. Erhalte uns Dein Leben, Mirabeau!

Mirabeau winkte ihm mit der Hand, indem er

es nicht anshalten konnte, den sonst so schroffen und verstandesscharfen Freund so weich geworden zu sehn. Dumont und Clavière entfernten sich schweigend aus dem Zimmer, nachdem Mirabeau sie noch einmal mit seinen Blicken gegrüßt.

Gleich darauf wurden aber schon neue Besuche gemeldet. Als Mirabeau den Namen seines alten Freundes Cabanis nennen hörte, wurde er von einer Freude erfüllt, die sein ganzes Befinden neu zu beleben schien. Er stand wie gestärkt auf, um dem Freunde entgegenzugehn, der seit einigen Tagen zugleich sein Arzt geworden war. Denn keinem Andern, als dem sinnigen, liebenswürdigen Cabanis, dem Mirabeau stets eine wahrhaft zärtliche Liebe bewahrt, hatte er jetzt die Behandlung seiner schweren und räthselhaften Leiden anvertrauen wollen. Er hatte sich zwar in den politischen Bewegungen niemals mit Cabanis berührt, der bisher nur in stiller Zurückhaltung von den Stürmen der Zeit gelebt zu haben schien, aber Mirabeau liebte ihn so innig, daß er ihm jetzt fast mit einem Jubelruf der Freude seine Arme entgegenstreckte.

Cabanis aber kam nicht allein, sondern mit ihm sah Mirabeau noch zwei andere alte Freunde eintreten, deren Anblick ihm eine ungeheure Bewegung verursachte.

Der Eine war Chamfort, der Andere Condorcet. Mirabeau hatte diese beiden Freunde seit längerer Zeit nicht gesehn. Er mußte zum Theil annehmen, daß sie sich in einer fremd und feindlich gewordenen Gesinnung von ihm abgewandt hatten. Sie traten aber so herzlich vor ihn hin, als wenn er sie gestern erst nach einem vertrauten und mittheilungsvollen Gespräch in alter, schöner Weise von sich entlassen hätte. Aus Chamforts Augen grüßte ihn eine unvergeßlich süße Vergangenheit der Freundschaft. Den weltverachtenden Scherz und die kühne menschheitliebende Philosophie jener großen Stunden, die sie einst zusammen verlebt, sah er noch, wie sonst, auf den Lippen seines Freundes Chamfort schimmern. Er hätte diese Lippen küssen mögen, und blickte lange zu Chamfort hinüber, aber dieser, von dem ihn entsetzenden Anblick Mirabeau's betroffen, bemerkte es nicht, daß ihm Mirabeau einen Kuß zu geben wünschte. Dann betrachtete Mirabeau seinen alten Freund Condorcet, den hohen, majestätischen Philosophen, dessen Eis und Schnee, mit dem man ihn oft geneckt, schon beim Eintreten von seinen heimlich fließenden Thränen hinweggethaut zu sein schien.

Cabanis hatte zuerst den heutigen Zustand des Kranken erforscht, indem er sich über die Wirkung

der ihm gereichten Arzneien zu unterrichten begann. Dann versank der mit Allem, was er sah und vernahm, keineswegs zufriedene Arzt in ein stummes, düsteres Hinbrüten. Mirabeau suchte über diesen ihm ängstlichen Moment hinwegzukommen, indem er eine Unterhaltung anzuregen begann.

Grüßen wir uns wirklich aus verschiedenen Feldlagern, meine alten Freunde? fragte er, Einen nach dem Andern freundlich anblickend. Ich weiß es wohl, Ihr wollt die Republik. Auch mein sanfter Cabanis dort, der sich eben seinen schönen Kopf über meine Leiden zerbricht, neigt sich seit einiger Zeit der Republik zu, und wird nach meinem Tode gewiß noch tiefer und mächtiger von dieser Leidenschaft entbrennen. Aber Ihr gehört Alle nicht zu den Republikanern, die nöthig haben, mich zu hassen. Ihr könnt mich schon wieder lieben, wie Ihr mich früher geliebt habt. Ich will die Monarchie, aber nicht eine Monarchie, welche den Männern der Ehre und Freiheit, wie Ihr, zuwider sein könnte. Denn ich will die Monarchie der Ehre und der Freiheit. Noch gestern habe ich einem einflußreichen Freunde erklärt, daß, wenn der König sich hinreißen lassen sollte, heimlich die Flucht zu ergreifen, wohin gewisse Rathgeber des Hofes drängen, ich sogleich auf die Tribüne steigen würde,

um den Thron für erledigt und die Republik für angebrochen zu erklären!*)

Bleib' uns nur erhalten, Mirabeau! sagte Chamfort mit einer leisen, weichen Stimme. Durch Dein Leben kommen wir über die Fragen zwischen Monarchie und Republik am besten und würdigsten hinaus. Du darfst nicht sterben, denn nach Deinem Tode werden Leute, von denen auch wir uns mit Abscheu abwenden, sich als Helden und große Männer gebärden, und dann sind wir verloren!

Ja, rief Mirabeau, indem er sich mit einem Schauder in sich selbst zusammenpreßte, ich will Dir etwas sagen, Chamfort. Wenn ich sterbe, nehme ich die Trauer über den Untergang der Monarchie in meinem Herzen mit mir fort; nach meinem Tode werden sich die Parteien um ihre Fetzen streiten.**) —

Nach diesen Worten trat ein feierliches Schweigen in dem Zimmer ein. Eine tiefe hinreißende Bewegung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt.

Kinder, begann Mirabeau dann wieder mit einem leichteren, fast fröhlichen Ton, wird mir nicht zu Muthe, als wären wir wieder die Freunde von ehe-

---

*) La Marck I. L. 52.

**) J'emporte dans mon coeur le deuil de la monarchie dont les débris vont être la proie des factiaux.

mals, wo wir in herzlicher Liebe und im begeisterten Austausch der Gedanken im Salon der Madame Helvétius in Auteuil zusammenkamen. Was macht die alte, schöne, seelenvolle Freundin? Warum sendet sie mir keine Taubenpost aus ihrer Volière, um mir den segensreichen Frieden ihrer Grüße zu bringen?

Sie wird Dich besuchen, sagte Chamfort, mit einem trauten Kopfneigen. —

In diesem Augenblick wurde eine Deputation der Nationalgarde angemeldet. Als Frau von Saillant den Eintritt derselben für unmöglich erklärte, wurde die Botschaft hineingesandt, daß Mirabeau zum Bataillons-Chef der Nationalgarde gewählt worden sei. Mirabeau betrachtete lächelnd die ihm überbrachte Schärpe, und legte sie zu den anderen Ehrenzeichen, deren ihm in diesen Tagen so viele zu Theil geworden, auf den Tisch.

Jetzt löste sich draußen ein Kanonenschuß.

Beginnt schon die Leichenfeier des Achilles? rief Mirabeau, hoch aufathmend und mit feierlich erschrockener Stimme.

Die Freunde nahmen raschen Abschied von ihm. Mirabeau bedurfte der Einsamkeit und der Ruhe. —

VIII.

Mirabeau's Ende.

Der Frühmorgen des 1. April 1791 war sonnig und heiter, wie ein voller Lenztag, aufgegangen. Mirabeau hatte die Nacht, unter der treuen Obhut seines Freundes Cabanis, der auf einer Chaise longue dicht neben seinem Bett geschlafen, wenigstens unter diesem Trost, den Freund bei sich zu haben, zugebracht. Aber seine Schmerzen und Beängstigungen, die sich in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Art gesteigert und verschlimmert, hatten ihm jeden Schlaf unmöglich gemacht. Bald trieben ihn die Krämpfe in der Brust und den Eingeweiden mit fürchterlichen Qualen empor, bald hatten ihn die Stockungen des Athems in eine verzweiflungsvolle Angst gestürzt. Oder es scheuchte ihn wieder das laute, schaurige

Geräusch, welches seine Athemwerkzeuge von Zeit zu Zeit machten, aus dem Schlummer empor, der sich eben auf einen Augenblick über sein qualvolles Lager niedergesenkt hatte. Am vergangenen Tage hatte er zuerst darein gewilligt, daß Cabanis noch einen andern bewährten Arzt, den Doctor Le Petit zur Behandlung der Krankheit zugezogen. Henriette von Nehra hatte von ihrem eigenen Krankenlager dringende und unaufhörliche Briefe an Mirabeau geschrieben, welche ihn bestürmten, auch ihren eigenen Arzt, den Doctor Le Petit, zu Rathe ziehen zu wollen. Der kleine Coco hatte unter Begleitung des Dieners diese Briefe zu überbringen gehabt, und mußte sie wacker mit seinen Bitten und Thränen unterstützen. Mirabeau hatte endlich diesem Wunsch nachgegeben, den Cabanis schon von Anfang her mit allem Aufwand seiner Ueberredungskraft geltend zu machen versucht. Beide Aerzte begegneten sich aber in der zusammenstimmenden Ueberzeugung, daß Mirabeau kein Gift empfangen habe. Aber ihre eigene Behandlung der Krankheit schien dadurch weder an Klarheit noch an Sicherheit und Erfolg gewonnen zu haben. Le Petit hatte es gestern, als ihn Mirabeau ernstlich fragte, nicht länger verheimlichen können, daß er keine Hoffnung mehr für die Erhaltung Mirabeau's hege.

Mirabeau hatte am gestrigen Tage, unter Beisein des Grafen de la Marck, sein Testament gemacht. La Marck bat ihn, in diesem Testament unbedingt und rückhaltslos Alles anzuordnen, was er vollzogen zu sehen wünsche, und, wo die Summen nicht ausreichten, es zu genehmigen, daß dieselben alsdann von ihm zugeschossen würden. Mirabeau nahm dies mit einem heitern Dankesblick an. Die größten und umfassendsten Vermächtnisse bestimmte er für die Nehra und den kleinen Coco.

Heut aber war Mirabeau mit einer wunderbar kräftigen Erhebung seines ganzen Wesens von seinem Lager aufgestiegen. Cabanis folgte ihm erstaunt und ängstlich zu dem Fenster, zu welchem Mirabeau mit raschen und gewaltigen Schritten sich hinbegab. Mirabeau öffnete das Fenster, zu welchem die ersten Strahlen der Frühsonne hereindrangen, und sog begierig die einströmende Luft in sich auf. Alle seine Bewegungen verriethen die neue Energie, die in den einst so mächtigen Körper zurückgekehrt zu sein schien. Aber seine Physiognomie hatte noch immer den unheilvollen, erschreckenden, und das Schlimmste andeutenden Ausdruck, den sie seit einigen Tagen angenommen.

Mein Freund, sagte Mirabeau jetzt, vor dem ge-

öffneten Fenster stehend, mit fester Stimme und ruhigem Ton: ich werde heut sterben! Wenn man so weit ist, dann hat man nichts weiter mehr zu thun, als sich mit Düften zu salben, mit Blumen zu kränzen, und mit Musik zu umgeben, um sich angenehm in den Schlummer hinüberzuträumen, von dem man niemals wieder erwacht!*)

Cabanis wollte ihn ängstlich vom Fenster zurückziehen, weil er die Einwirkung der frühen Morgenluft für schädlich hielt.

O lieber Freund Cabanis, entgegnete Mirabeau, Du bist ein großer Arzt, aber es giebt noch einen viel größeren Arzt, als Du bist, und das ist der Urheber des Windes, der Alles fortschleudert, des Wassers, das Alles durchdringt und befruchtet, des Feuers, welches Alles belebt oder zerstört! Dieser große Arzt und Urheber, nenne ihn wie Du willst, aber ich kenne ihn doch, hat heut Morgen mein Loos entschieden, und ich bin darüber fröhlich!

Dann ließ er sich einen Lehnsessel an das offene Fenster rücken und betrachtete die Bäume seines kleinen Gartens unter ihm, an denen das erste Frühlingsgrün in den anschwellenden Blättern und Knospen

*) Cabanis Journal de la maladie de Mirabeau p. 306.

zu keimen begann. In diesem Augenblick trat die Sonne voll und strahlend am Himmel heraus.

Sieh, Cabanis, sagte Mirabeau, auf die Sonne hindeutend, wenn das nicht Gott ist, so ist es doch gewiß sein allernächster Anverwandter und Vetter.

Mirabeau ließ darauf seinen Kammerdiener herbeirufen, um sich vollständig und in einer solchen Toilette, wie er sie schon seit längerer Zeit nicht mehr angelegt, ankleiden zu lassen. Nachdem dies Geschäft an ihm beendigt worden, schien sein Gesicht plötzlich den vollständigen Ausdruck des Todes anzunehmen. Aber es war ein Tod, der so voll Leben war, daß sein lächelnder und leuchtender Ausdruck schon allen Kampf und alle Zweifel überwunden zu haben schien. Mirabeau hatte Sehnsucht, Menschen zu sprechen, und bat seinen Freund, der gestern den ganzen Tag hindurch alle Besuche von ihm fern gehalten, ihm heut die Gesichter aller seiner Freunde, die ihn noch liebten, ganz und vollständig zu gönnen.

Die erste Meldung, die heut geschah, kam wie gewöhnlich von dem König, der bisher jeden Morgen geschickt hatte, um sich mit angelegentlicher Bestellung nach dem Befinden Mirabeau's erkundigen zu lassen, und dies auch heut nicht versäumte. Als sich Mirabeau wieder mit Cabanis allein befand, sagte er in

einem plötzlich wieder traurig werdenden Ton: Ich bedauere diesen guten König von ganzem Herzen. Es schmerzt mich wie eine Wunde, an ihn zu denken. Er ist preisgegeben und verrathen. In seiner ganzen Umgebung hat er nur einen einzigen Mann, und das ist seine Frau!*)

Dann ließ sich eine Deputation melden, welche der Club der Jacobiner an Mirabeau abgesandt hatte, um ihm die Theilnahme der Gesellschaft an seinem Krankenlager auszudrücken. Mirabeau sann einen Augenblick betroffen nach, und ließ dann die Herren zu sich führen, an deren Spitze er Barnave erblickte. Barnave war in solcher Bewegung, daß er sich nur mit einem laut ausbrechenden Schluchzen Mirabeau nähern konnte, welcher, gerührt von diesem Ausdruck eines edeln und gefühlvollen Gegners, mit dem er sich so oft im Feuer der Debatte und der Parteileidenschaft gegenübergestanden, seine Arme nach ihm ausbreitete.

Barnave konnte nur einige Worte sprechen, da er seiner Thränen nicht mehr Herr zu werden vermochte. Ach, sagte Mirabeau, indem er den trefflichen Mann herzlich an sich drückte, da muß man wohl das Leben

---

*) „Le Roi n'a qu'un homme c'est sa femme."

bedauern, wenn man einen solchen Freund findet in dem Augenblick, wo man es verläßt! *)

Dann musterte Mirabeau die zahlreiche Reihe dieser Deputation, die sich vor ihm aufgestellt hatte.

Ihr seid gewiß Alle gern zu mir gekommen, meine Freunde, sagte er, sie herzlich begrüßend.

In diesem Augenblick fiel ihm durch einen seltsamen und beinahe unheimlichen Zug der Gedanken ein, daß Alexandre von Lameth, welchen er unter den Jacobinern immer für seinen bösartigsten und unversöhnlichsten Gegner gehalten, nicht mit erschienen war.

Ich weiß nicht, warum mich gerade verlangt hätte, heut auch meinen ehrenwerthen Gegner, Alexandre von Lameth, hier zu sehen, sagte Mirabeau, fast ängstlich umherblickend. Alexandre Lameth hat sich gewiß geweigert, mitzukommen.

Er hat eine Scheu gehabt, die wir nicht überwinden konnten, entgegnete Pétion, der zu der Deputation gehörte. Der Club wählte ihn, aber er nahm es nicht an.

Nun, sagte Mirabeau, indem plötzlich ein Unwillen in ihm durchbrach, ich wußte wohl, daß er ein starker

---

*) Nach dem Bericht von Fissot II. 284.

Parteimann ist, aber mir war noch nicht bekannt, daß er zugleich ein Narr ist.

Aber die Empfindung, welche sich Mirabeau's bemächtigt hatte, schien einen düstern und unerklärlichen Schatten in seine Seele geworfen zu haben.

Die nächste Meldung aber, die ihm nach dem Abtreten der Jacobiner gemacht wurde, entriß ihn wieder diesem Gefühl, über das er sich durchaus keine Rechenschaft zu geben wußte. Es war Talleyrand, der Bischof von Autun, der jetzt das Präsidium der Nationalversammlung leitete, und sowohl im Auftrage der Versammlung, als auch aus seinem persönlichen Antriebe, an Mirabeau's Krankenlager trat.

Drei Mal täglich habe ich es versucht, zu Euch zu gelangen, mein theurer lieber alter Freund! sagte Talleyrand beim Eintreten, indem er zu Mirabeau heranschritt und die Hand desselben mit einem zierlichen Gefühlsausdruck ergriff. Aber es war unmöglich, durch die Volksmassen, die Euere Straße sperren, mit dem Wagen hindurchzukommen. Da mußte ich mich immer begnügt sein lassen mit den Nachrichten, die in Euerer Straße über Euer Befinden umherlaufen. Das Volk giebt jetzt sogar gedruckte Bulletins über Euch aus, die an allen öffentlichen Orten in

Paris ausliegen.*) Mein Gott, wie erschütternd ist es, Graf Mirabeau, daß Ihr so leiden müßt. Aber wenn es trösten kann, ein Ereigniß zu sein, so tritt der Fall hier für Euch ein. Es ist wahrlich ein Ereigniß für ganz Frankreich geworden, daß ein so kostbares Leben, wie das Eurige, in Gefahr schwebt. Wie ich gesehen, hat das Volk sogar in der Nähe Eures Hauses die Straßen verbarricadirt, damit Ihr durch das Geräusch der Wagen nicht gestört werdet.

Ich bedauere also, daß Ihr nun meinetwegen habt eine Strecke zu Fuß laufen müssen, sagte Mirabeau lächelnd. Aber ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. Es liegt mir viel daran, mit Euch im Einklang zu scheiden, denn ich habe Euch einst, ohne es zu wollen, verletzt. Ihr seht, wie glücklich ich bin, daß das Volk mein Haus umgiebt bis zum letzten Athemzug meines Lebens. Oh, Talleyrand, das ist ein gutes und gefühlvolles Volk, welches Ihr da gesehen habt. Dies Volk ist werth, daß man sich seinem Dienst weihe, und Alles thue, um ihm seine Freiheit aufzurichten und zu begründen. Es war mein Ruhm, mich ihm während meines ganzen Lebens gewidmet

---

*) Montigny VIII. 435.

zu haben, und jetzt fühle ich, wie süß es ist, in seiner Mitte zu sterben!*)

Ihr habt noch keine Zeit zu sterben, sagte der Bischof von Autun. Das Heil Frankreichs ist ja noch auf Euch gestellt, Graf Mirabeau!

Ihr werdet länger leben als ich, Talleyrand sagte Mirabeau mit einem ruhigen, gedankenvollen Ausdruck. Ihr werdet noch Viel in der Welt zu thun bekommen, und Euern Händen wird jeder nur irgend bildsame Stoff gehorchen. Wenn Ihr einst an Mirabeau denken wollt, so laßt es Euch angelegen sein, die engste und innigste Verbindung zwischen England und Frankreich herbeiführen zu helfen. In dieser Allianz liegt die einzige Gewährleistung für die Freiheit und Civilisation der heutigen Völker. Das ist mein politisches Testament, zu dessen Vollstrecker ich Euch ernennen möchte, sowie ich mir auch erlaubt habe, Euch zu Einem meiner bürgerlichen Testamentsvollzieher zu bestimmen.**)

Talleyrand küßte ihn drei Mal auf die Wange, und sagte dann, daß die innere Bewegung, von der er sich überwältigt fühle, ihm nicht gestatte, länger zu verweilen. Er versprach am andern Tage wiederzu-

---

*) Cabanis p. 297.

**) Montigny VIII. 459

kommen, und entfernte sich dann eiligst aus dem Zimmer. —

Bald darauf trat der Graf de la Marck ein, der ein heimliches Gespräch mit Mirabeau begehrte. Cabanis entfernte sich in ein Nebenzimmer, und La Marck brachte eine Angelegenheit zur Sprache, über welche sie schon vor einigen Tagen mit einander verhandelt hatten. Mirabeau kam ihm diesmal schon mit seiner Erklärung entgegen, und sagte: Mein Freund, Ihre Sorgsamkeit ist wohl begründet. Allerdings habe ich eine Menge geheimer Papiere bei mir, wodurch sich viele Menschen auf das Gefährlichste compromittirt sehen könnten, besonders aber auch diejenigen Personen, welche ich so gern den sie umdrohenden Gefahren entrissen hätte. Am klügsten wäre es vielleicht, alle diese Papiere heut, wo ich meinen Tod finden werde, zu vernichten, aber ich gestehe, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Denn ich muß hoffen, daß die Nachwelt einst in diesen Papieren die beste Rechtfertigung meines Verhaltens in der letzten Zeit, ja die eigentliche Ehre meines Gedächtnisses finden wird. Ich übergebe Euch diese Papiere damit Ihr sie unseren Feinden entzieht, welche schon unten auf der Straße wie Raubvögel auf diese Beute lauern. Aber ihr müßt mir ver-

sprechen, La Marck, daß Ihr diese Papiere einst bekannt machen wollt, denn Euerer Freundschaft und Treue ist es vorbehalten, durch die Veröffentlichung dieser Schriften mein Andenken und meine Ehre zu wahren!*)

La Marck reichte seinem Freunde feierlich die Hand, und empfing jetzt aus den Händen Mirabeau's einen Schlüssel mit dem Bedeuten, damit das geheime Schubfach eines Wandschrankes zu öffnen. Die darin vorgefundenen, wohlgeordneten und eingewickelten Papiere verbarg La Marck dann sorgfältig in seiner Tasche. —

Indem La Marck und Mirabeau, nahe nebeneinandersitzend, sich noch vertraut zu unterhalten fortfuhren, bemerkte Mirabeau nicht, daß sich inzwischen der Hintergrund seines Zimmers mit verschiedenen Gestalten von Männern und Frauen anzufüllen begonnen. Es hatte sich dort eine schweigende und erwartungsvolle Gruppe aufgestellt, die nicht näher zu treten wagte, und trauernd und feierlich auf den Moment harrte, wo Mirabeau ihrer ansichtig geworden wäre. Von Zeit zu Zeit öffnete sich die Thür von Neuem, und noch Andere traten ein, welche

---

*) La Marck I. 956.

auf die Beachtung Mirabeau's ein großes Recht zu haben schienen.

Mirabeau wurde jetzt aufmerksam, richtete sich verwundert und bewegt von seinem Sessel auf, und betrachtete die Gestalten, von denen sich ihm jetzt einige zu nähern begannen, während andere noch im Hintergrunde zurückblieben.

Wer seid Ihr? sagte er mit einer Stimme, die froh und bange zugleich erklang. O mein Gott, ich kenne Euch! Ihr seid alle die Gestalten meines Lebens, die ich einst geliebt und geehrt habe. Auch Du, Henriette, meine süße Freundin? Du siehst bleich aus, wie der Tod, Yet-Lie. Nicht wahr, Du hast Dich von Deinem Krankenlager aufgerafft, um mir noch einmal den Gruß Deiner Augen zu spenden. Und das ist Freund Coco an Deiner Hand, den Du mir noch einmal bringen wolltest. O, das ist die traute Horde Mirabeau's! Lebt wohl, lebt Beide wohl!

Henriette breitete mit einem Schmerzensschrei ihre Arme nach ihm aus, aber er winkte ihr, sich ihm nicht mehr zu nähern.

Und das ist Chamfort! Und das ist Condorcet! Und das ist das beste Herz mit der beredtesten Zunge, das ist der Abbé Cerutti! rief Mirabeau mit leuch-

tenden Augen, indem er mit seinem Finger erstaunt auf die genannten Personen deutete. Du sollst mir die Leichenrede halten, Cerutti. Willst Du das?

Cerutti grüßte ihn mit einer ernsten, wehmuthsvollen Gebärde.

Ach, und das ist meine alte, treue Freundin, Madame Helvétius! fuhr Mirabeau fort, indem er vor der ehrwürdigen, in Thränen ausbrechenden Frau die am Arm ihres Freundes Cabanis in einer Ecke des Zimmers lehnte, sich mit tiefen Grüßen neigte.

Und dieser artige Page, welcher dort steht? fragte Mirabeau weiter.

La Marck flüsterte ihm zu, daß die Königin diesen Pagen abgesandt habe, um sich nach Mirabeau zu erkundigen und dem Kranken ihre Theilnahme auszudrücken.

O die Königin! rief Mirabeau erschüttert. Ich hätte gern mein Leben gelassen, um das ihrige, welches so kostbar und schön ist, zu erhalten!

Sein Auge verweilte jetzt auf seiner Schwester, die mit einer andern schwarzgekleideten Dame, deren Hand sie in der ihrigen hielt, hinten an der Thür stand.

Das ist meine Schwester! Mit einer Treue und Zärtlichkeit ohne Gleichen haben wir Beide uns ge-

liebt! sagte Mirabeau, indem er der Frau von Saillant seine Küsse zuwinkte. Und wen hast Du mit Dir gebracht, meine Schwester? Wen hast Du mit Dir gebracht?

Mirabeau erkannte seine Frau, Emilie von Marignane, die ihn aus der Ferne mit einer fast ehrerbietigen Liebe grüßte. Er streckte die Hand mit einer lächelnden versöhnungsvollen Gebärde nach ihr aus. Aber dann begann er zu schwanken und hintenüber zu taumeln. Cabanis und Chamfort ergriffen ihn in ihren Armen, und führten ihn auf seinen Sessel zurück.

Und Ihr seid Alle gekommen, Ihr Alle, die ich liebte, um den Todesreigen um mich zu schlingen! rief er nach einer Pause, mit einer merkwürdig veränderten Stimme. Als ich heut Morgen aufstand, rief ich nach Musik, nach Blumen und Kränzen! Und Ihr seid gekommen, und habt mich noch einmal mit den Kronen der Liebe geschmückt, und Euer Abschiedsgruß tönt sänftigend durch meine großen Schmerzen! Habt Dank!

In diesem Augenblick aber wurde er von so furchtbaren Krämpfen ergriffen, daß er es nicht mehr aushalten zu können erklärte. Dann klagte er über heftige Schläge in seinem Kopf und bat seine Aerzte, ihm Opium zu geben, um sich durch Schlummer von

seinen Qualen zu retten. Dann aber hörte sein Athem plötzlich auf zu gehen. Mirabeau war todt. —

Von seinem Hause her, vor welchem das Volk in dichtgedrängten, feierlichen Schaaren diese Nachricht empfing, verbreitete sich die Todeskunde wie ein anschwellender, brausender Strom durch ganz Paris, und hallte in allen Herzen wieder. — —

An demselben Tage, wo Mirabeau starb, diente ein zweifelhaftes Ereigniß, das sich in seinem Hause zutrug, zur Bestätigung der düstern Gerüchte, die über seinen Tod und die ihm vorangegangene Krankheit in allen Kreisen von Paris umherliefen. Mirabeau's Schreiber, der junge Camps, wurde auf dem Boden des Hauses gefunden, wo er eben den Versuch gemacht hatte, sich zu erhängen. Man hatte ihn schon in einer verdächtigen Aufregung und Verwirrung die Treppe hinaufstürzen sehen, indem er unaufhörlich schrie: Gift! Gift! Welch' eine Schandthat!*) Es gelang, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, aber er stellte sich irrsinnig, ohne durch seine weiteren Aeußerungen zur Aufstellung des räthselhaften Dunkels etwas beizutragen. An seiner Person konnte nur sein heimlicher Umgang mit den Jacobinern, namentlich

*) Montigny Mémoires sur Mirabeau VIII. 471.

mit Alexandre Lameth, verdächtig gefunden werden. Die immer allgemeiner sich verbreitenden Gerüchte, mit denen sich die lauten Klagen des Volkes verbanden, veranlaßten die Staatsanwaltschaft, auf die Oeffnung der Leiche Mirabeau's zu dringen. Vier Aerzte erklärten sich mit der größten Bestimmtheit für die Meinung, daß Mirabeau vergiftet worden sei. Vier andere Aerzte wollten mit derselben Bestimmtheit das Vorhandensein des Giftes im Körper läugnen. Diese letzteren waren zum Theil als Männer bekannt, welche es für ihre Pflicht hielten, die Parteien zu versöhnen, statt sie zu einem noch erbitterteren Kampf gegen einander aufzuregen. Die Familie Mirabeau hat stets den Glauben festgehalten, daß Mirabeau seinen Tod durch Gift gefunden habe.

Die Bestattung Mirabeau's wurde eine Nationalfeier, in der sich alle Stände und Parteien, das ganze Volk, alle Behörden, die Minister und die Nationalversammlung, die Truppen des Königs und die Nationalgarden, zu einem niegesehenen, von Trauer und Begeisterung wogenden Zuge vereinigten. Die Priester waren mit einem Corps von Musikern vorausgeschritten, die auf fremden, bisher noch selten gehörten Instrumenten, die man erst seit Kurzem in Paris eingeführt hatte, namentlich dem Tamtam und der ge-

waltigen Trombone, herzzerreißende Klagemelodien spielten. Das Volk, in einen wunderbaren stillen Schmerz gehüllt, blickte unaufhörlich, und mit fließenden Thränen in den Augen, auf den Sarg Mirabeau's, der mit der Bürgerkrone und allen militairischen Attributen geschmückt, von zwölf Nationalgardisten und vier Mitgliedern der Nationalversammlung dahingetragen wurde. Hinter dem Körper her wurde das Herz Mirabeau's, mit einer Blumenkrone geschmückt, fortgeführt. Der Club der Jacobiner, der, nur mit Ausnahme einzelner Personen, sich vollständig diesem Trauergeleit angeschlossen hatte, schritt unmittelbar hinter der Nationalversammlung einher. In der Kirche Sainte-Geneviève, wo der Körper Mirabeau's beigesetzt wurde, hielt der Abbé Cerutti die Leichenrede.

Bald darauf begehrte das Departement von Paris, daß das Pantheon dem Begräbniß der großen Männer Frankreichs geweiht werde, und daß der Körper Mirabeau's darin zuerst aufgenommen werden solle. Der Jacobiner-Club beschloß, auf dem Altar in seinem Sitzungssaale auch die Büste Mirabeau's, neben denen von Jean Jacques Rousseau und Helvétius, als die dritte aufzustellen. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Jacoby & Steinthal in Berlin.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Siebentes Buch.

Die National-Versammlung.

		Seite
I.	Der fünfte Mai	3
II.	Spaziergang nach Trianon	31
III.	Der Marquis Riquetti von Mirabeau	61
IV.	Die ersten Republikaner	91
V.	Ein Sarg	122
VI.	Der Kampf um die Bastille	136
VII.	Ludwig XVI. und Marie Antoinette	173

Achtes Buch.

Mirabeau's Tod.

I.	Die Aristokraten	221
II.	Madame Le Jay und das Veto	257
III.	Die Oktobertage	280
IV.	Die Reise zur Königin	320
V.	Der Retter der Monarchie	330
VI.	Mirabeau bei den Jacobinern	344
VII.	Gift	369
VIII.	Mirabeau's Ende	388

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundt, Theodor

Graf Mirabeau

Bd.: 4

Berlin (1858)
P.o.germ. 968 sp-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115298-0